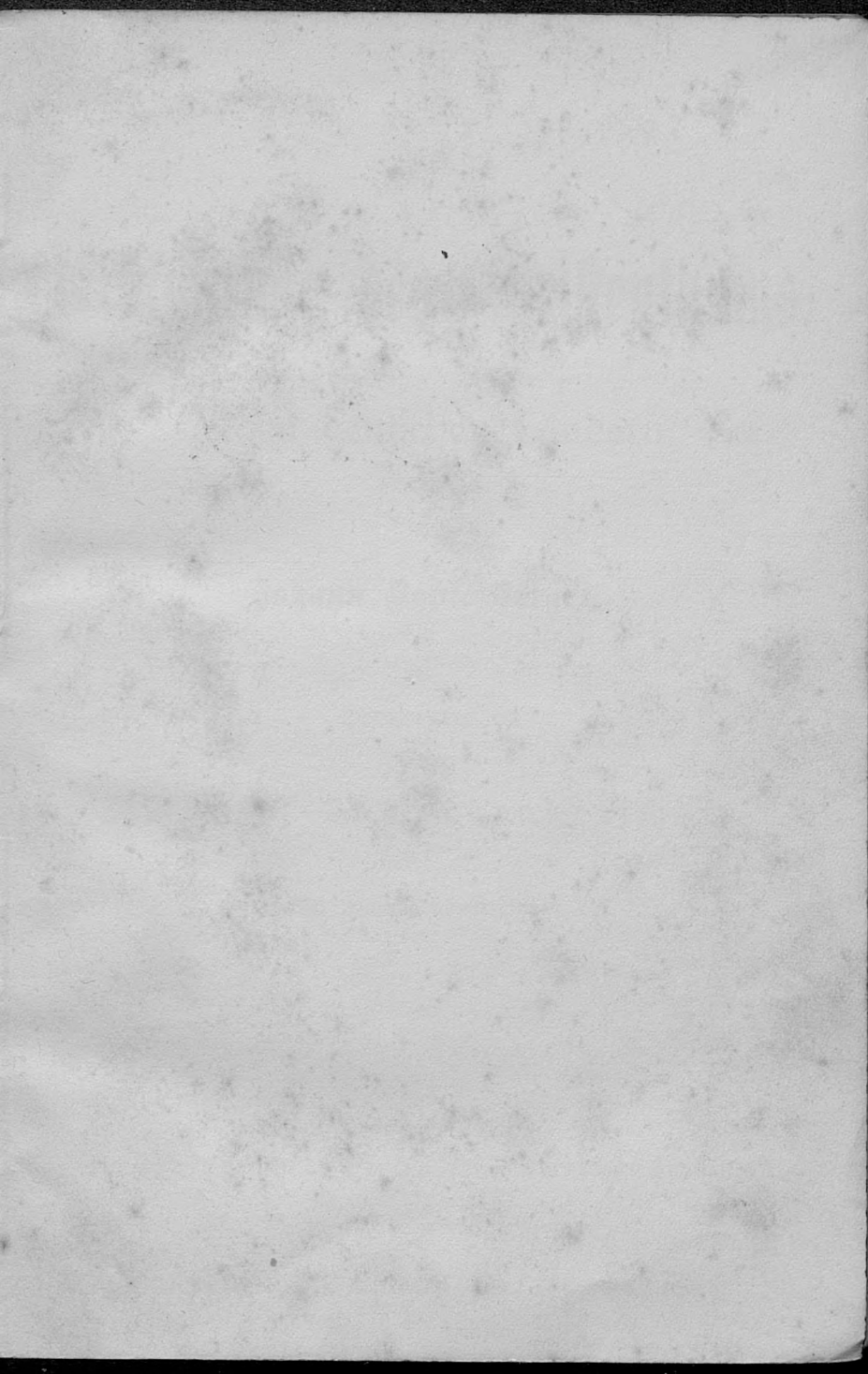


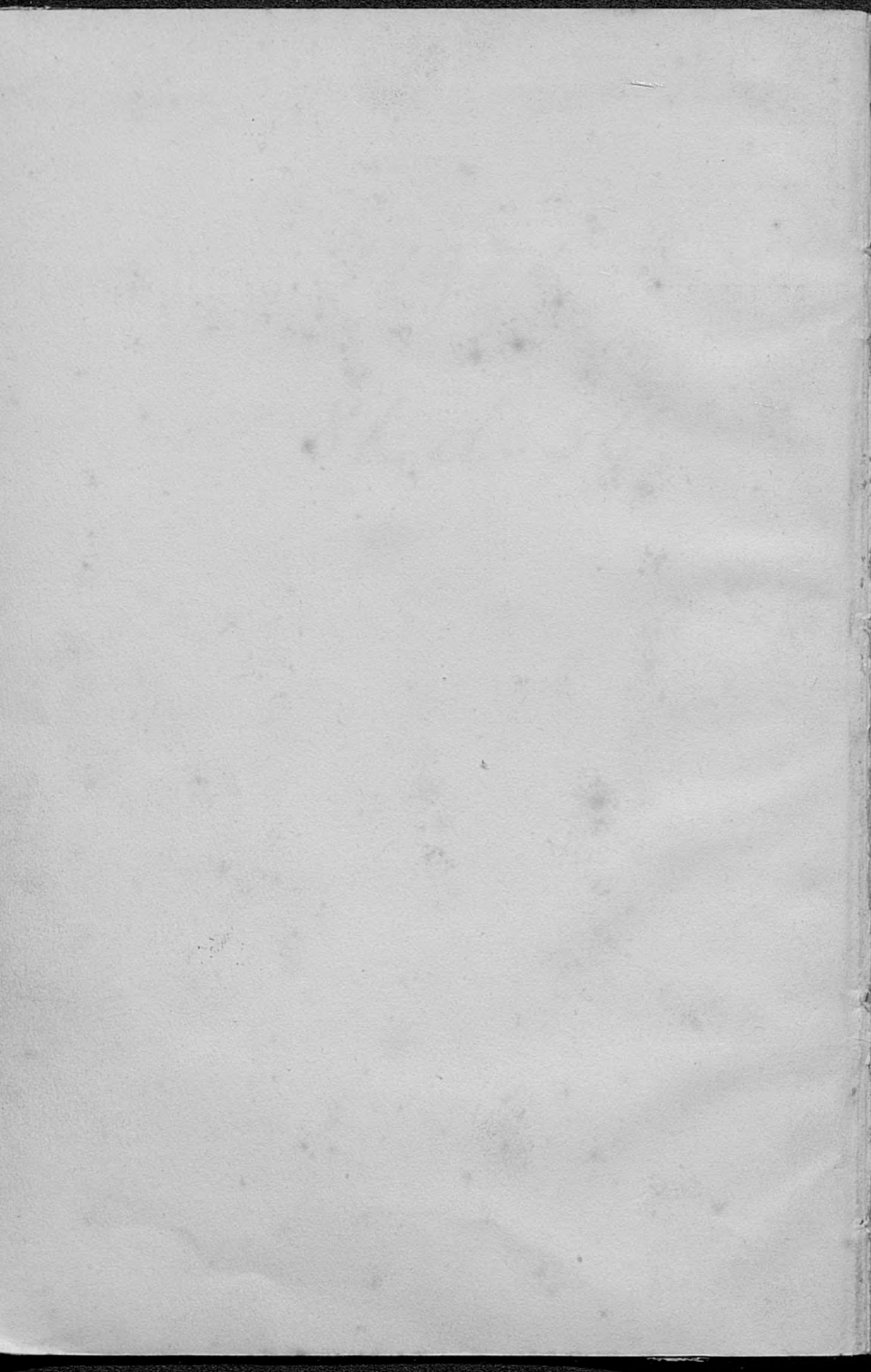
8
GEN PT



14978.

81. d. 56.





1/2 Brief.

Die
Einführung des Christenthums
in den deutschen Ländern.

Von
Johann Bapt. Berger.

Herausgegeben

von der

St. Josef-Bücherbruderschaft.

Mit zwanzig Illustrationen.



Klagenfurt.
Im Verlage der St. Josef-Bücherbruderschaft.
1898.

ES I 14978

Alle Rechte vorbehalten.



St. Josef-Vereins-Buchdruckerei in Magdeburg.

Vorwort.

Die Einführung des Christenthums in den deutschen Ländern, das heißt die Verkündigung und allmähliche Erstarfung christlichen Glaubens und christlicher Sitte auf deutschem Boden, soll dem Volke in Wort und Bild vorgeführt und geschildert werden: das ist der Zweck des vorliegenden Buches. Es will zeigen, wie sich der Glaube an den Sohn Gottes, Jesus Christus, nicht bloß in einzelnen Familien, Städten und Bezirken ausbreitete, sondern wie sich förmliche christliche Gemeinden bildeten mit Bischöfen und Priestern, mit Kirchen und Schulen, wie mit einem Worte die vorher heidnischen Länder deutscher Zunge christlich wurden. Von den Anfängen des Christenthums bis zum Zeitpunkt, wo Land und Volk der Mehrzahl nach christlich waren, reicht daher die zeitliche Grenze unserer Aufgabe. Räumlich handelt es sich um die deutschen Länder, das heißt nicht etwa um das heutige Deutsche Reich, sondern um alle Länder, welche gegenwärtig deutsch sprechen und deutsch sind, um „das ganze Deutschland,“ wie es der Dichter nennt: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt: das soll es sein!“ Das sind die deutschen Länder.

Die nähere Bestimmung der Schrift als Vereinsgabe der St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt verlangte eine verhältnismäßig eingehendere Berücksichtigung der südöstlichen Länder Deutschlands, speciell Oesterreichs, ohne Ausschluß der übrigen

deutschen Länder. Die einschlägigen Abschnitte aus der Weltgeschichte wurden nicht als bekannt vorausgesetzt, sondern den Darstellungen aus der Kirchengeschichte stets vorangeschickt. Was über die Verbreitung des Christenthums in unseren Ländern zuverlässig feststeht, soll dem Volke in verständlicher Form erzählt werden. Die geschichtlich beglaubigten Thatsachen wurden von dem, was bloß durch Sage und Legende überliefert ist, stets unterschieden.

Es erschien als unerlässlich, manche Streitfragen über kirchliche Zustände, über einzelne Glaubensboten und Märtyrer in gemeinverständlicher Form vorübergehend zu berühren, da unsichere Nachrichten ebensowenig als sichere hingestellt, als völlig übergangen werden sollten, und andererseits gerade die älteste Kirchengeschichte unserer Länder sich aus einer förmlichen Kette dunkler und schwankender Nachrichten zusammensetzt.

Sie zerfällt in zwei oder auch drei Abschnitte: die ersten Anfänge des Christenthums fallen in die Zeit der Römerherrschaft. Es war eine Missionsthätigkeit in deutschen Ländern, aber nicht unter deutschen Völkern. Dann kam die große Völkerwanderung und mit ihr der Verfall und theilweise Untergang christlicher Cultur und Sitte auf deutschem Boden; und zuletzt die Wiederherstellung oder die eigentliche Bekehrung Deutschlands seit der Völkerwanderung. Sie war entweder eine Mission unter theilweise christlichen oder auch unter noch völlig heidnischen Stämmen.

„Die Einführung des Christenthums in die deutschen Länder“ schließt sich an die Geschichte der „ersten christlichen Jahrhunderte“ an. Was hier über die Verbreitung der christlichen Kirche in allen Theilen des römischen Weltreiches berichtet wurde, wird in vorliegendem Buche räumlich beschränkt auf die deutschen Länder und zeitlich fortgeführt über die ersten christlichen Jahrhunderte hinaus bis zur Bekehrung des letzten deutschen Landes. Darüber sind mehr als zwölf Jahrhunderte vergangen.

Möge angesichts der Mühen und Beschwerden, welche die Glaubensboten unserer Länder auf sich nahmen, um uns die Segnungen des Christenthums zu vermitteln, die Liebe des christlichen Volkes zur Kirche Jesu Christi, die sich wie allwärts, so auch auf deutschen Boden als die wahre Lehrmeisterin und Mutter der Völker erwies, stets lebendiger und inniger werden.

Passau, im Februar 1898.

Der Verfasser.

Verzeichnis der benützten Schriften und Bücher.

- Bildinger, Oesterreichische Geschichte. I. Band. Leipzig 1858.
 Emmerich, Der hl. Kilian. Würzburg 1896.
 Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands. Zwei Bände. Bamberg 1867—1869.
 Friedrich, Das wahre Zeitalter des hl. Rupert. Bamberg 1866.
 Glück, Die Bischümer Noricums zur Zeit der römischen Herrschaft. 1855.
 Greith, Geschichte der altirischen Kirche. Freiburg 1867.
 Grupp, Culturgeschichte des Mittelalters. I. Band. Stuttgart 1894.
 Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. I. u. II. Band. Leipzig 1887—1889.
 Hefele, Geschichte der Einführung des Christenthums in Südwestdeutschland. Tübingen 1837.
 Huber, Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christenthums in Südostdeutschland. Vier Bände. Salzburg 1874—1875.
 Kerschbaumer, Geschichte des Bisthums St. Pölten. I. Band. 1875.
 Kiemer, Die Einführung des Christenthums im mittleren Südostdeutschland. Schaffhausen 1858.
 Klein, Geschichte des Christenthums in Oesterreich u. Steiermark. Wien 1840.
 Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Freiburg 1895.
 Koch-Sternfeld, Begründungen zur ältesten Prosa- und Kirchengeschichte von Bayern und Oesterreich. Regensburg 1854.
 Koch-Sternfeld, Das Christenthum und seine Ausbreitung vom Beginn bis zum achten Jahrhundert. Regensburg 1855.
 Kuhlmann, Der hl. Bonifacius. Paderborn 1895.
 Lamprecht, Deutsche Geschichte. I. Band. Berlin 1894.
 Leo, Der hl. Fridolin. Freiburg 1886.
 Menzel-Wolfgang, Allgemeine Weltgeschichte. IV. Band. Stuttgart 1863.
 Mittermüller, Das Zeitalter des hl. Rupert. Straubing 1855.
 Montalembert, Die Mönche des Abendlandes. I. u. II. Band. Regensburg 1860.
 Pfahler, St. Bonifacius. Regensburg 1880.
 Ratzinger, Forschungen zur bayerischen Geschichte. Rempten 1898.
 Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Zwei Bände. Göttingen 1848.
 Riezler, Geschichte Bayerns. I. Band. Gotha 1868.
 Ritter, Das Leben des hl. Severin von Eugippius. Linz 1853.
 Schrödl, Passavia sacra. Passau 1879.
 Seefried, Die ecclesia Petena und das Zeitalter des hl. Rupert. Augsb. 1892.
 Seiters, Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845.
 Sepp, Dr. Bernhard, Vita Sancti Emmerami authentica. Brusellis 1889.
 Sepp, Dr., Vita Sancti Hrodberti primigenia authentica. Regensb. 1891.
 Sepp, Dr., Die Berechnungen des Todesjahres des hl. Rupert. München 1896.
 Stabell, Lebensbilder der Heiligen. Zwei Bände. Schaffhausen 1865.
 Stolle, Das Martyrium der thebäischen Legion. Breslau 1891.
 Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. I. Band. 6. Auflage. Berlin 1893.
 Weiß, Weltgeschichte. III.—V. Band. Graz und Leipzig 1891.
 Weyer und Welte, Kirchenlexikon. 2. Auflage. Herder, Freiburg.
 Widmann, Geschichte des deutschen Volkes. Paderborn 1894.
 Zimmermann, Der hl. Bonifacius. Einsiedeln 1872.
- Längere Citate, sowie sonst noch benützte Schriften und Bücher wurden an Ort und Stelle namhaft gemacht.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	III
Verzeichniß der benützten Schriften und Bücher	VI

I. Abschnitt.

Das Christenthum in deutschen Ländern während der Römerzeit.

1. Die deutschen Länder. Ihre Urgeschichte. Land und Volk. Religion. Römerherrschaft	1
2. Der erste Same des Christenthums	20
3. Die Anfänge des Christenthums in den Donauländern	26
Die österreichischen Donauländer nördlich der Alpen	27
Die österreichischen Alpenländer	35
Auf bayerischem Gebiete	41
4. Die Anfänge des Christenthums in den Rheinkändern	51

II. Abschnitt.

Der Verfall und theilweise Untergang des Christenthums auf deutschem Boden während der Völkerwanderung.

1. Die religiösen und sittlichen Zustände der deutschen Länder zu Anfang der Völkerwanderung	71
2. Die Völkerwanderung	77
3. Der hl. Severin	83

III. Abschnitt.

Das Christenthum in deutschen Ländern seit der Völkerwanderung.

1. Das Christenthum in Bayern und Oesterreich	103
Der heilige Bischof und Glaubensprediger Rupert	108
Der heilige Bischof und Märtyrer Emmeram	117
Der hl. Corbinian, erster Bischof von Freising	122
2. Das Christenthum im südwestlichen Deutschland (in Schwaben, Württemberg, Baden, Elsaß, Vorarlberg und der Schweiz)	127

Der hl. Fridolin	132
Die Heiligen Columban und Gallus in Deutschland . . .	136
Die heiligen Glaubensboten Magnus und Theodor, Trudpert und Pirmin	150
3. Das Christenthum am Main (in Thüringen)	157
Der hl. Kilian und seine Genossen	159
4. Das Christenthum am Rhein und in Friesland	161
Der hl. Amandus	171
5. Der hl. Bonifacius, Apostel der Deutschen, und seine Gefährten	174
6. Die Bekehrung der Sachsen unter Kaiser Karl dem Großen . .	201
7. Leben und Wirken Karls des Großen für das Wohl der Kirche	211
8. Das Christenthum unter den slavischen Völkern auf deutschem Boden.	
Herkunft der Slaven. Zusammentreffen mit den Deutschen . .	221
Die Anfänge der Slavenbekehrung. Das Christenthum unter den Kärntner Slaven	226
Bischof Virgil von Salzburg	231
Die Unterwerfung und Bekehrung der Awaren unter Karl dem Großen. Das Christenthum im Lande unter der Enns. Kirchliche Ordnung der österreichischen Slavenländer überhaupt . . .	237
Die Bekehrung der Slaven im Nordosten Deutschlands . . .	247

I. Abschnitt.

Das Christenthum in deutschen Ländern während der Römerzeit.

Von Christus bis zum Untergange des weströmischen Reiches, 476.

1. Die deutschen Länder. Ihre Urgeschichte. Land und Volk. Religion. Römerherrschaft.

Die Länder, welche heute zu den deutschen zählen, waren nicht von jeher von deutschen Volksstämmen bewohnt. Die Urheimat unserer Väter war Asien; von dort wanderten sie nach Europa ein. Das beweist noch unsere Sprache, welche mit der Sprache der Perser und Indier verwandt ist; darauf deuten alte Sagen und Erinnerungen hin, welche sich erhalten haben. So wollen zum Beispiel die Franken von Troja gekommen sein, jener uralten Stadt an der Westküste Kleinasiens, deren zehnjährige Belagerung und grauenhaften Untergang die alten Heldengedichte Homers schildern. Der Weg, auf welchem die Germanen — so hießen die alten Deutschen — nach Europa kamen, war ohne Zweifel der Landweg über das heutige Rußland. Sie waren nicht die ersten, welche Europa betraten und besiedelten. Europa war schon lange vor ihnen bewohnt. Die Finnen oder Lappen scheinen die erste Völkerwelle gewesen zu sein, die sich über Europa ergoß, die Kelten die zweite. Die Finnen ließen sich vornehmlich im Norden Europas, in den Ostfeeländern nieder. Sie waren ein unentwickeltes, rohes Hirtenvolk, das am liebsten hoch oben auf den Bergen wohnte

und noch Waffen und Werkzeuge aus Stein hatte. Das Eisen war ihnen noch unbekannt.

Dann kamen die Kelten, ein Volk von hoher Begabung und vorgeschrittener Bildung. Nicht mehr mit Waffen und Hämmern von Stein, sondern mit den besseren und härteren Bronzewaffen eroberten sie ungefähr sechshundert Jahre vor Christus Mittel- und Westeuropa und behaupteten es jahrhundertlang. Auch die Abhänge der Alpen bis zur Donau und Enns und bis hinab an die Küste des Adriatischen Meeres waren mit Völkerschaften keltischer Abkunft besetzt.

Aber die Kelten entarteten und verweichlichten; da kamen die Deutschen, um sie zu unterwerfen oder im Kampfe zu vernichten. Kein Lied und keine Schrift erzählen uns mehr von jener Einwanderung und jenen Kämpfen. Als erobernde Kriegsheere kamen die Deutschen, aber in zweierlei Weise: Entweder als kühne Abenteurer, indem sich eine Schar kriegslustiger Männer an einen Führer angeschlossen, um in fremdem Lande Beute und Ruhm zu erwerben — Raub galt ja nicht als Schande; ein großer Räuber zu sein, galt vielmehr als ehrenvoll und preiswürdig — oder sie kamen, und das war die Regel, mit Weib und Kind und suchten Land zur Ansiedelung. Sie wollten Land am Rhein und an der Donau, an den Ufern der Rhone und der Seine, sie suchten es in Spanien und auf den verhängnisvollen Gefilden Oberitaliens. Langsam bewegte sich der Zug daher, im endlosen Tross der Frauen und Kinder, Herden und Hunde, in rohen Zeltwagen mit gekoppelten Pferden: Sechs Tage lang soll ein einziger Stamm, die Teutonen, am Lager des römischen Feldherrn Marius vorübergezogen sein. Hoch ragten die Riesenleiber der Krieger empor, trotzig leuchtete das Kampfesauge der lebensfrischen Frauen; die alten Frauen aber, grauhaarige Priesterinnen, zogen weißgekleidet dahin und schlugen während des Sturmes der Feldschlacht dröhnend die lederne Bedachung der Wagen zur Abwehr schädlicher Geister. Es war eine Art Völkerfrühling. Wie die Wandervögel zogen sie in hellen Haufen daher, unaufhaltsam drangen sie vor. Etwa fünfzig Jahre vor Christus, als der römische Feldherr Cäsar das heutige Frankreich den Römern unterwarf und zweimal über den Rhein in das innere Deutschland eindrang, war schon ganz Norddeutschland bis an den Rhein deutsch. Selbst jenseits des Rheines gab es schon Deutsche unter dem Könige Ariovist.

Im Jahre 72 vor Christus war er mit fünfzehntausend Germanen, die seiner Werbung folgten, über den Rhein gezogen. Nach vierzehn Jahren aber waren infolge wiederholter Nachzüge schon gegen hundertzwanzigtausend Germanen im Lande. Früher schon werden die deutschen Völker der Gothen an der Ostsee erwähnt. Zur Zeit des Kaisers Tiberius (14 bis 37 nach Christus) war auch schon das Land zwischen Rhein und Donau, mit dem schönen Wechsel von Bergen und Ebenen, mit seiner Fruchtbarkeit, seinem Wasserreichthum und seinem milden Klima, das Herz Europas, im Besitze deutscher Völker. Nur im Süden der Donau, hauptsächlich in Oesterreich, hatten die Kelten ihre alte Heimat gegen die heranstürmenden Deutschen noch behauptet, bis später im Toben der großen Völkerwanderung auch sie untergingen, nachdem sie schon vorher unter der Herrschaft der Römer aufgehört hatten ein selbständiges Volk mit alter Sitte und altem Volksleben zu sein. Was die deutschen Völker veranlaßt hatte, ihre alten Wohnsitze in Asien aufzugeben, wissen wir nicht. Vielleicht gewaltige Naturereignisse — eine uralte Ueberlieferung heidnischer Priester schrieb diese Völkerzüge der Wirkung gewaltiger Springfluten zu — oder Uebervölkerung oder beides.

Sie waren ein rauhes, aber dennoch treffliches Volk, diese Deutschen. Es waren keine Wilden, aber ihre Bildungsstufe war noch eine sehr geringe. Ihr ganzes Leben zeigt von großer Einfachheit: Neben hervorragenden guten Eigenschaften lassen sich auch große Schwächen und Fehler nicht verkennen. Als der erste Zug von Deutschen, von dem wir wissen, um das Jahr 200 vor Christus an der Donau erschien, da werden sie geschildert als ein seltsames Volk, männerreich und streitbar, ruhmredig und verwegen, dem Trunke zugänglich, der Arbeit abhold, unbekannt mit Schiffahrt und Ackerbau, voll Widerwillen gegen die Viehzucht, nur dem Kriege lebend. Es waren Männer von erschrecklichem Aussehen und gewaltigem Leibe. Einer von ihnen maß fünf Ellen. Der Gothe Maximin, welcher sich zum römischen Kaiser emporschwang, war acht Fuß hoch, Karl der Große sieben. Kaiser Konstantin, so erzählt ein römischer Geschichtschreiber, stellte unter seine römischen Legionssoldaten Deutsche als flankierende Thürme ein; man glaubte, einer schütze und wiege viele Römer auf. Von einem deutschen Volksstamm erzählt man, sie hätten oft Baumstämme ausgerissen und mit Felsblöcken im Kampfe geschleudert. Im Laufen und Springen

waren sie so gewandt, daß sie mit den Pferden Schritt zu halten und über vier bis sechs nebeneinander gestellte Pferde zu springen vermochten.

In der Zeit, wo das Christenthum seinen Siegeszug durch die Welt antrat, waren sie in der Gesittung schon mehr vorgeschritten. Der römische Geschichtschreiber Tacitus hat uns Land und Leute beschrieben. Noch schildert er sie als gewaltige Recken, trotzig blickte das blaue Auge in die Welt, üppig wallten die goldgelben Locken bis an die Schultern. Ihre gewaltige Körperkraft erprobte sich aber mehr im Kampfe als in Ertragung langdauernder Strapazen. Hitze und Durst vermochten sie nicht zu ertragen, an Hunger und Kälte hatte sie das Klima allmählich gewöhnt; Kleidung und Waffen waren höchst einfach: Thierfelle oder ein einfacher Mantel, durch eine bloße Spange oder Nadel zusammengehalten, Lanze, Speer und Schild, das war alles. Mehr, sagt Tacitus, galten bei den Deutschen gute Sitten als anderswo gute Gesetze. Die Frau besaß ein hohes Ansehen. Tacitus sagt hierüber: „Die Germanen glauben, den Frauen wohne eine Art weisevoller und vorbedeutender Kraft inne; darum verachten sie weder ihren Rath, noch setzen sie sich über ihre Wahrsprüche hinweg.“ Man hielt sie vielfach für wirkliche Wahrsagerinnen. Es entsprach dieses der sehr abergläubischen Naturanlage der alten Deutschen. Gerühmt wurde die eheliche Treue und Keuschheit der deutschen Frauen; jeder Frevel dagegen unterlag schweren Strafen. Sonderbar ist es, daß trotz des Ansehens der Frau gerade ihr der schwerste Theil der Arbeit im Hause zufiel, während die Männer müßig waren, soweit sie nicht durch Krieg und Jagd in Anspruch genommen wurden. In der Gastfreundschaft und Geselligkeit blieben die Deutschen hinter keinem Volke zurück. Einem Menschen das Obdach versagen und den Gast beleidigen, galt als Sünde; Tapferkeit und Kriegslust, ein hohes Ehr- und Freiheitsgefühl zeichnete sie aus, aber besonders hoch stand die deutsche Treue, freilich nicht gegen den Feind, aber gegen einander.

Ihre Schwächen und Laster waren namentlich Sucht zum Spiel, zum Trunk und zum Streit. So mäßig wie im Essen — denn man genoß hauptsächlich Obst, Wildbret, Käse, saure Milch — so unmäßig waren sie im Trinken. Das Getränk war Gerstenbier oder der aus Honig bereitete Meth. Am Rhein kannten und kauften sie auch Wein. Nichts gieng ihnen

über einen kräftigen Trunk. Ohne Bier und Meth war kein Fest und keine Versammlung zustande zu bringen. Dabei wurden förmliche Wettkämpfe im Trinken veranstaltet und es galt als Schande, wenn einer das Horn nicht auf drei Züge leeren konnte; viele leerten es mit einem Zuge. Man roch den alten Deutschen den Biergeruch schon von weitem an; — ein Römer, Kaiser Julian, fand, daß das Bier nach Ziegenduft roch, und als einmal Marc Aurel zwiebelduftende Juden traf, sagte er: „O Markomannen und Quaden“ — diese waren die Vorfahren der heutigen Bayern und Oesterreicher — „jetzt habe ich ein noch roheres Volk, als ihr seid, gefunden.“ Bei Todtenopfern, selbst bei religiösen Festen zu Ehren eines Gottes, bildete häufig den Mittelpunkt der Bierkessel. Während die kräftigen Männer zechten und auf der Bärenhaut lagen, mußten die Frauen, die Greise und die Schwachen Vieh und Feld besorgen. Die Frauen spannten das Tuch und mahlten das Mehl auf der Handmühle. Um Ackerbau kümmerte man sich überhaupt noch wenig, mehr um die Viehzucht, weshalb auch im Vieh das vorzüglichste Eigenthum der Deutschen bestand.

Wie bei den alten Völkern überhaupt, gab es auch bei den Deutschen Freie und Unfreie. Letztere konnten wie Sachen behandelt, gekauft und verkauft, ja selbst getödtet werden, ohne daß irgend eine Strafe darauf stand. Uebrigens war das Loß dieser Unfreien doch viel leichter, als dasjenige der römischen Sklaven. Die Kinder der Freien und Unfreien wuchsen miteinander auf und erhielten so ziemlich die gleiche Erziehung. Die Unfreien wurden nicht, wie bei den Römern, geschlagen oder zu Zwangsarbeiten angehalten. Nur wenn sie grob gefehlt hatten und der Herr zornig war, kam es wohl häufig vor, daß ein Unfreier ohneweiters erschlagen wurde. Zorn war eine alte Leidenschaft der alten Deutschen. Derselbe Herr, der seinen Unfreien im Zorn getödtet hatte, setzte wohl noch am selben Tage seine eigene Freiheit im Spiele ein. Das Rollen eines unglücklich fallenden Würfels entschied über sein Schicksal, vielleicht über sein Leben; denn als Unfreier konnte er jetzt ebenso leicht getödtet werden.

Das war das deutsche Volk — und sein Land? Dieses war noch größtentheils mit undurchdringlichen Wäldern und ausgedehnten Sümpfen bedeckt. Es hatte keine Städte; denn die alten Deutschen mieden Städtewauern wie Freiheitsfallen und

Kerkerwände. Selbst ihre Dörfer bestanden nur aus zerstreuten, von einander getrennten Hofstätten. Es waren meistentheils elende Hütten, aus Lehm und Pfählen aufgebaut, ganz rauchgeschwärzt und ohne Fenster. Thiere und Menschen wohnten unter dem gleichen Dache. Thierfelle dienten zum Lager und ein Holzblock zum Sitzen. Natürlich entwickelten sich diese rohen Holzbauten allmählich zu gefälligeren und freundlicheren Wohnungen, namentlich seitdem die Deutschen mit den Römern bekannt wurden. Die Holzhäuser wurden höher und geräumiger, erhielten Verzierungen durch Balkenstellungen und Farbe, und nicht leicht fehlten an den Wänden Waffen und Jagdtrophäen und ein Pferddekopf am Giebel. Letzterer Schmuck diente religiösen, beziehungsweise abergläubischen Zwecken.

Die Religion ist die Seele des Volkes. Sie war bei den alten Deutschen heidnischer Götterglaube. Wohl verehrte jeder Stamm seine besonderen Götter, aber in den Hauptpunkten stimmte doch die Religion der Deutschen im Norden mit dem Glauben der südlichen Stämme überein. Man glaubte an gute Götter und an böse, finstere Mächte, welche mit jenen im Kampfe lagen. Die guten Götter hießen Asen, mit ihnen streiten die rohen Riesen. Neben den Riesen hausen in der Erde, im Wasser und Wald und Haus die Zwerge, Elben und Wichte, Nixen und Kobolde, die das Volk noch lange als Heinzelmännchen verehrte und scheute.

Das Haupt der guten Götter ist nach altdeutscher Auffassung Wuotan oder Wodan, der Altvater der Götter und Menschen. Er galt als der mächtigste und weiseste Gott, der alles erschunt, an alles denkt und alle Wünsche gewähren kann. Dieser Wodanglaube war noch wie ein letzter Rest vom uralten Glauben an den einen, wahren Gott, den die alten Deutschen aus ihrer Heimat in Asien und von den Anfängen des Menschengeschlechtes her gerettet hatten. Zu Wodan betete man um Hilfe und Sieg, ihm weihte man die Kriegsbeute und sich selbst. Im Brausen des Sturmes glaubte man ihn zu sehen, wie er dahinzog, auf weißem Roße reitend, oder auf dem Himmelswagen fahrend. Die Milchstraße ist sein Weg, das Sternbild des Bären sein Wagen. Mächtig wallt der graue Bart und das Silberhaar; ein blauer Mantel umhüllt seine mächtige Gestalt, wenn er erscheint. Wälder und Berge, Bäume und Thiere waren ihm heilig. In verschiedenen Namen und Sagen ist die Er-

innerung an Wodan im Volke theilweise bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. So in der Sage vom „wüthenden Heere“, welches nach einem weitverbreiteten Aberglauben namentlich in den „zwölf Nächten“ von Weihnachten bis zum Feste der heiligen drei Könige durch die Luft zieht, geführt von einem Reiter auf weißem Rosse. Geradeso haben sich die alten Deutschen ihren obersten Gott Wodan vorgestellt, wenn er im Sturmesbrausen dahintritt. In seiner Himmelswohnung, Walhalla, thront Wodan mit den Helden, die in der Schlacht gefallen sind. Man hatte also den Glauben an die Unsterblichkeit nicht verloren. Darum bebte man nicht vor dem Schlachtentode; kam man ja dadurch zu Wodan, während es eine Schande war, den „Stroh-tod“ zu sterben.

Neben Wodan, dem Kriegsgotte, verehrte man den Gewittergott Donar, den Beschützer des Landmannes, des Ackerbauers und des Eigenthums. Zu ihm betete man um den befruchtenden Regen und um das wärmende Feuer. Er sollte die Menschen schützen gegen die verderblichen Mächte der Natur. Deshalb war er der Liebling des gewöhnlich mit Feldbau und Viehzucht beschäftigten Volkes. Ihm war die Ziege heilig, die den Menschen in die höchsten Gebirge hinauf begleitet, der rothe Fuchs, das Eichhörnchen und das Rothkehlchen. Ihn selber stellte man sich vor, roth wie die Farbe des Blitzes, ehe man ihn nennt, sei er da. Der Donnerstag war der Tag des Donar, ihm geweiht. Ihm war auch jene gewaltige Eiche bei Geismar in Hessen heilig, welche der hl. Bonifacius vor den Augen der Heiden fällte. Auch weniger erhabene Vorstellungen hatte man vom Donnergotte. So wußten die alten Deutschen über ihn zu erzählen, er habe auf einer Hochzeit vier Ochsen und acht Lachse gegessen und drei Tonnen Bier dazu getrunken. Noch nicht satt, habe er noch den ganzen Nachtmahl verzehrt.

Einer der schönsten Züge im altdeutschen Götterglauben ist die Sage von Baldur, dem Sohne des höchsten Gottes, dem freundlichen, schönen und reinen Lichtgotte. Er war der Liebling aller Götter, weise wie keiner, beredt und barmherzig. Träume, die seinem Leben Gefahr drohten, erschreckten die Götter. Sie beschloßen, sich Baldurs anzunehmen, aber während sie mit ihm spielten, brachte ihm sein böser Bruder Loki Verderben. Baldur ward von einer todbringenden Mistel getroffen und sank todt zur Erde, und dieses war das größte Unglück, das Götter und

Menschen traf. Die guten Götter waren sprachlos, dann weinten sie so heftig, daß keiner dem andern sein Leid sagen konnte. So die heidnische Sage. Sie erinnert an den Kampf des Lichtes und der Wärme mit dem kalten, finstern Winter im Laufe des Sonnenjahres. Baldur war ja der Gott des Lichtes. Aber die Sage hat noch eine höhere Bedeutung. Baldur war auch der Gott der Reinheit, Heiligkeit und Unschuld, der Liebling der Götter, aber bestimmt, zu sterben. Er stirbt unschuldig und alles trauert bei seinem Tode. So wird die Sage wie eine schöne Vorahnung von Jesus Christus, dem unschuldig leidenden Gottessohne, der auch dem Tode entgegengeht und dessen Tod die ganze Natur betrauert. Sie wird zu einem Nachklange uralter, prophetischer Weissagung, von welcher die alten Deutschen aus früheren Zeiten und einer früheren Heimat noch einzelne Erinnerung gerettet hatten.

Nicht Baldur allein, auch die andern Götter waren nach der altdeutschen Götterlehre dem Untergang verfallen. Man glaubte an einen allgemeinen Kampf der Riesen mit den Göttern und dieser Kampf endet mit dem Untergange beider und mit dem allgemeinen Weltbrande. Aber ein neuer Himmel und eine neue Erde entsteht, die Fluten fallen, die Erde taucht aus dem Meere und grünnet wieder und das Korn wächst darauf ungesät. Das Reich der Hölle ist gebrochen; Baldur und der gute Gott kehren wieder und alles Böse schwindet. Dann kommt der Mächtige zum Rathe der Götter, der Starke von oben, dessen Name das Lied nicht zu nennen wagt, und er ordnet und leitet alles. Es ist wieder der uralte Glaube an den Einen Gott und der Gedanke an eine Schuld und Wiederversöhnung, der darin zum Ausdruck kommt.

Der Glaube an den Einen, wahren Gott war also den alten Deutschen allerdings fremd geworden, aber mancher Nachklang aus dem alten Vaterhause war ihnen geblieben. Wenn sie Wodan als höchsten Gott, als Herrn und Schöpfer aller Dinge verehrten, so konnten die christlichen Missionäre auf den wahren Herrn und Schöpfer der Welt hinweisen. Wenn ihnen der Götterglaube sagte, bei der Erschaffung des Menschen hätten drei Götter zusammengewirkt, und wenn mancherorts bei Eidesleistungen drei Götter angerufen oder in manchen Tempeln drei Götter verehrt wurden, wie im ehemaligen Aurelia-Kirchlein in Bregenz am Bodensee, so war das gewiß christlichen Glaubensboten ein

Anknüpfungspunkt an das christliche Geheimnis von der heiligen Dreifaltigkeit. Wenn in einer andern Sage die Erinnerung an eine allgemeine Flut durchschimmert, so hatte der christliche Missionär einen Anhaltspunkt für die Erzählung von der großen Wasserflut unter dem Patriarchen Noe. Die Riesen und Zwerge, welche gegen die guten Götter kämpften, wurden für Geister der Finsternis erklärt, welche gegen Gott und sein Reich anstürmen. Und wenn zur Sommer-Sonnenwende und ebenso zur Sonnenwende im Winter, wo die Tage am längsten und am kürzesten sind, die Feuer zu Ehren der Gottheit auf den Bergen flammten, so hat das Christenthum im Laufe der Zeit den brennenden Holzstoß in den strahlenden Christbaum verwandelt, und noch heute erglänzen um Johanni, am „Sonnenwendtag“, wie er im Volke heißt, lustig die Feuer auf Bergen und Höhen zur Freude der Jugend und des Volkes, ohne dass das Volk an die religiöse Feier unserer Vorfahren denkt! Auch der Trank, der zum Gedächtnis der Götter und Todten genossen wurde, hat sich in einen christlichen Brauch verwandelt, in den St. Johannis-segen. In der Religion der alten Deutschen lagen also manche Anknüpfungspunkte für das Christenthum, ja selbst nicht unbedeutende Aehnlichkeiten mit dem letzteren, die den wirklichen Anschluss unserer Ahnen an die christliche Religion erleichtern und einleiten konnten. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, dass ein Naturvolk, wie es die alten Deutschen waren, überhaupt wenig religiöse Bedürfnisse hat und sich leicht zufrieden stellt, wenn nur durch die Religion, welche es bekennt und ehrt, seinem Gemüth und frommen Gefühl genügegeleistet wird.

Die alten Germanen bauten den Göttern keine Tempel, sondern verehrten sie in Wäldern und auf Bergeshöhen. Erst später und nicht häufig finden sich auch Tempel. Beim Beten richtete man sein Antlitz gegen Norden, wo man sich die Wohnung der Götter dachte. Auch Opfer wurden den Göttern dargebracht: Früchte und Thiere, ganz besonders Kasse; selbst Menschenopfer kamen vor. Auf Seeland wurden alle neun Jahre neunundneunzig Hunde, neunundneunzig Pferde, neunundneunzig Habichte oder Hähne und neunundneunzig Menschen geopfert. Diese Opfer weisen auf Priester hin. Der römische Geschichtschreiber Tacitus erwähnt ihrer übrigens ausdrücklich an mehreren Stellen. Die alten Deutschen hatten also Priester und Priesterinnen, öffentlichen und Hausgottesdienst, aber es

gab keine Abgeschlossenheit der Priestergeschlechter, keinen eigenen Priesterstand; im allgemeinen war jeder Hausvater Priester und Richter für seine Angehörigen.

In den oberen Donauländern (Bayern und Oesterreich südlich der Donau) hatten, wie erwähnt, die Kelten gegenüber den Deutschen ihre alten Wohnsitze behauptet. Sie hatten in Religion und Sitte mancherlei Aehnlichkeiten mit den Deutschen. Wie bei diesen, nahmen auch bei den Kelten die Frauen am Kriege theil, und wenn ihnen die Wurfspere ausgingen, so zerschmetterten sie ihre Kinder am Boden, um sie den Feinden ins Gesicht zu schleudern. Im allgemeinen waren sie aber an Gesittung schon weiter fortgeschritten als die Deutschen. Ausgedehnter und seit längerer Zeit als diese trieben sie Ackerbau und Viehzucht. Sie verstanden den Bergbau und die Verarbeitung der Metalle, die Gewinnung des Salzes und die Verfertigung des Glases. Sie hatten bereits ordentliche Dörfer, selbst mehrere kleine Städte. Auch trieben sie Handel mit den angrenzenden Völkern, und zwar mit Producten ihres Bodens: Harz, Wachs, Honig, Käse, Vieh, Salz, Thierhäuten und so weiter. Ihre Religion war von jener der alten Deutschen ursprünglich wohl nicht viel verschieden gewesen, hatte sich aber durch das Zusammentreffen mit fremden Völkern mehr und mehr verändert und theilweise zersetzt. Wie die Deutschen, beteten auch sie gern in Eichenhainen und an Wasserquellen, am Ufer der Seen und Flüsse. Ihre Götter sind uns nur mit den lateinischen Namen, welche der römische Feldherr Cäsar ihnen beilegte, bekannt; in Wirklichkeit führten sie ganz andere Namen. Tempel, Altäre und Götzenbilder waren bei ihnen nicht so selten, wie bei den Deutschen. Bei ihren Opfern spielte eine Schmarozerpflanze, die Mistel, eine wichtige Rolle. Sie galt als Göttergeschenk und zauberkräftig. Von den Priestern wurde sie an gewissen Tagen mit einer goldenen Sichel von den Eichen, auf denen sie vorkommt, abgeschnitten und mit einem weißen Tuch aufgefangen, worauf zwei weiße Stiere unter demselben Baum geopfert und eine Opferrahlzeit gehalten wurde. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielten sie am liebsten in hellen Mondnächten; die heilige Stille der Nacht fesselte sie. Weit häufiger als die alten Deutschen brachten sie den Göttern Menschenopfer dar; gewöhnlich wurden dabei Straßenräuber und andere Verbrecher, die auf frischer

That ertappt worden waren, geopfert, bei Mangel an solchen auch Unschuldige. Man band die unglücklichen Opfer an Pfähle, um sie mit Schwert oder Pfeil zu durchbohren, oder schlachtete sie auf großen Altarsteinen ab. Ihre Eingeweide wurden durchwühlt, um aus denselben zu wahrsagen. Hin und wieder fertigte man hölzerne Götzenbilder von ungeheurer Größe, füllte deren hohlen Innenraum mit Menschen und steckte sie dann in Brand. Das Dunkel heiliger Haine, besonders mächtige Eichen waren Zeugen dieser greulichen Opfer. Auch eine eigene Priesterchaft trat bei den Kelten deutlicher hervor als bei den Deutschen. Sie hießen Druiden und hatten alle religiöse und weltliche Macht in Händen. Sie waren das größte Hindernis für die Ausbreitung des Christenthums, durch welches sie ihre religiöse und politische Macht bedroht sahen. Wie die Deutschen glaubten die Kelten an die Unsterblichkeit der Seele und außerdem an eine Art Seelenwanderung; auch sie glaubten an einen großen Weltbrand am Ende der Dinge und an eine Wiederverföhnung der sündigen Schöpfung mit Gott.

Das waren die deutschen Länder, als das Christenthum in die Welt eintrat. Den eigentlichen deutschen Völkern blieb freilich das Licht des christlichen Glaubens und der Trost christlichen Hoffens und christlicher Liebe noch unbekannt. Jahrhunderte mußten vergehen, ehe die christlichen Missionäre in das innere Deutschland, nördlich der Donau und rechts des Rheines eindringen, um die Sümpfe zu trocknen, die Wälder zu roden und das Land dem Christenthume zu gewinnen. Noch war Land und Volk zu rauh und der Sinn des Volkes zu wild und zu kriegerisch. Erst mußten sie durch die Berührung und den Verkehr mit den gebildeten Römern auf eine höhere Bildungsstufe gehoben werden. Nur soweit sie im römischen Heere Kriegsdienste leisteten, und ihre Zahl war überaus groß, oder unter römische Herrschaft und in römische Gefangenschaft geriethen, oder endlich auf römischem Gebiet sich ansiedelten, kann von einem Bekanntwerden mit dem Christenthume und von einer Bekehrung deutscher Volksstämme in den ersten christlichen Jahrhunderten mehr oder minder die Rede sein. Daher werden wir in den ersten fünf christlichen Jahrhunderten, das heißt von Christi Geburt bis zum Untergange des römischen Weltreiches im Jahre 476 nach Christus, nur die Länder links des Rheins und südlich der Donau zu betrachten haben; denn hier wie dort waren

die Kelten in der Mehrzahl und sie standen insgesammt zur Zeit der ersten Ausbreitung des Christenthums unter römischer Herrschaft. Unter Roms Herrschaft waren aber die Rhein- und Donauländer auf folgende Weise gekommen:

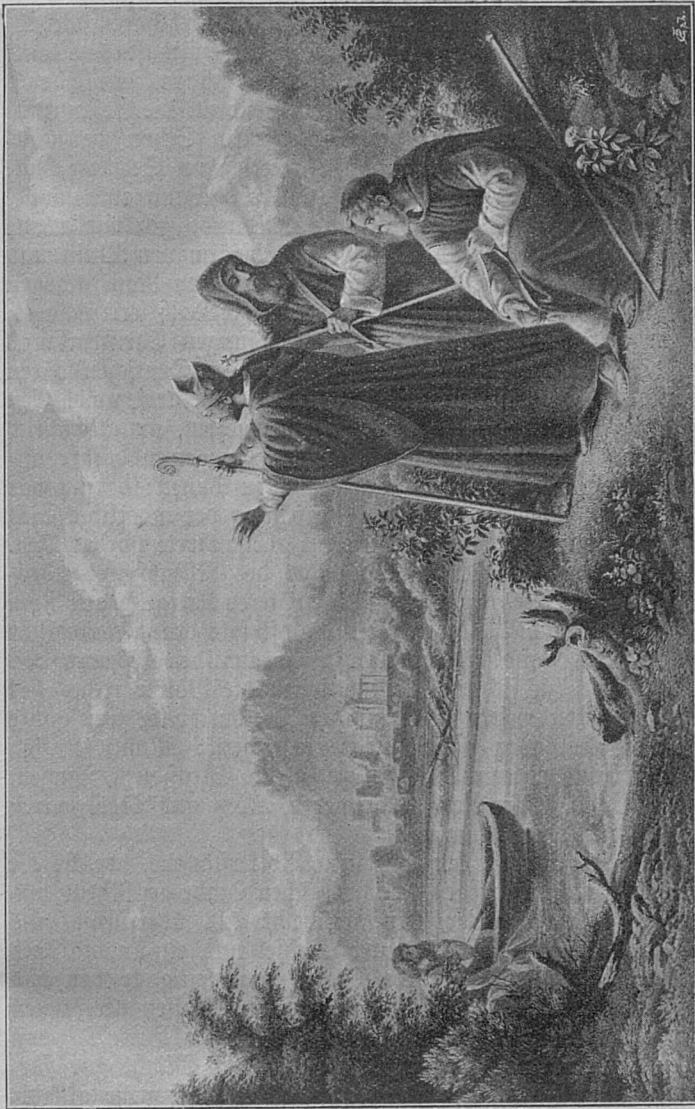
Am Rhein hatte schon der große Feldherr der Römer, Cäsar, ins eigentliche Deutschland einzurücken und dasselbe zu erobern gesucht, nachdem er das heutige Frankreich bis an den Rhein der römischen Herrschaft unterworfen hatte. Zweimal setzte er in den Jahren 55 bis 53 vor Christus über den Rhein, aber er wagte es nicht, allzuweit ins deutsche Land vorzudringen; denn die deutschen Volksstämme zogen sich in das Innere des Landes in ihre schauerlichen Wälder zurück, um sich in gewaltigen Massen anzufammeln und gewaffnet die Ankunft der Römer zu erwarten. Cäsar wagte es nicht, sie anzugreifen, sondern begnügte sich, sie zu schrecken und ihnen zu zeigen, daß der Strom kein Schirm für sie sei und daß er sie auch in ihren Wäldern auffuchen könne. Bald wagte ein Jüngling das, wovor der große Cäsar zurückscheute. Dieser Jüngling war Drusus, der erste, welcher tief ins eigentliche Deutschland eindrang und die Deutschen in ihren Urwäldern aufsuchte, durch welche noch selten ein Sonnenstrahl durchzudringen vermochte und welche für die Römer noch schauerlicher waren durch ihren bloßen Ruf. Es war zur Zeit, als in Rom Kaiser Augustus regierte, unter dem in Bethlehem der Heiland der Welt geboren wurde. Augustus wollte die Grenzen des römischen Reiches, welches beinahe die ganze bekannte Welt umfaßte, auch dorthin ausdehnen, wo die Römer bisher noch nicht festen Fuß haben fassen können, nach dem eigentlichen Deutschland. Die deutschen Länder standen nicht nur noch unbezwungen da, sondern waren für das römische Reich auch äußerst gefährliche Nachbarn. Deshalb wollte Augustus jetzt auch die Donau, den zweiten großen Strom Deutschlands, in seine Gewalt bekommen. Er wußte die Noriker im heutigen Ober- und Niederösterreich, Steiermark und Kärnten, in den Krieg, welchen die Römer mit deren östlichen Nachbarn in Illyrien führten, zu verwickeln. Nach dreijährigem, gefährlichem Kampfe hatte Tiberius, der später römischer Kaiser wurde, das eiserne Noricum (Oesterreich) mit den Legionen seines Vaters unterworfen. Wie alle keltischen Völker waren die Bewohner der Donauländer leicht in Gehorsam zu halten. Sie gehörten zu denen, deren ordnungsmäßige Steuerzahlungen ein

Schriftsteller unter Tiberius gebürend zu rühmen wußte. Hierauf begann, im Jahre 13 nach Christus, die planmäßige Unterwerfung von Rhätien (Tirol, Vorarlberg und Südbayern). Drusus zog die Etsch hinauf, bis wo Etsch und Eisak zusammenfließen, und erfocht dort einen glänzenden Sieg. Dann gieng er über den Brennerpaß und bis zu den Quellen der Isar am Fuße der Zugspitze, und endigte seinen Sommerzug im nördlichen Tirol und südlichen Bayern. Tiberius zog vom Comersee an den Bodensee und bestieg als erster Römer die Insel desselben, dann wandte er sich gegen Osten und zog eine Tagreise weit, bis er die Quellen der Donau erblickt zu haben glaubte. Tiberius und Drusus bezwangen nun zusammen rasch die zwischen ihnen liegenden Völker. In einem Sommer war die Unterwerfung vollendet. Man führte, um neue Empörungen zu verhindern, den größten und kräftigsten Theil der jungen Mannschaft aus dem Lande. Nur soviele ließen sie zurück, als nöthig waren, das Land zu bebauen. Diese traten alsbald zu den sieggewohnten Römern in ein freundschaftlicheres Verhältnis.

So war die Donau die Nordgrenze des römischen Reiches, wie früher die Alpen; es schien, daß die Bergkette zu schwach und zu nahe gewesen war, Italien vor den eindringenden Deutschen zu schützen. Eine ganze Kette von Befestigungen und Schanzen wurde am rechten Ufer der Donau angelegt. Man nannte sie die Augenbrauen des Flusses. Flotten waren zu Carnuntum (Hainburg) und Vorch an der Ennsmündung stationiert. Zahlreiche Heerstraßen durchzogen das neu eroberte Land. Diese waren für die Erziehung der Völker und für die feste Begründung der römischen Herrschaft, aber auch für die Missionierung des Landes von weitgehendster Bedeutung. Weder Mittelalter noch Neuzeit haben Chausséen von gleicher Festigkeit und Kühnheit des Baues geschaffen; nur unsere Eisenbahndämme lassen sich mit ihnen vergleichen. — Das ganze südliche Ufer der Donau war hiemit von den Römern erobert und wurde von denselben auch behauptet. Nur wurden die Befestigungen später mehrfach erweitert und vermehrt oder auch an andere Plätze verlegt. So wurden um das Jahr 50 nach Christus neue Militärcolonien gegründet und neue Städte errichtet, unter letzteren Aguntum (Innichen in Tirol), Tiburnia (St. Peter im Holz in Kärnten), Virunum (am Magdalenberg bei Klagenfurt), Celeja (Gilli) und Bindobona (Wien).

Unter Kaiser Vespasian (69 bis 79) wurden an der Donau neue Befestigungen angelegt zu Cetium (Zeiselmauer), Commagena (Tulln), Traismauer, Melk, Ybbs, Lorch und Linz. Um das Jahr 200 wurden neuerdings Aenderungen in der Befestigung des Landes angeordnet und namentlich die Heeresstraßen erweitert und verbessert, so eine Strecke donauaufwärts nach Lorch, Linz und Passau, eine andere über Wels, den Pirn und Virunum bei Klagenfurt, und eine dritte von Wels über Salzburg und St. Peter im Holz in Kärnten nach Aquilea an der adriatischen Küste.

Nicht so glücklich waren die Römer in ihren Kämpfen am Rhein gewesen. Zwar hatte Drusus in den Jahren 12 bis 9 vor Christus Sieg um Sieg über die verschiedensten deutschen Völkerstämme errungen und größeren Ruhm erworben als sein glorreicher Ahnherr Cäsar. Er war bis zur Elbe vorgeedrungen und hatte selbst diesen Strom zu überschreiten versucht, war aber daran gehindert worden. Dort war ihm eine Ahrne, ein Weib von mehr denn menschlicher Größe, entgegengetreten und hatte ihm warnend und drohend zugerufen: „Wohin, Unerfättlicher, willst du noch? Nicht alles sollst du schauen. Kehre um, denn nahe steht das Ziel deiner Thaten und deines Lebens.“ Dreißig Tage darauf war Drusus eine Leiche. Er war vom Pferde gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Drusus war der Liebling des Römervolkes gewesen. Auch sein Bruder Tiberius, der an seine Stelle trat, war vom Glück begünstigt, indes suchte er weniger zu erobern, als das von Drusus eroberte Land durch Klugheit zu behaupten. Eine ganze Reihe von festen Plätzen am linken Rheinufer von der Mündung des Mains bis zu der der Lippe, und die Stationen römischer Truppen im Feindeslande selbst, hielten die Ordnung aufrecht. Ganze deutsche Volksstämme wurden auf das linke Rheinufer verpflanzt und vertheilt. Deutschland schien besiegt und beruhigt zu sein. Schon kamen die Leute zu den Märkten und verkehrten friedlich mit den Eroberern. Aber nur solange der schlaue Tiberius waltete, herrschte Ruhe. Als in den unteren Donauländern ein furchtbarer Aufstand ausbrach, wurde Tiberius zur Bekämpfung desselben aus Deutschland abgerufen. Sein Nachfolger in Deutschland, der ebenso beschränkte als eingebilddete Quintilius Varus, wurde von dem Cheruskerfürsten Arminius und seinen deutschen Scharen in der großen Teutoburger Schlacht vom 9. bis 11. Sep-



Des hl. Rupertus erste Ankunft in Juuvavia (Salzburg).
Nach einem Gemälde von S. Siefert, im Besitze Sr. Eminenz Cardinals Haller.

tember des Jahres 9 nach Christus mit seinen Legionen vernichtet. Der Himmel hat mit Frost und furchtbaren Regenschauern den Deutschen geholfen; über fünfzigtausend Römer wurden erschlagen. Varus selbst stürzte sich in sein eigenes Schwert, sein Haupt wurde nach Rom geschickt, die Gefangenen an den Altären der Götter geschlachtet. Ein Schrei des Entsetzens durchdrang Italien. Augustus zerriß im Schmerz seine Kleider und schlug mit dem Kopfe an die Wand und wollte nicht aufhören, zu jammern: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Deutschland war frei bis an den Rhein und an die Donau. Wenn die Deutschen jetzt gegen Rom gezogen wären, hätten sie wohl schon damals das stolze Reich zertrümmert; aber dadurch wäre der Siegeslauf des jungen Christenthums durch die römische Welt gehemmt gewesen. Die Deutschen wären noch nicht reif gewesen für die Annahme des Christenthums. Erst mußte die christliche Kirche erstarken und wachsen, um allmählich auf sie einwirken, um ihre Leidenschaften zwingen und ihre ungestüme Kraft auf den rechten Weg lenken zu können; darum war den Germanen von der göttlichen Vorsehung der endgiltige Sieg über das römische Reich für spätere Jahrhunderte vorbehalten.

Das eigentliche Deutschland rechts des Rheins und nördlich der Donau blieb auch frei. Die späteren Kriege gegen Rom haben zwar noch viel Blut gekostet und oftmals drangen römische Heere tief ins Land hinein, aber mehr um den Römern das linke Rheinufer zu sichern, als um ihnen die Völker rechts des Rheins zu unterwerfen. Wie an der Donau, sollte eine ganze Reihe von Festungen die Rheingrenze sichern: Mainz, Kastel, Birten bei Kanten, dann Windisch bei Zürich, Straßburg, Bingen, Coblenz, Bonn, Köln, Neuß, Nymwegen, Meß und Trier waren die Hauptplätze der Römer.

Eine Aufzählung der einzelnen Völkerstämme, welche die den Römern unterworfenen, jetzt deutschen Lande am Rhein und südlich der Donau bewohnten, erscheint als überflüssig und zwecklos; denn es war ein bunter Wechsel und ein unablässiges Gewoge, in dem sich deutsche Völker gegenseitig trieben und drängten, bis sie sich allmählich zu größeren Massen vereinigten und feste Wohnungen gründeten. Das Keltenvolk in Bayern und Oesterreich war von seiner früheren Macht zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Wohl noch mehr als die germanischen Stämme hatte es unter der römischen Herrschaft

römische Sitten und Gewohnheiten angenommen und war von den Römern kaum noch zu unterscheiden. Selbst römische Sprache und römische Namen kamen für Eingeborene fast ausschließlich in Gebrauch.

Haben aber die Kelten und Germanen, welche vom Schwarzen Meere bis an den Niederrhein unter römischer Herrschaft standen, auch die Religion der Römer angenommen? Haben sie ihren Wodan und Donar und die andern Götter mit den heidnischen Göttern der Römer, dem Jupiter, Mercur und so weiter vertauscht? Oder haben sie nur im übrigen Leben mit den Römern alles gemeinsam gehabt, mit Ausnahme einzig der religiösen Anschauungen? Das sind wichtige Fragen; denn die alte, heidnische Religion der Römer hatte bankerott gemacht, wie die Geschichte des Christenthums in den ersten Jahrhunderten beweist. Die Götter waren sosehr in Mißcredit gekommen, daß eine allgemeine Sehnsucht nach Erlösung die Welt durchzitterte und dem Christenthum die Bekenner scharenweise zuführte, weil hier allein Glaube und Trost zu finden war. Bei den deutschen Völkern war das, solange sie frei waren, anders. Diese hatten die Ehrfurcht und Scheu vor ihren Göttern noch nicht verloren. Aber soweit sie unter römischer Herrschaft standen, hatten sie thatsächlich von ihrem deutschen und keltischen Götterglauben nur mehr wenig gerettet. Sie waren im ganzen und großen auch der Religion nach Römer geworden, das heißt ein Volk ohne rechten Glauben und ohne Vertrauen auf den Himmel. Auch in ihrer Brust erwachte jene Sehnsucht nach Erlösung, welche die Römer dem Christenthume in die Arme führte. Von den keltischen Bewohnern des heutigen Oesterreich, Steiermark und Kärnten wird dies allgemein zugegeben. Sie nahmen römische Gottheiten an, wie umgekehrt die Römer einheimische verehrten. Sie griffen namentlich nach dem von den Soldaten aus dem Morgenlande gebrachten Mithrasdienst, welcher nichts anderes war, als Feuertempel oder Verehrung und Anbetung der Sonne. Namentlich in Kärnten und Krain war dieser Mithrasdienst sehr stark verbreitet. In Virunum befand sich eine sehr zahlreich besuchte Verehrungsstätte des heidnischen Sonnengottes. Altäre desselben wurden gefunden zu St. Oswald, zu Treffen und bei Tschernembl; ebenso einer zu Rohitsch in Steiermark. Es hatte sich mit einem Wort die Religion der Römer wie der Eingeborenen zersetzt, alle miteinander

waren sie glaubensarm geworden. In den Rheingegenden stand es nicht viel besser, jedenfalls nicht in den Städten, und auch die Landbevölkerung blieb von dem allgemeinen religiösen Verderben schwerlich ganz unberührt.

Wenn übrigens unsere Vorfahren am Rhein und an der Donau auch nicht dadurch für das Christenthum reif geworden wären, daß sie für ihre eigene Religion den abgehausten Glauben der heidnischen Römer eintauschten, der sie umsoweniger befriedigen konnte, als er selbst schon in der Auflösung begriffen und zur Lächerlichkeit herabgesunken war, so hätte doch die allgemeine Noth auch sie dem Christenthume in die Arme geführt. Sie war aufs höchste gestiegen. Die Römer konnten ja auch in unseren Gegenden nur als Römer leben, das heißt mit allen ihren Genüssen und Lastern, mit ihren Theatern, Schauspielen und Bädern. Statt die Deutschen und Kelten in Schulen zu unterrichten und zur Arbeit und Sparsamkeit heranzuziehen, wie es später die christlichen Klöster thaten, führten sie dieselben ins Theater, wo Menschen und Thiere einander ermorden mußten und wo man nur Grausamkeiten, Blut und nichts als sittenlose und unzüchtige Schauspiele sah. Auch in Deutschland bauten die Römer ihre unentbehrlichen Bäder, die häufig nur der Verweichlichung und Sittenlosigkeit dienten. In Oesterreich hatten sich zahlreiche Städte wie Vorch, Linz, Wels, Salzburg, dann Gilli, Tiburnia und Virunum (in Kärnten im Zollfeld, nicht weit von Klagenfurt) zu rascher Blüte emporgeschwungen und noch jetzt geben die gefundenen Ueberreste zum Theil Zeugnis von der einstigen Größe und Herrlichkeit dieser Städte. Aber all das kostete Geld, viel Geld, und noch mehr Geld verlangten die vielen Kriege, die zahlreichen Befestigungen und Standlager, und namentlich drückte die Militärpflicht schwer auf dem Volke. Zuerst wurde im heutigen Oesterreich die waffenfähige Mannschaft doch nur zum Schutze des eigenen Landes verwendet, aber ungefähr vom Jahre 180 nach Christus an begann man eigene Legionen auszuheben und sie in den Krieg in ganz entfernte Provinzen des weiten, römischen Reiches zu schicken. Dadurch wurden die arbeitskräftigsten Leute dem Lande entzogen. Dann mußte das Volk nur allzuhäufig den Truppen auf ihren Durchzügen Quartiere geben und sie verpflegen, es mußte mithelfen beim Baue der Straßen und Brücken, Pferde und Ochsen als Gespann zur Staatspost geben und so weiter.

Dazu kamen die Bedrückungen der Beamten. Sie saugten das Land aus bis aufs Blut, fälschten Steuerbücher, Maß und Gewicht, und das alles ungescheut und ungestraft. Der Vorsteher der Rednerschule in Lutun, Eumenius, bezog einen Jahresgehalt von circa fünfzigtausend Gulden. Die Stadt Lutun hatte ihn aufzubringen, obgleich sie bankerott war. Um ihren gänzlichen Zusammenbruch zu verhindern, sah sich Constantin im Jahre 311 genöthigt, die Steuerrückstände der letzten fünf Jahre zu erlassen und die Grundsteuer um mehr als den vierten Theil zu ermäßigen. Aber solche Maßregeln halfen nur für den Augenblick, keineswegs aber nachhaltig. Die Noth der Gemeinden blieb. Wenn in Gallien (Frankreich) im Laufe von drei Jahrhunderten die Steuern von drei Millionen auf hundertzwanzig Millionen Thaler gestiegen waren, so stand es in unseren Ländern nicht viel besser. In der That beweisen auch die Gräberfunde, daß die Bevölkerung arm geworden war. Selten findet man feine römische Gefäße und Schmucksachen; was man findet, sind grobe, dickwändige Gefäße, wie sie für arme Leute entsprachen. Als später der hl. Severin in unser Land kam, fand er eine Bevölkerung vor, die oft nicht das Nothwendigste zum Leben hatte. Auch das Los der Unfreien hatte sich verschlimmert; sie waren zu wirklichen Sklaven mit dem ganzen Elend dieses Standes im Römerreich geworden.

Solche Zustände machten empfänglich für die Annahme einer trostreichen Religion. Aber keine andere Religion brachte soviel Trost und Antwort und Rath in allen Nöthen, wie die Religion Jesu Christi. Sie nahm sich nicht bloß der Reichen an, sondern auch der Armen, ja gerade der Armen zuerst und zumeist. Das Gebot der Nächstenliebe ist im Christenthume dem Gebote der Gottesliebe gleichgesetzt. Seit den ersten Zeiten der christlichen Kirche gab es eine eigene Armenpflege. Sie lag in den Händen der Diacone. Freiwillige Gaben und Zehnten flossen in eine Art Gemeindecasse, aus welcher die Armen unterstützt wurden. Bei den sogenannten Agapen oder religiösen Liebeshmahlen wurde für Unterstützung der Armen gesorgt. Römische Kaiser, welche die Christen bis auf den Tod verfolgten, konnten ihrer Nächstenliebe und Armenpflege ihre Bewunderung nicht versagen, suchten sie vielmehr nachzuahmen. Je größer die Noth der Zeit auch in unseren Ländern war, umso dringender war Abhilfe nöthig. Was die Heidenwelt nicht vermochte, sollte angebahnt werden durch Einführung des Christenthums.

2. Der erste Same des Christenthums.

Nach Erlösung und Befreiung von dem stets wachsenden religiösen und socialen Elend seufzten die Bewohner der deutschen Provinzen des römischen Reiches so gut wie die Römer selbst. Das Christenthum allein konnte diese Erlösung bringen. Es handelte sich nur darum, daß die erlösende Kunde von Bethlehem und Golgatha auch in unsere Länder drang. In Arien, in Griechenland, Italien, Spanien und in vielen anderen Ländern haben die Apostel selbst und ihre unmittelbaren Schüler die christliche Heilslehre verkündet. Ob auch in unseren Ländern? Man hat es vielfach behauptet und jahrhundertlang geglaubt, ohne indes sichere Beweise zu haben. Viele Kirchen und Gemeinden auch in unseren Ländern wollen die Apostel selbst oder doch deren nächste Schüler in ihren Mauern gesehen und aus ihrem Munde das Wort Gottes gehört haben. So soll die Kirche von Vorch (an der Mündung der Enns in die Donau) von den nämlichen Aposteln wie Rom, also von den Apostelfürsten Petrus und Paulus gegründet worden sein. So unbegründet wie diese Ansicht, ist auch eine andere, wonach in Oesterreich die heiligen Evangelisten Marcus und Lukas den Glauben an den Kreuzigten gepredigt hätten. Wieder eine andere Nachricht nannte den hl. Hermagoras, einen Schüler des hl. Marcus, welcher von Aquilea her als Missionär gekommen sei, oder einen Schüler des hl. Hermagoras mit Namen Laurentius. Der Evangelist Marcus, sein Schüler Hermagoras und dann des letzteren Schüler Laurentius hätten sich also in der Missionierung der österreichischen Länder abgelöst. Auch noch andere Missionäre mußte man zu nennen: Syrus und Juventius; aber all diese Nachrichten sind erst in späteren Jahrhunderten bekannt geworden. Was in denselben behauptet wird, ist nicht unmöglich; denn die Apostel zogen ja wirklich von Land zu Land, und wurden nicht müde, zu predigen und zu taufen, solange ihnen Gott die Kraft dazu gab; ob aber deshalb jene Nachrichten richtig sind, läßt sich nicht mehr sagen. Von vielen Gemeinden stammen die ersten sicheren Meldungen ungefähr aus der Zeit des Christenverfolgers Diocletian, oder des ersten christlichen Kaisers Constantin, oder gar erst aus den folgenden zwei Jahrhunderten. Wo diese Gemeinden das erstemal erwähnt werden, sind sie aber meist schon größtentheils christlich. Sie haben eine

Kirche, einen christlichen Bischof oder christliche Priester, christliche Gebräuche und Einrichtungen. Wie wurden sie nun christlich? Wir wissen es vielfach nicht. Ueber Nacht sind sie es nicht geworden. Jemand muß ihnen zuerst den Christenglauben gepredigt haben. Aber wer? Weil man es nicht wußte und doch wissen wollte, hat man vielfach gerathen, und zwar am liebsten auf die Apostel selbst. Vielleicht hatte man auch damals noch bessere Nachrichten, die seitdem verloren gegangen sind. Wie die Sterne am Abendhimmel aufblitzen und man bemerkt nicht, wie sie werden, man bemerkt nur, daß sie da sind, so geht es uns auch mit dem Erscheinen des Christenthums in unseren Ländern. Plötzlich stehen christliche Städte und Gemeinden und Länder vor uns und wir wissen nicht recht, wie sie es wurden, wir wissen nur, daß sie es waren. So gerne wir alle die glorreichen Namen nennen möchten, welche in unseren Ländern, in jedem Gau und in jeder Stadt und Einöde sich an die Verkündigung des christlichen Glaubens knüpfen, wir müssen unsere Wünsche bedeutend einschränken. Unsere Vorfahren haben nicht viel aufgezeichnet und dann sind viele Jahrhunderte vorübergezogen mit Stürmen, so gewaltig und alles vernichtend, daß wir kaum eine Vorstellung davon haben. Die wilden Hunnen mit ihrem gefürchteten König Attila zogen durchs Land mit Feuer und Schwert, die große Völkerwanderung brauste daher, die alten Völker wanderten aus oder giengen in Kampfe unter, neue Stämme ließen sich nieder; aber es wollte nicht ruhig werden. Die Awaren und Slaven und Ungarn kamen, Kriegsnoth und Elend wollte kein Ende nehmen. Städte sind vom Erdboden verschwunden und mit ihnen die alten Erinnerungen, Sagen und Heiligthümer, und wir müssen froh sein, noch einzelne Spuren zu finden, welche uns von der alten Zeit, dem alten Glauben und den ersten Glaubenspredigern verkünden. Manch kostbare Inschrift und manch wertvolles Monument läge wohl noch unter Schutt und Trümmern in der Erde vergraben und manch althehrwürdige Reliquie daneben; verschiedene wurden in neuerer Zeit aufgefunden und ausgegraben. Gerade durch sie könnten spätere Generationen noch vieles erfahren, was wir nicht mehr wissen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß manch alte christliche Sage durch solche Funde noch ihre Bestätigung findet, ob schon man sie vielleicht jetzt für nicht geschichtlich sicher hält, weil man darüber keine Urkunden mehr besitzt.

Das Dunkel, das über der ersten Verbreitung des Christen-

thums in unseren Ländern liegt, könnte übrigens seinen Grund theilweise auch darin haben, daß vielleicht weniger die Apostel selbst und ihre Schüler, überhaupt weniger berühmte Glaubensboten als andere Mittel die ersten christlichen Keime in unsere Länder gebracht haben. Als die römischen Kaiser anfiengen, den christlichen Namen mit roher Gewalt zu verfolgen und zu unterdrücken, da starben wohl zahlreiche Helden für ihren Glauben, aber viele andere Christen hielten sich doch zu schwach, Weib und Kind, Eltern und alles zu verlassen und eines qualvollen Todes zu sterben. Sie erinnerten sich, daß es nicht unbedingte Pflicht sei, sich dem Tode auszuliefern, und daß der Herr selbst gesagt hatte: Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so flieht in eine andere, und sie flohen mit den Ihrigen und einigen Habseligkeiten in ferne Gegenden, wo die Verfolgung nicht hinreichte. Lag es nicht nahe, in die deutschen Länder zu gehen, wo man hoffen konnte, am wenigsten entdeckt zu werden, weil man dort noch kein Christenthum vermuthete? So mögen schon in den Apostelzeiten, als Nero in seinen Gärten die Christen als lebendige Fackeln in ganzen Reihen verbrennen oder in anderer Weise martern ließ, solche Flüchtlinge von Italien heraufgekommen sein und in den Alpenländern und weiter nördlich Schutz für ihr Leben gesucht haben. Wenn sie auch nicht so heldenstark waren, als Märtyrer zu sterben, so waren sie doch sicher glaubensstark genug, für ihren Glauben zu leben und für denselben in den neuen Ländern neue Bekenner zu suchen und zu erwerben; sonst wären sie nicht geflohen und hätten nicht Hab und Gut und viele theuere Seelen zurückgelassen. Durch Abfall vom Glauben oder Verleugnung desselben wären sie ja vor jeder Verfolgung sicher gewesen.

Auch die römischen Soldaten haben wohl zur Verbreitung des Christenthums in Deutschland beigetragen, und vielleicht mehr, als man zu glauben pflegt. Die römischen Truppen wurden aus allen Theilen des Reiches ausgehoben und erhielten ihr Standquartier oft in sehr entfernten Gegenden angewiesen. Häufig wurden sie von einem Standquartier in ein anderes verlegt. So kamen Truppen, welche zuvor in Italien oder Asien und Afrika stationiert waren und dort das Christenthum kennen gelernt hatten, später mehrfach in deutsche Länder. Nach den mittleren Donauländern wurde zum Beispiel eine Legion, es war die fünfzehnte, verpflanzt, welche früher an dem jüdischen

Kriege und an der grauenhaften Zerstörung Jerusalems lebhaften Antheil genommen hatte. Schon vor der Erstürmung Jerusalems war sie längere Zeit in Palästina gelegen, nach derselben kehrte sie über Alexandrien nach der Donau zurück, wo sich in der Nähe von Carnuntum (Hainburg) einige Denkmäler von ihr finden. In Palästina konnte sie gar nicht sein, ohne das Christenthum und seine geistige Bewegung kennen zu lernen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß es unter diesen Soldaten verschiedene Christen gab, zumal wenn sie Zeugen gewesen waren von dem göttlichen Strafgerichte über Jerusalem, wie es die Weltgeschichte nie schrecklicher gesehen hat. Solche Erinnerungen waren so leicht nicht mehr zu verwischen. Wenn die Soldaten dieser oder einer anderen Legion in Gegenden kamen, wo das Christenthum noch unbekannt war, wenn vielleicht die deutschen Länder ihre Heimat waren, in die sie nun zurückkehrten, und wenn sie dann zu erzählen wußten von dem Glauben, der gegenseitigen Liebe und dem Heldenmuth der Christen, wenn sie vielleicht selber schon Christen waren, so dürfen wir annehmen, daß sie auf diese Weise dem Christenthum neue Freunde und Anhänger gewannen. Es ist ja auch ausgemacht, daß die römischen Soldaten andere Religionen in die Provinzen und gerade auch in unsere Heimat brachten, namentlich die Verehrung des Sonnengottes, den sogenannten Mithrasdienst. Warum soll gerade beim Christenthum nicht das Gleiche gelten dürfen? Auch hatten sie vielfach Weib und Kind (in den ersten Zeiten war das allerdings nicht so gewesen) und auch diese folgten ihnen in die Nähe der neuen Standquartiere. Umso mehr dürfen wir religiösen Ernst und innere Ueberzeugung bei den Soldaten und Veteranen suchen. In Bayern und Oesterreich sind uns namentlich die zweite und dritte italische Legion bekannt. Völlig bedeutungslos waren sie für die Verbreitung des Christenthums in unseren Ländern schwerlich.

Nicht minder mögen an der ersten Verbreitung des Christenthums die Colonisten Antheil gehabt haben, welche aus Italien und anderen, schon mehr christlichen Ländern in deutsche Länder abgeführt wurden. So kam nach Vorch unter Kaiser Mark Aurel eine Militärcolonie. Dadurch wurde die Stadt vergrößert, weil den Veteranen, die sich in Vorch ansiedelten, nicht bloß Ländereien, sondern auch neue Wohnungen angewiesen wurden. Ein großer Geschichtsschreiber, der spätere Bischof Hefele, sagt aber, die

römischen Colonien seien überall zugleich Colonien, das heißt Pflanzschulen des Christenthums gewesen.

Freilich dürfen wir dabei zunächst nicht an Massenbefehrungen denken. Nicht ganze Provinzen und Städte und Gaue wurden dem Christenthum durch römische Legionen und Colonien gewonnen, aber immerhin einzelne oder mehrere Anhänger. Thatsächlich finden wir schon in den ersten christlichen Jahrhunderten unter den christlichen Märtyrern gerade der deutschen Länder Soldaten und Veteranen, zum Beispiel den hl. Florian in Oesterreich und die Märtyrer der thebäischen Legion in der Schweiz; vielleicht auch Märtyrer der nämlichen Legion in Köln und an anderen Orten und einige Soldaten-Märtyrer in Regensburg an der Donau.

Auch soll hier die sogenannte Donnerlegion nicht unerwähnt bleiben, welche in benachbarter Gegend, im heutigen Mähren, sich wegen ihres christlichen Glaubens und felsenfesten Vertrauens auf die Hilfe Gottes für alle Zeiten einen Namen erworben hat. Es war im Jahre 174 nach Christus in dem Kriege, welchen der römische Kaiser Mark Aurel gegen die Markomanen und Quaden (die Vorfahrer der Bayern und Oesterreicher) unternommen hatte. Von dem überlegenen feindlichen Heere, das die heimatlichen Berge besser kannte, an einen wasserlosen Ort gelockt und ringsum von Bergwänden und dräuenden Feinden eingeschlossen, von brennender Hitze und unerträglichem Durste gequält, sah das ganze römische Heer sammt dem Kaiser dem sicheren Untergang entgegen. Nirgends Rettung, nirgends ein Ausweg, alles schien verloren. Da warfen sich die vielen christlichen Soldaten, die im Heere, speciell in der zwölften Legion, dienten, mitten im Felde auf die Knie nieder und flehten zum Christengott um Rettung. Noch beteten sie, so erhoben sich schwarze Wetterwolken; ein furchtbares Gewitter zog sich zusammen, ein förmlicher Wolkenbruch brachte den Römern Erquickung und Stärkung, während der ganze Himmel die Feinde mit einem blitzenden Flammenmeer und furchtbaren Hagel zu verfolgen schien. Sie geriethen in schreckliche Verwirrung. Als die Römer dieses sahen, schritten sie zum Angriff und erfochten einen glänzenden Sieg. Niemand zweifelte an dem Wunder, auch die Heiden nicht. Nur glaubten diese und mit ihnen der Kaiser, das Wunder ihren Heidengöttern oder dem ägyptischen Zauberer Arnuphis zuschreiben zu sollen, während die Christen nie daran zweifelten,

dass die wunderbare Rettung dem Gebete jener Soldaten zu verdanken war. Schon Tertullian berief sich darauf zur Vertheidigung des Christenthums. Wieviel Soldaten es waren, lässt sich kaum genau sagen. Schwerlich war die ganze Legion christlich; wir werden vielmehr an eine beträchtliche Anzahl Christen in dieser Legion zu denken haben. Immerhin ist es ein sicherer Beweis, dass es im römischen Heere thatsächlich schon frühzeitig Christen gab, was umso wichtiger ist, als der Kriegsdienst im allgemeinen den Christen nicht empfohlen, ja von manchen wegen der Gefahren für den Glauben als unerlaubt betrachtet wurde.

Jrgend einen Einfluss auf die Ausbreitung des Christenthums in den deutschen Ländern darf man also den römischen Soldaten und Veteranen sicher zuschreiben. Manche Geschichtschreiber legen freilich auf die Missionsthätigkeit der Soldaten wenig Wert; umsomehr betonen sie die Thätigkeit der Kaufleute, Handwerker und Sklaven aus Italien, Griechenland und dem Morgenlande, besonders aus Syrien. Gewiss lässt sich nicht verkennen, dass auch auf diesem Wege manche Christen in unsere Länder kamen und wohl auch den einen oder anderen neuen Bekenner Christi gewannen. Der lebhafte Verkehr mit Italien und Rom brachte es mit sich, dass auch viele Eingeborne dorthin gelangten und als Christen zurückkamen. Eine Erinnerung daran hat sich erhalten in einer alten Sage aus dem Traunkreise Oberösterreichs. Sie knüpft sich an das Marktwappen von Lambach, welches eine Jungfrau darstellt, nackt und mit fliegenden Haaren in ein Schifflein geschmiedet. Ein heidnischer Großer, so erzählt die Sage, oben am Attersee reich begütert, hatte seine einzige Tochter nach Rom geschickt, um sie dort erziehen und bilden zu lassen. Als das blühende Mädchen aus der Fremde zurückkehrte, war sie Christin. Das saß dem heidnischen Vater tief im Herzen; er suchte ihr Christus auf jede Weise aus dem Sinne zu reden, aber weder Drohungen noch gute Worte hatten Erfolg, selbst mit den ärgsten Mißhandlungen richtete er nichts aus. Da ließ der verblendete Vater seine einzige Tochter in ein Schifflein schmieden und gab sie auf der reißenden Ager ihrem Schicksal preis. Die Wellen trieben sie fort und sie war ohne Ruder, ohne Brot, ja ohne Kleidung. Unter dem sichtbaren Schutze des Himmels war sie bis gegen Lambach herabgekommen, wo die Ager in die Traun

mündet, als arme Fischer sie retteten und aus ihrer grausamen Lage befreiten. Die Jungfrau lohnte ihnen mit der Verkündigung des christlichen Glaubens. So sei das Christenthum nach Lambach und Umgegend gekommen. Manche mögen in ähnlicher Weise wie die Jungfrau dieser Sage als Christen aus der Fremde zurückgekommen und Missionäre für ihre Heimat geworden sein.

Gegen die Verbreitung des Christenthums durch Kaufleute, überhaupt durch Handel und Verkehr ließe sich freilich einwenden, was ein Forscher in diesem Sinne schreibt: „Seit dem Handel des Judas um dreißig Silberlinge bis auf unsere Tage weist uns die Geschichte der christlichen Missionen die nun einmal unersättliche Habsucht als eines der größten Hindernisse missionärer Bestrebungen nach.“ In der That ließe sich aus den neueren Missionen in Amerika, Japan und so weiter, manches Beispiel erzählen, wie gerade die Habsucht europäischer Kaufleute das größte Hindernis für die Thätigkeit der Missionäre war.

Wie dem auch sei, weder Kaufleute noch Handwerker, noch Soldaten und Veteranen allein haben das Christenthum in unsere Gegenden gebracht, ja nicht einmal Soldaten und Colonisten, Kaufleute und Handwerker, Flüchtlinge und Sklaven zusammen. Es mußten auch die berufenen und eigentlichen Missionäre dazu kommen, jene, zu welchen der Herr gesagt hat: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie,“ nämlich die christlichen Bischöfe und Priester. Solange die Leitung durch Bischöfe und Priester mangelte, konnte von christlichen Gemeinden und Kirchen keine Rede sein, wenn es auch an manchen oder mehreren Orten einzelne Christen gab.

3. Die Anfänge des Christenthums in den Donauländern.

Die deutschen Länder, welche für die Einführung des Christenthums in den ersten Jahrhunderten in Betracht kommen, kann man im allgemeinen in die Rhein- und Donauländer theilen. Nur was links des Rheins und südlich der Donau gegenwärtig deutsch ist und damals römisch war, kommt in Betracht; denn über die beiden Ströme ist das Christenthum in der Römerzeit kaum gedrungen. Sie bildeten im allgemeinen die Grenze.

Als Donauländer gelten in diesem Sinne nur die Länder

südlich der Donau und das Gebiet ihrer südlichen Nebenflüsse in Bayern, Tirol und Oesterreich; sie schließen ab mit dem oberen Gebiet der Drau und Save, also mit den Alpenländern Kärnten, Steiermark und Krain.

Wer war der Apostel dieser Länder? Sind sie einem der zwölf Vertrauten des Herrn zugefallen, als dieselben zwölf Jahre nach der Himmelfahrt ihres göttlichen Meisters in die ganze Welt zur Verkündung des Evangeliums hinausgezogen? Legende und fromme Sage haben es behauptet; aber wir können es nicht beweisen. Schon oben wurde erwähnt, daß die Nachrichten über die Predigten der Apostelfürsten Petrus und Paulus, der Evangelisten Marcus und Lukas und ihrer Schüler Hermagoras, Fortunatus und Laurentius, Syrus und Erentius in unseren Ländern auf bloßer Sage beruhen und jeder sicheren Begründung entbehren.

Die österreichischen Alpenländer nördlich der Donau.

Als eigentlicher Apostel und erster Bischof in Oesterreich galt seit alter Zeit der hl. Maximilian. In neuerer Zeit hat man auch ihm diese Ehre aberkennen und ihn aus der Reihe der christlichen Bischöfe und Märtyrer streichen wollen. Allerdings besitzen wir über ihn nur eine Lebensbeschreibung, welche erst um das Jahr 1290, das heißt tausend Jahre nach dem Tode des Heiligen, von einem Passauer Geistlichen abgefaßt wurde und viele unsichere und unwahrscheinliche Angaben enthält; allein die Würde eines Bischofs und Glaubensboten in Oesterreich kann deshalb dem hl. Maximilian noch lange nicht mit überzeugenden Gründen abgesprochen werden und auch die Verehrung des Heiligen als Märtyrer ist nicht unbegründet. Wissen wir doch mit Sicherheit von der hohen Verehrung, welche ihm der heilige Glaubensprediger Rupert erwies. Sie hatte wohl keinen anderen Grund, als daß St. Rupert im hl. Maximilian seinen Vorgänger in der Verkündung des Evangeliums in Oesterreich sah. Schon mehr als dreihundert Jahre bevor die genannte Lebensbeschreibung verfaßt wurde, wird der heilige Maximilian in einem kirchlichen Kalender Freising's als Märtyrer aufgeführt und in mehreren ähnlichen Verzeichnissen aus dem elften Jahrhundert ausdrücklich als Bischof genannt. Der hl. Maximilian ist also nicht erst in der genannten Lebensbeschreibung zu einem Bischof und Märtyrer fälschlich gemacht worden, sondern war es in Wirklichkeit von Anfang an, und

schon längst wurde der Tag der Patrone Maximilian und Valentin in Passau, wo sie ruhen, als Doppelfest gefeiert, ehe jene Lebensbeschreibung abgefaßt wurde.¹ Was sich mit ziemlicher Sicherheit über den hl. Maximilian berichten läßt, ist Folgendes:

Seine Vaterstadt war Celeja, das heutige Gilli in Steiermark. Diese Stadt war zur Römerzeit eine sehr bedeutende, da seit dem Jahre 37 nach Christus der erste römische Provinzbeamte dort residierte. Da im allgemeinen das Christenthum umso früher in einer Stadt bekannt wurde, je bedeutender dieselbe war, so kann es nicht befremden, daß sich in Gilli schon in den ersten Jahrhunderten einzelne christliche Familien unter der weit überwiegenden heidnischen Bevölkerung fanden. Einer solchen christlichen Familie entstammte der hl. Maximilian. Die Legende weiß zu erzählen, daß er mit sieben Jahren einem frommen Priester Uranius zur Erziehung übergeben wurde. Dem dreizehnjährigen Knaben starb der Vater und nach weiteren sechs Jahren folgte die fromme Mutter. Maximilian entschloß sich, sein Vermögen wegzugeben und sich dem Dienste Gottes zu weihen. Seine apostolische Sendung erhielt er von Papst Sixtus II. Er wirkte hauptsächlich meistens auf österreichischem Boden, namentlich in und um Vorch an der Ennsmündung. Wohl mag er längere Zeit als Gau- oder Wanderbischof von Gau zu Gau gewandert sein, überall predigend und die heiligen Geheimnisse verwaltend — erstrecken sich doch die Spuren seiner Wirksamkeit bis nach Freising in Bayern —, doch scheint er gegen Ende des dritten Jahrhunderts Vorch an der Ennsmündung zu seinem Bischofsitz erwählt und dort die erste größere Christengemeinde geleitet zu haben. Einzelne Christen gab es wohl sicher in und um Vorch schon vor der Ankunft des hl. Maximilian. Die ersten Befehrungen reichten vielleicht bis ins erste Jahrhundert hinauf; aber eine christliche Gemeinde hat erst der hl. Maximilian um sich gesammelt; er hat sie erweitert und befestigt. Nach einer segensreichen Wirksamkeit starb er als christlicher Märtyrer. Seine Vaterstadt Gilli rühmt sich auch, seinen glorreichen Martertod gesehen zu haben. Noch nennt sie zum Theil die Stätten, welche er durch sein Blut geheiligt hat. Ob er erst in der großen Verfolgung unter Diocletian, etwa 304, oder schon früher, im

¹ A. Lechner, „Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern“. Freiburg 1891. S. 175, 20, 137.

Jahre 284,¹ die Krone der Märtyrer empfangen hat, läßt sich kaum mit Sicherheit bestimmen. Als Todestag gilt der 12. October. Sein Grab blieb in Ehren. Zur Zeit des heiligen Glaubensboten Rupert befand sich dasselbe weit im Westen von Cilli zu Bischofshofen im Pongau. Wie die Reliquien des heiligen Maximilian dorthin kamen, ob durch den hl. Rupert selbst, oder vor ihm, oder ob überhaupt Bischofshofen, also nicht Cilli, die ursprüngliche Grabstätte des Heiligen war, kann mit Bestimmtheit kaum gesagt werden. Wenn der hl. Rupert selbst die ihm theueren Reliquien dorthin gebracht haben sollte, so kann es nur gelegentlich seiner Missionsreise in die Draugegenden (sie hießen damals Niederpanonien) geschehen sein. Indes steht es nicht unzweifelhaft fest, ob er diese Reise wirklich gemacht hat und außerdem scheint eine Nachricht aus der Zeit des ersten Salzburger Erzbischofs Arno (um 800) anzudeuten, daß durch den hl. Rupert das Grab des hl. Maximilian in Bischofshofen erst wieder entdeckt wurde. Diese uralte Salzburger Nachricht enthält Folgendes:

Bald nach der Ankunft des hl. Rupert in Salzburg kamen zwei Brüder (oder Verwandte) aus der Familie Albin in das Gebirgsthal, welches später Pongau genannt wurde, um in den Wäldern zu jagen und in den hellen Gebirgsbächen Gold zu waschen. Während ihres dreitägigen Aufenthaltes daselbst sahen sie in jeder Nacht zwei hellglänzende Lichter und nahmen einen merkwürdigen Wohlgeruch wahr. Sie berichteten über ihre Wahrnehmung dem hl. Rupert, welcher alsbald seinen Priester Deonungus mit einem geweihten hölzernen Kreuze dorthin sandte. Auch Deonungus sah drei Nächte nacheinander die Lichter, wie früher die beiden Jäger, und auch er überzeugte sich von dem Wohlgeruche. Da befestigte er sein hölzernes Kreuz an dem Orte der Erscheinung und baute eine kleine Hütte darüber; so hatte es ihm der Heilige befohlen. Dann kehrte er zum hl. Rupert nach Salzburg zurück, um genauen Bericht zu erstatten. Dieser aber schickte ihn nach Regensburg zu Herzog Theodo von Bayern, um die Erlaubnis zu erbitten, an der genannten Stelle ein Kirchlein und Klosterhospiz erbauen zu dürfen. Der fromme Herzog willigte gern ein und St. Rupert gieng selbst nach dem

¹ Widemann in den „Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern“. Landshut 1896. S. 165.

Bongau, rodete und säuberte mit seinen Werkleuten den Ort und begann den Bau eines Kirchleins nebst den nöthigen Wohnungen für die Mönche, welche sich dort ansiedeln sollten. Inzwischen erkrankte Herzog Theodo. Sterbend empfahl er seinem Sohn und Nachfolger Theodebert noch die Sorge für das Kloster im Bongau: um der Seelenruhe des scheidenden Vaters willen solle er den hl. Rupert unterstützen. Theodebert achtete den Wunsch des sterbenden Vaters und half dem Heiligen an der Vollendung der Kirche und des Klosters. Rupert weihte es zu Ehren des hl. Maximilian. Es hieß von da an die Maxi-

milianzelle. Aus der Kirchweihe zu Ehren des hl. Maximilian hat man gefolgert, daß der Platz, an welchem jede Nacht die beiden Lichter brannten, das Grab des hl. Maximilian barg. Die Christen, welche nach der Völkerwanderung noch in



St. Severinkirche zu Passau.
Nach einer Photographie von Alfons Adolph in Passau.

geruch, welchen man wahrgenommen hatte. Wenn diese Deutung richtig ist, dann ist sie jedenfalls ein Beweis, daß das Andenken des hl. Maximilian in den Stürmen der Völkerwanderung nicht erloschen ist, sondern auch nach dem Untergange der Römerherrschaft in unseren Ländern noch gefeiert wurde. Jedenfalls befand sich das Grab des hl. Maximilian seit der Zeit des hl. Rupert wirklich in Maximilianszell.

Im siebenten Jahrhundert mußten die Reliquien des Heiligen wegen der fortgesetzten Einfälle feindlicher Slavenhorden aus dem Bongau geflüchtet werden und kamen zuerst nach Burgkirchen in Bayern und von dort um das Jahr 876 nach dem nahen Gnadenorte der Muttergottes, Altötting. Der deutsche König Karlmann hatte sie dorthin bringen lassen. Eine Urkunde dieses Königs erwähnt einige königliche Besitzungen „in Kärnten

den Alpenleben — das Christenthum war in den Stürmen dieser Wanderungen fast wieder erloschen — hätten nach altchristlichem Brauche das Licht für das Grab des Heiligen besorgt und an demselben Weihrauch angezündet; daher der Wohl-

und in der Mark der slavischen Wenden“, welche derselbe an die neue Ruhestätte des Heiligen geschenkt hat; sie gibt zugleich Zeugnis von der hohen Verehrung, welche der Heilige bei den Gläubigen genoss. Als auch Atötting wegen der kommenden Ungarnzüge nicht mehr sicher war, kamen die Reliquien des hl. Maximilian auf dem Innstrom nach Passau (um 985). Dort ruhen sie seitdem in der bischöflichen Kathedrale und Sanct Maximilian, dessen Fest am 12. October gefeiert wird, zählt zu den dortigen Diöcesanpatronen.

Wenn demnach der hl. Maximilian wirklich Bischof und, wie es scheint, der erste Bischof in Oesterreich war, so kann von einer eigentlichen Einführung des Christenthums in die österreichischen Donauländer erst um jene Zeit die Rede sein, wo der Heilige die Stadt Lorch zu seinem Bischofssitz erwählte. Dafs gerade Lorch der erste Bischofssitz in den österreichischen Donauländern war, und zwar mindestens um das Jahr 300, wäre selbst dann noch sehr wahrscheinlich, wenn man den heiligen Maximilian nicht als den ersten Lorcher Bischof anerkennen wollte; denn die Bischöfe wählten zu ihrer Missionsthätigkeit immer die bedeutendste Stadt des Landes. In den österreichischen Donauländern war aber unstreitig Lorch die bedeutendste Stadt mit großen Waffenfabriken, zugleich Standquartier einer Donauflotte; daher ist es gar nicht anders denkbar, als dafs der erste Bischof seine Schritte dorthin lenkte. Lorch wird also um das Jahr 290 eine Bischofsstadt geworden sein. Nicht lange darauf wurde in der großen diocletianischen Christenverfolgung die junge Gemeinde durch das Blut ihrer ersten Märtyrer, des hl. Florian und seiner vierzig Genossen, verherrlicht und befruchtet.

Die Leidensgeschichte des hl. Florian, gegen deren Echtheit und Glaubwürdigkeit ein begründeter Zweifel kaum erhoben werden kann,¹ berichtet Folgendes:

Als die große Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian auch in die österreichischen Länder gedrungen war, ließ der dortige Statthalter Aquilinus in der Stadt Lorch die Christen mit aller Strenge auffuchen, nicht weniger als vierzig derselben ergreifen und nach vielen Martern in den Kerker werfen. Als

¹ Siehe Sepp in der „Augsburger Postzeitung“ 1897, Beilage Nr. 59 und 1898 Nr. 20, gegen Erhard im „Oesterreichischen Literaturblatt der Leo-Gesellschaft“ 1897, Nr. 15, S. 450 f., und gegen andere.

dieses Florian, ein ehemaliger Soldat, hörte — er hatte wahrscheinlich eine höhere Stellung eingenommen — ließ es ihn nicht mehr ruhen. Er faßte den Entschluß nach Vorch zu gehen, um dort ein Märtyrer des christlichen Glaubens zu werden. Ohne Wanken gieng er hin und verlangte von den Soldaten, mit denen er früher gedient hatte, vor den Statthalter Aquilinus geführt zu werden. Sie thaten es. Da er nicht zu bewegen war, den Göttern Weihrauch zu streuen, vielmehr seinen felsenfesten Glauben an Christus offen und frei bekannte, ließ ihn der Statthalter mit knotigen Stöcken schlagen und seine Schultern mit eisernen Nägeln durchbohren. Als er ihn dadurch nicht wankend machen konnte, befahl er, ihn von der Brücke in die Enns zu stürzen. Schon banden ihm die Soldaten einen Stein um den Hals, aber noch zögerten sie, den Befehl an ihrem alten Waffengefährten zu vollziehen. Florian war ganz in Gebet versunken: es mag eine Stunde gedauert haben — da eilte ein junger Officier erzürnt herbei und stieß ihn über die Brücke in den Fluß. Plötzlich wurde es dunkel vor den Augen des Officiers, er war erblindet. Die Wogen trugen den Leichnam des Heiligen, obwohl ihm ein schwerer Stein angehängt war, auf einen hervorragenden Felsen, wo ihn ein Adler beschützte. Durch eine Erscheinung veranlaßt, brachte eine fromme Frau namens Valeria den heiligen Leichnam an den Ort, den ihr der Heilige im Traume zeigte. Als die Zugthiere unterwegs ermatteten, entsprang auf wunderbare Weise eine Quelle. — So kam der Leib an den Ort, wo seit dem Jahre 1071 das herrliche Stift St. Florian steht.

An dem Grabe des Heiligen fanden viele Kranke Heilung und viele Sünder Trost und Gnade. Ueber die Reliquien des hl. Florian ist man ganz im unklaren. Vielleicht sind sie mit den Gebeinen des hl. Severin nach Italien gebracht und später nach Oesterreich zurückgeführt worden. Seit den Verwüstungen der Ungarn sind sie verloren gegangen und wahrscheinlich in St. Florian selbst irgendwo im Kloster oder im Chore verborgen, wo sie aber bisher nicht wieder gefunden wurden. Das Andenken des hl. Florian ist aber im österreichischen Volke lebendig geblieben. Er gilt als Schutzpatron von Oberösterreich, und weit über die Landesgrenzen hinaus wird er als Nothhelfer gegen Feuerz Gefahr verehrt.

Die Leidensgeschichte des hl. Florian ist ein Beweis, daß die

Christengemeinde zu Vorch während der diocletianischen Christenverfolgung (um 304) nicht mehr unbedeutend gewesen sein kann, denn die vierzig christlichen Märtyrer, deren Los der hl. Florian theilen wollte, waren sicher nur ein Bruchtheil der dortigen Christengemeinde. Wie an anderen Orten werden sich manche verborgen, andere geflüchtet haben; auch außer der Stadt hat es jedenfalls manche Christen gegeben. Unter den Märtyrern wird allerdings weder ein Bischof noch ein Priester erwähnt. Der Bischof hatte sich wohl nach dem Beispiel anderer Oberhirten und nach dem Worte des Herrn: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so flieht in eine andere,“ aus Vorch entfernt, nicht aus Mangel an Heldensinn, sondern um die junge Gemeinde nicht verwaisen zu lassen. Ueber Stand und weiteres Schicksal der übrigen vierzig Märtyrer gibt übrigens die Leidensgeschichte überhaupt keinen näheren Aufschluss. Es soll nur das Leiden des hl. Florian erzählt werden; unter seinen Gefährten mag sich immerhin auch ein Priester befunden haben. Schon die Aufzeichnung der Leidensgeschichte weist auf den Bestand einer kirchlichen Gemeinde hin, zu deren Aufgabe diese Thätigkeit gehörte.

Die Verfolgung hat der christlichen Kirche in Oesterreich sicher ebensowenig geschadet, wie anderswo: Märtyrerblut war doch stets Christensame. Die Bischofstadt Vorch hat schwerlich eine Ausnahme gemacht. Rasch wird von da an das christliche Leben aufgeblüht sein. Kam doch bald die langersehnte Friedensperiode der Kirche seit dem Siege und der Bekehrung Constantins des Großen (312). Fast zwei Jahrhunderte standen die österreichischen Länder noch unter christlichen Kaisern des römischen Reiches, von welchen gerade diejenigen, welche mit größter Energie die Ausbreitung des Christenthums erstrebten, zugleich mit größter Kraft den Besitz dieser Länder festhielten. So mußte Constantin der Große durch Geist und Thätigkeit, durch Geld und schlaue Künste die Donau als Grenze des Reiches zu behaupten. Sollte nun er, der das Christenthum auf die Stufen des Thrones erhob, und sonst für die Ausbreitung desselben so segensreich wirkte, sollte er seine treuen Unterthanen in den Donauländern so ganz vernachlässigt haben? Sollten die späteren Kaiser Valentinian, Gratian und Theodosius für die Ausbreitung des Christenthums in unseren Gegenden so gar nichts gethan haben? Wer ihren sonstigen Eifer kennt, wird dies nimmermehr glauben.

Der Mittelpunkt des christlichen Lebens für das eigentliche Oesterreich war die Bischofsstadt Lorch an der Enns. Sie war die erste, und fast scheint es, auch die einzige Bischofsstadt nördlich der Alpen; wenigstens wird nirgends ein anderer Bischofsitz erwähnt und zur Zeit des hl. Severin, um 460, wo doch das ganze Gebiet christlich war, erscheint Lorch ziemlich klar noch als einziger Bischofsitz in den österreichischen Donauländern. In allen Orten, welche der hl. Severin besuchte, in Asturis (Osterburg an der Donau), Comagene, Innstadt-Passau, Salzburg, Kuchl, gab es Kirchen, Priester, Diacone und andere Geistliche; von einem Bischof aber ist nirgends die Rede. Wir dürfen daher mit gutem Grunde annehmen, daß sich damals in allen österreichischen Städten christliche Gemeinden mit einer geordneten Geistlichkeit befanden, welche nach der Verfassung der Kirche einem Bischof untergeordnet sein mußten. Der Bischof konnte wohl kein anderer sein, als der von Lorch. Hieraus folgt, daß die österreichischen Christengemeinden von dort aus gegründet wurden, wie sie in Lorch ihren Mittelpunkt hatten; denn durch die Gründung traten sie in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Muttergemeinde und bildeten mit ihr einen besonderen Sprengel oder eine Diöcese, deren Haupt und Mittelpunkt der Bischof war. Anfangs gab es wie anderswo in der Bischofsstadt Lorch nur eine Kirche, in welcher der Bischof alle gottesdienstlichen Handlungen selbst verrichtete. Er hatte vielleicht bloß den einen oder anderen Priester, möglicherweise gar bloß einen Diacon zur Seite. Die bischöfliche Kirche war der gemeinsame Versammlungsort der Christen der Stadt. Die etwaigen Christen auf dem nahen Lande nahmen gleichfalls am Gottesdienste der bischöflichen Kirche theil. Die an derselben nach und nach angestellten Priester waren die Gehilfen des Bischofs, ohne dessen Erlaubnis sie keine kirchliche Handlung vornehmen durften. Als sich aber allmählich die Zahl der Gläubigen derart vergrößerte, daß die bischöfliche Kirche sie nicht mehr fassen und der Bischof allein die gottesdienstlichen Handlungen und die Ausübung der Seelsorge nicht mehr bewältigen konnte, wurden von demselben neben der bischöflichen Kirche auch noch andere Kirchen errichtet und mit Priestern versehen, welche in seinem Auftrage den Gottesdienst versahen. Solche Nebenkirchen entstanden nicht bloß in der Bischofsstadt selbst, sondern auch in den benachbarten Orten und nach und nach in stets

weiteren Kreisen. Sie erhielten eigene Priester, welche mit der Verwaltung der Seelsorge betraut wurden. Längstens ein Jahrhundert nach der Bekehrung Constantins des Großen, um das Jahr 400, gab es, so vermuthen wir also mit Grund, in allen größeren Orten Oesterreichs von Passau bis Wien christliche Kirchen, welche ihren Mittelpunkt in der bischöflichen Kirche zu Vorch hatten. Wenn der Umfang des Vorcher Bisthums unverhältnismäßig groß erscheint, so ist zu bedenken, daß die Bevölkerung in den Donauländern sehr dünn gesäet war.

Die österreichischen Alpenländer.

In den österreichischen Alpenländern Kärnten, Steiermark, Krain hat das Christenthum jedenfalls nicht später als an der Donau, wahrscheinlich schon früher, Eingang gefunden, wenn uns auch kein Glaubensprediger genannt wird und sichere Nachrichten über bischöfliche Stühle daselbst zum Theil erst später auftauchen.

Daß auch im Alpengebiet katholische Glaubensboten predigten, ist selbstverständlich. Ihre Namen sind in Nacht und Vergessenheit gerathen; aber woher sie kamen, läßt sich noch mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen. Wenn wir die Sagen von der Anwesenheit und Predigt der Apostelfürsten Petrus und Paulus, der Evangelisten Marcus und Lukas und ihrer Schüler hören, so finden wir überall, daß sie von Aquileja am Adriatischen Meere hergekommen sein sollen. Das wird auch die wichtigste Wahrheit sein, welche in jenen Erzählungen enthalten ist; denn, wenn die uralten Legenden auch nicht geschichtliche Sicherheit bieten, so enthalten sie doch meistens einen Kern von Wahrheit. Von Aquileja ist das Christenthum in die österreichischen Alpenländer und wohl noch weiter herauf bis an die Donau gedrungen. Aquileja war ja eine der größten und blühendsten Städte des römischen Reiches, mit einer Einwohnerzahl von hundertzwanzigtausend römischen Bürgern, bewohnt von den vornehmsten, mit der ganzen Römerwelt in vielseitiger Verbindung stehenden Adelsfamilien, ausgezeichnet durch große Gebäudepracht und weitgehenden Luxus. Von Ost und West, von Süd und Nord liefen die Verkehrswege und Straßen hier zusammen und verzweigten sich nach allen Ländern. Aquileja war der Stapelplatz des Welthandels namentlich nach Norden, also in die deutschen Länder. Es war das zweite Rom. Zwar

wissen wir nicht sicher, wer dort die Lehre des Kreuzes zuerst verkündet hat. Die Legende nennt den hl. Marcus, welcher vom Apostelfürsten Petrus dorthin gesandt worden sein soll. Sicher hat sich aber schon unmittelbar nach der Zeit der Apostel eine Christengemeinde in Aquileja gebildet, denn je bedeutender die Stadt, desto früher besaß sie eine Christengemeinde. Bald wurde die Stadt zu einer der vorzüglichsten Pflanzschulen des Christenthums. Das Feld, welches den Aquilejer Missionären gleichsam im Wege lag, war Noricum, das heutige Oesterreich, zunächst das Alpenland und das obere Gebiet der Drau und Save.

Als erster Bischofssitz im Alpenland wird Tiburnia, bei St. Peter im Holz in Kärnten, zu gelten haben, beziehungsweise das alte Virunum, welches aber bald durch Tiburnia ersetzt und abgelöst wurde. Durch ein Bittschreiben der Bischöfe Venetiens und der benachbarten Gegenden aus dem Jahre 591 ist es ausdrücklich bezeugt, daß die bischöfliche Kirche zu Tiburnia unter dem Metropolitanstuhl von Aquileja stand; darum besteht kein Zweifel, daß sie von dort aus gegründet wurde. Die Entfernung zwischen Tiburnia und Aquileja war nicht allzu groß und Tiburnia selbst eine ansehnliche Stadt. War sie doch schon von Kaiser Claudius, unter welchem der hl. Petrus nach Rom kam, gegründet worden. Zur Zeit des hl. Severin breitete sich der Sprengel des dortigen Bischofs — er hieß Paulinus und kannte den hl. Severin persönlich — in der Umgegend weit umher aus. Diesen Umfang erhielt die Diocese Tiburnia erst im Laufe der Zeit dadurch, daß von der Bischofsstadt aus das Christenthum in den umliegenden Orten verbreitet wurde. Wer es verbreitete, ist unbekannt; ohne bischöfliche Kirche in Tiburnia wäre es nicht verbreitet worden: darum muß diese schon längere Zeit bestanden haben. Es ist deshalb die Annahme berechtigt, daß Tiburnia in Kärnten nicht allzu lange nach Lorch, also bald nach dem Jahre 300 eine christliche Bischofsstadt wurde.

Außer Tiburnia werden aus der römischen Zeit für die Alpenländer noch die Bisthümer zu Laibach (Aemona) und Pettau genannt. Ein Bischof aus Laibach namens Maximus unterzeichnete im Jahre 381 eine Kirchenversammlung zu Aquileja. Schon aus der Zeit der Verfolgungen (wahrscheinlich 284 unter Kaiser Numerianus) wird aus Laibach der Martirer-tod eines vornehmen Jünglings, Pelagius, berichtet. Aus Pettau

ist der heilige Bischof und Märtyrer Victorin bekannt. Victorin von Pettau in Steiermark war seiner Geburt nach ein Grieche; wenigstens berichtet der hl. Hieronymus, daß er besser griechisch als lateinisch gesprochen und geschrieben habe. Er wird also nicht bloß in Griechenland gebildet worden, sondern auch geboren sein. Als er, vielleicht nicht mehr jung, nach Steiermark heraufkam, mußte er noch mühsam die lateinische Sprache erlernen, weil ihn das Volk sonst nicht verstanden hätte. Es wollte ihm aber nicht mehr recht gelingen; denn der hl. Hieronymus rühmt ihn zwar als einen großen Gelehrten, der aber nicht immer das rechte Wort fand, um seine hohen Gedanken lateinisch auszudrücken. Um das Jahr 280 wurde er Bischof von Pettau. Das Christenthum muß zu seiner Zeit schon ziemlich festen Fuß gefaßt haben, weil sonst Victorin kaum soviel Zeit gefunden hätte, sich mit gelehrten Studien zu befassen. Er hat nämlich in seinen Schriften fast alle Bücher des alten und neuen Testaments erklärt und außerdem noch verschiedene Bücher gegen die Irrlehrer und vieles andere geschrieben, wie uns der hl. Hieronymus ausdrücklich erzählt. Im Jahre 303 wurde er ein Opfer der Verfolgung, welche der Kaiser Diocletian über die Kirche verhängte.

Sechs Jahre später verherrlichte ein anderer Bischof durch seinen glorreichen Martertod in nicht allzuerweiter Gegend die Kirche zu Sissek in Croatien. Es war der hl. Quirinus, welcher unter Kaiser Galerius Maximus im Jahre 309 oder 310 die Palme der christlichen Märtyrer sich erwarb. Obwohl seine Wirksamkeit nicht mehr in den Bereich der deutschen Länder fällt, soll seine Leidensgeschichte doch nicht unerwähnt bleiben, weil sie manchen wertvollen Aufschluß über den Zustand des Christenthums unmittelbar im Osten der österreichischen Gebirgsländer gibt und einen Rückschluß auf die kirchlichen Verhältnisse der benachbarten deutschen Länder gestattet.

Als die Christenverfolgung auch in Sissek wüthete und der Stadtpräfect Maximus nach dem Bischof der Christen, Quirinus, fahnden ließ, flüchtete dieser aus der Stadt. Als er entdeckt und vor den Stadtpräfecten geführt wurde, legte er unerschrocken Zeugnis für seinen Glauben ab. Maximus hätte den ehrwürdigen Greis, dem schon das Haupt in Sorge um seine Kirche grau geworden war, gern gerettet, wenn er nur Christum hätte verleugnen wollen. Er konnte ihn nicht dazu bewegen: Versprechen und

Drohungen, Kerker und Mißhandlungen prallten fruchtlos an dem Felsensinn des Heiligen ab. Maximus beschloß, ihn zum Statthalter Oberpanoniens führen zu lassen. Die Reise war weit und gieng viele Meilen zu Lande und dann an der Donau herauf über Komorn und Raab nach Sabaria, das ist Steinamanger, wo der Statthalter Amantinus residierte. In allen Städten kamen die Christen herbei, um den Bischof sehen und begrüßen zu können und ihn mit Speise und Trank zu erquicken. Er gab ihnen dafür seinen Segen und goldene Worte der Ermunterung und des Trostes. Müde kam er in der Residenz des Statthalters an. Es ward ihm nicht Raft und Ruhe gegönnt; man schleppte ihn ins Verhör. Standhaft wie zuvor bekannte er seinen Glauben an den Herrn Jesus Christus, den er im Herzen trage und von dem nichts in der Welt ihn scheiden könne. Auch Amantinus hätte den edlen Greis gern geschont: nur einige Körnchen Weisrauch brauche er den Göttern zu streuen; er solle doch das Leben wählen und nicht den Tod. Quirinus aber erwiderte: „In meinem Alter schreckt der Tod nicht mehr. Mir steht der Sinn nach einem besseren Leben, das ich bisher meinen Gläubigen verkündet habe und für das ich das irdische Leben gern hingebe.“ „So sollst du sterben,“ war die Antwort. — Man band ihm einen schweren Stein um den Hals und warf ihn von einer Brücke in die Güns hinab. Eine große Volksmenge war Augenzeuge. Gottes Hand hielt ihn aber noch eine Zeitlang über Wasser: der Heilige betete mit der letzten Blut seiner Heldenseele; dann gieng er unter als standhafter Märtyrer des Herrn.

Die Leidensgeschichte des hl. Quirinus liefert den Beweis, daß es im nächsten Osten Oesterreichs um das Jahr 309 schon viele Christen gegeben hat. Auf dem Wege nach Steinamanger bewirteten den Heiligen christliche Frauen, an den Ufern des Flusses stehen überall Christen, um den heldenmüthigen Bischof zu sehen und seine letzten ermunternden Worte zu hören. Von Christen wird er aus dem Fluß gezogen und bestattet. Auch das Alter des in seiner seelsorglichen Thätigkeit ergrauten Mannes deutet darauf hin, daß jene Gegenden früh mit der christlichen Heilslehre beglückt wurden. Landesgrenzen waren aber nie die Grenzen der christlichen Kirche. Je heller und wärmer das heilige Feuer des neuen Glaubens im Osten Oesterreichs brannte, desto mehr Licht und Wärme strömte auf benachbarten deutschen Boden über.

Wenn auch uralte Erzählungen und Nachrichten über die Wirksamkeit des heiligen Apostels Paulus in ganz Asien, im fernem oder näheren Osten der deutschen Länder und über die Predigt seines Schülers Titus und des Evangelisten Lukas in Dalmatien es ungewiß lassen, wie nahe sie unsern Ländern kamen, so scheint doch das sicher zu sein, daß im Osten Oesterreichs das Christenthum schon bedeutend früher Eingang fand als in unseren Ländern. Der nächste Mittelpunkt und Glaubensherd des Christenthums war dort Sirmium an der Save, das heutige Mitrowitz in der Militärgrenze. Manche glauben deshalb, die österreichischen Alpenländer seien weniger von Aquileja als von Sirmium her dem Christenthum gewonnen worden; also nicht vom Süden, sondern aus dem Osten her wären unsere Glaubensboten gekommen. Sirmium war allerdings eine sehr bedeutende und wichtige Stadt an der Save, auch fehlte es nicht an Vermittlungswegen und Anknüpfungspunkten für die Ausbreitung des Christenthums. So gut wie von Aquileja liefen von Sirmium römische Heerstraßen durch die österreichischen Länder. Gleichwohl wird Sirmium für die Ausbreitung des Christenthums wenig in Betracht kommen, denn es erlangte seine hohe Bedeutung erst viel zu spät, nämlich unter Kaiser Constantin. Damals hatte aber Aquileja schon längst eine segensreiche Missionsthätigkeit entfaltet.

Während es sehr zweifelhaft bleibt, wie weit die frühere Missionsthätigkeit von Sirmium aus sich in unsere Länder erstreckte, und ob sie irgendwie von Bedeutung war, ist es leider traurige Thatsache, daß bald nach der Zeit des großen Constantin von dort aus der Gifthauch der arianischen Irrlehre manch jungen Keim christlichen Lebens in weitem Umfange und wohl auch im östlichen Steiermark und Krain dem Siechthum überlieferte.

S kaum hatte die Kirche Jesu Christi nach einer dreihundertjährigen Leidenszeit durch Kaiser Constantin den Großen den Frieden erlangt (313), als auch schon die Irrlehre gefährlicher als je das Haupt erhob, um den langersehnten Frieden nicht mehr durch das Blut der Verfolgungen, sondern durch das Gift falscher Lehren neuerdings zu stören. Nach ihrem Urheber heißt sie arianische Irrlehre. Arius war wegen seiner großen Geistesgaben zum Diakon und Priester geweiht worden, obwohl er schon als Laie und dann wieder als Diakon

sich einer Glaubensspaltung angeschlossen hatte. Immer wieder hatten ihm die Bischöfe Alexandriens Verzeihung gewährt, aber sein ungemessener Stolz ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Um das Jahr 320 trat er offen als Irrlehrer auf und leugnete die Gottheit Jesu Christi. Er behauptete, Jesus Christus sei nicht wahrer Gott, nicht gleich ewig mit dem Vater, sondern nur ein Geschöpf des Vaters, daher veränderlich und vom Vater vollständig verschieden. Arius war falsch und verschlagen und scheute vor keinem Mittel zurück, seine Irrlehre zu verbreiten. Er suchte die Regierung und andererseits die gewöhnlichen Leute für sich zu gewinnen, namentlich die Frauen und Jungfrauen. Sein Bischof Alexander excommunicierte ihn, aber Arius wußte zwei Bischöfe zu gewinnen und das Aergernis wurde immer größer. Da trat die erste allgemeine Kirchenversammlung von Nicäa in Kleinasien (325) zusammen, verwarf die Irrlehre des Arius und erklärte feierlich, daß der Sohn vom Vater nicht erschaffen, sondern gezeugt und ihm in allem gleich (nicht bloß ähnlich) sei. Der Irrlehrer Arius und seine Anhänger wurden aus der Kirche ausgeschlossen und verbannt, aber die Söhne und Nachfolger des Kaisers Constantin begünstigten größtentheils die Irrlehre in jeder Weise, so daß es eine Zeitlang schien, als ob in ganzen Landstrichen der katholische Glaube durch den Arianismus verdrängt werden sollte. Große deutsche Völkerstämme, wie die Gothen, welche um diese Zeit in den unteren Donaugegenden wohnten und durch ihren Bischof Ulfilas mit dem Christenthum bekannt wurden, fielen der Irrlehre in die Hände, das ganze Land an der unteren und mittleren Donau stand unter ihrem Einfluß. Seit der Mitte des vierten Jahrhunderts erlangte sie auch in dem alten kirchlichen Mittelpunkt Sirmium (Ruinen beim heutigen Mitrowitz in Slavonien) die Oberhand; vier Versammlungen arianisch gesinnter Bischöfe wurden dort zur Beförderung der Irrlehre gehalten. Zu Pettau in Steiermark wurde der katholische Bischof Valens durch einen Arianer namens Julius Valens verdrängt, welcher sich dann den Pettauern selbst zum Bischof aufdrängte. In Sirmium gelang es endlich im Jahre 380 dem großen Bischof von Mailand, dem hl. Ambrosius, wieder einen katholischen Bischof auf den dortigen Stuhl zu erheben. Auf kaiserlichen Befehl war Ambrosius nach Sirmium gekommen: die Erbitterung der Arianer gegen ihn war groß. Als Ambrosius in der Cathedrale auf einem erhabenen Platze stand, um die Bischofswahl

zu leiten, suchte ihn eine gottgeweihte Jungfrau, welche der arianischen Irrlehre anhieng und sich durch unwürdige Keckheit auszeichnete, an seinen Gewändern auf die Weiberseite hinabzuziehen: dort hoffte sie, schon mit ihm fertig zu werden. Der Heilige wies sie zurecht und sagte ihr in erschreckendem Ernste: „Fürchtest du nicht, daß dich Gottes Gericht treffen könnte, wenn du es wagst, in solcher Weise an einen Priester Hand anzulegen?“ Am andern Tage war sie eine Leiche, welche Ambrosius zu Grabe geleitete. Der Eindruck, welchen das Ereignis machte, ermöglichte die Einsetzung des katholischen Bischofs Anemius.

Allzuviel Einfluß scheint übrigens die arianische Irrlehre auf die deutschen Länder doch nicht gewonnen zu haben; denn zur Zeit des hl. Severin war das ganze Land katholisch. Im allgemeinen hat die Irrlehre an den Grenzen der deutschen Länder innegehalten. Im Osten Steiermarks und im Norden der Donau standen Arianer; nur vereinzelt drangen sie über die Grenzen vor.

Eine andere Gefahr drohte der katholischen Kirche in den österreichischen Alpenländern, als später die Mutterkirche von Aquileja sich auf längere Zeit von der römischen Kirche trennte und auch einen Theil der von Aquileja aus gegründeten Kirchen in ihren Ungehorsam hineinzuziehen suchte. Sie gieng indes ohne besonderen Nachtheil für unsere Länder vorüber.

Auf bayerischem Gebiete

finden wir die älteste christliche Kirche mit einem Bischof in der alten Römerstadt Augsburg am Lech aus der Zeit des Kaisers Diocletian bezeugt. Die ältesten Nachrichten über die dortigen Verhältnisse sind uns erhalten in den Aufzeichnungen über das Leben und Leiden der hl. Afra. Die Aufzeichnungen über das Leiden verdienen unbedingten Glauben, während die Nachrichten über ihr Leben erst später, als die Sage schon manche neue und erdichtete Angaben hinzugesügt hatte, aufgeschrieben wurden. Der Inhalt der Aufzeichnungen ist kurz folgender.

Zu Augsburg lebte ums Jahr 300 nach Christus eine gewisse Afra, deren Großeltern aus der blühenden Insel Cypren im östlichen Mittelmeere eingewandert waren und aus der alten Heimat den Venusdienst nach Augsburg mitgebracht hatten. Schon die Großmutter und Mutter Afras waren Venuspriesterinnen gewesen; auch die junge und schöne Afra weihete sich diesem Dienst, der bei den entarteten Heidenvölkern nicht als ehrlös

galt. Venus war nämlich die Göttin der unreinen Liebe und Afra war somit, was einst Maria Magdalena gewesen, bevor sie den Herrn gesehen hatte. Afra unterhielt in Augsburg ein öffentliches Haus. — Im Jahre 303 begann nun die große Christenverfolgung unter Diocletian. Die Bischöfe waren als die ersten Opfer ausersehen, denn man glaubte der Herde sicher zu sein, wenn nur die Hirten erschlagen wären. Viele Bischöfe flüchteten in ferne Gegenden, um dem Sturm zu entgehen. Auf diese Weise kam nach der Legende der hl. Marcissus im Herbst des Jahres 303 mit seinem Diacon Felix nach der Stadt Augsburg. Zufällig, oder weil ihn die Noth dazu zwang, gieng er in das Haus der Sünderin Afra, um dort Herberge zu nehmen. Afra ließ den unbekanntten Fremden freundlich aufnehmen und bewirten. Bevor der Bischof Speise und Trank berührte, machte er das Kreuzeszeichen und betete so innig zum Geber aller guten Gaben, daß Afra erstaut ihn nicht mehr aus den Augen lassen konnte. So verklärt und rein leuchtete sein mildes Auge aus dem ehrwürdigen Antlitz, ein so seltsamer Friede war über die ganze Erscheinung ausgegossen. Das hatte Afra bei ihren Gästen nie gesehen und ein eigenthümliches, fast unheimliches Gefühl überkam sie in der Nähe des Bischofs. Es war der erste Hauch der göttlichen Gnade. Schüchtern fragte sie den Fremden nach Herkunft und Begehr, und als er ihr sagte, er sei ein christlicher Bischof, der in der Verfolgung die Heimat und all die Seinen verlassen habe, der arm und verfolgt ein schützendes Obdach suche, da fühlte Afra zum erstenmal, daß sie eine Sünderin sei — bisher hatte sie geglaubt, durch ihr Leben den Göttern zu dienen — und sie bat den Bischof, hinwegzugehen aus einem solchen Hause. Aber Marcissus gieng nicht. War ja auch der Heiland nicht gegangen, als die Sünderin Magdalena hereinkam und ihm die Füße salbte und nicht aufhörte, sie mit ihren Reuethränen zu nezen. Und Marcissus hatte doch eine zweite Magdalena vor sich. Er redete zu ihr von der reinen Gottesliebe, von Reue und Buße und von der christlichen Taufe, welche alle Sünden tilge. Er sprach so eindringlich und so unwiderstehlich, daß Afra sich mit ihrem ganzen Hause taufen ließ. Neun Monate blieb der Bischof in Afras Haus, das er zu einem verborgenen Kirchlein weihte. Hier predigte er und feierte die heiligen Geheimnisse. Zuletzt weihte er Afras Onkel Dionys zum Priester.

Die völlige Veränderung in Afras Haus und Leben mußte den heidnischen Bürgern auffallen. Sie vermutheten richtig, es müßten die Christen schuld an dieser Veränderung sein. Aber Afras wies sie durch ausweichende Antworten ab, ohne zu lügen. Die Legende weiß dann noch zu erzählen, Marcissus habe eine zudringliche Aufforderung des Teufels zu dessen eigenem Nachtheil zu wenden gewußt. Der Teufel forderte vom Bischof eine Person, um deren Leib zu tödten und die Seele zu verderben; der Bischof bewilligte es, aber mit so zweideutigen Worten, daß der überlistete Teufel durch sein eigenes Wort gezwungen war, einen ihm befreundeten Drachen zu tödten, der in den Julischen Alpen eine Quelle unzugänglich machte. Bald darauf sei Marcissus nach Gerona gegangen, wo er nach dreijähriger erfolgreicher Thätigkeit ein Opfer der Christenverfolgung wurde. Auch Afras wurde von dem Richter Gajus bald als Christin entdeckt und vor Gericht gestellt. Gajus glaubte mit der ehemaligen Venuspriesterin leichtes Spiel zu haben. „Nun, du wirst gewiß lieber den Göttern opfern, als in Qualen und Tod zu gehen?“ fragte er. „O nein,“ war die Antwort, „ich habe früher Sünden genug begangen. Seitdem ich den wahren Gott kenne, werde ich kein Unrecht mehr thun.“ Gajus machte sie aufmerksam, daß es doch schlecht zusammenpasse, ihr Leben der Göttin der Unzucht geweiht zu haben und jetzt als Christin sterben zu wollen, sie habe ja vom Christengotte doch nichts zu erwarten und solle daher vernünftig sein und opfern. Afras bekannte mit tiefer Beschämung, daß sie des christlichen Namens nicht würdig sei, aber sie kenne auch die unendliche Barmherzigkeit Gottes, der nicht richte nach Verdienst, sondern nach seiner Milde. „Schweige und opfere,“ unterbrach sie Gajus, „oder ich lasse dich öffentlich züchtigen und lebendig verbrennen.“ Afras erwiderte: „Ja, ich habe es verdient, daß mein Leib verbrannt wird, wenn nur die Feuerflamme meine Seele reinigt.“ Und man führte sie hinaus auf eine kleine Insel im Lechlus, dann riß man ihr Schleier und Obergewand herab und band sie an einen Pfahl, den man mit Holz und Reisig umgab. Die Flammen schlugen empor und ein dichter Rauch umhüllte die betende Dulderin; bald aber verstummte ihr letztes, herrliches Weihegebet. Ihre Seele war geläutert und zog hinüber zu den Scharen der heiligen Märtyrer.

Afras Dienerinnen Digna, Eunomia und Eutropia waren unterdessen in stummer Trauer am Lechluser gestanden.

Als die Schergen fort waren, fuhren sie auf die Insel hinüber, wo Afra gelitten hatte und fanden ihren entseelten Leib unberührt von den Flammen. Durch einen Knaben, der bei ihnen war, ließen sie schnell die Mutter der glorreichen Bekennerin holen. Diese kam in stiller Nacht und brachte, von Priestern begleitet, den heiligen Leib in die Gruft, die sie in der Nähe der Stadt, da wo jetzt die St. Ulrichskirche steht, für sich und die Ihrigen hatte erbauen lassen. Afra blieb nicht das einzige Opfer der Verfolgung. Der Richter hatte erfahren, daß die Dienerinnen Afras wohl auch Christinnen sein mußten, weil ihnen soviel an der Bestattung der Herrin gelegen war. Gajus gab ihnen den Befehl, zu opfern, widrigenfalls er sie in der mit Reisig gefüllten Gruft ihrer Herrin mit Rauch erstickern lasse. Die Frauen blieben standhaft, und wie sie früher Afras Sündenleben getheilt, so theilten sie jetzt auch ihren Martertod.

Wenige Jahre nach Afras Tode erhielt die christliche Kirche durch Kaiser Constantin die Freiheit (313 nach Christus). Jetzt wurde das Grab der hl. Afra zum Heiligthum der Christen in Augsburg und bald erhob sich eine Kirche über der ehrwürdigen Stätte. Im Sturme der Zeiten wurde dieselbe wiederholt zerstört, doch stets wieder aufgebaut. Heute steht an der Stelle ein Benedictinerstift mit der Kirche St. Ulrich und Afra.

In der Lebensgeschichte der hl. Afra erscheint Marcissus als fremder Bischof, der aus Spanien vor der Verfolgung sich geflüchtet hatte. Indes ist die Lebensgeschichte, wie oben erwähnt, erst zu einer Zeit niedergeschrieben worden, wo die ursprünglich bloß mündlich überlieferte Legende der Heiligen schon manche unrichtige Zusätze erhalten hatte. Marcissus war vielmehr höchst wahrscheinlich Bischof von Augsburg selbst; denn das Christenthum in Augsburg war nicht auf Afras Haus beschränkt. Nach ihrer Bekehrung vertheilte sie das Vermögen, welches sie aus ihrem früheren Erwerbe gewonnen hatte, an die armen Mitbrüder in der Stadt, weil sie ein Vermögen nicht besitzen wollte, das sie an ihr Sündenleben erinnerte. Die Armen aber wollten es nicht nehmen, so erklärte sie selbst, und sie habe dieselben flehentlich gebeten, es doch anzunehmen und ihr die Vergebung ihrer Sünden von Gott zu ersuchen. Diese betenden Armen konnten nur Christen sein. Wir hören ferner von Priestern, welche den Leichenzug begleiteten. Wo mehrere Priester waren, mußte auch eine größere christliche Gemeinde

sein. Endlich weiß man in Gerona, wohin Marcissus sich später gewandt haben soll, nichts von diesem Bischof. Er war folglich in Augsburg selbst Bischof und wohl der erste, der vielleicht in Spanien seine Heimat hatte. — In älteren Verzeichnissen findet man häufig Afra als Jungfrau eingetragen. Man hat deshalb die Erzählung von ihrem früheren Sündenleben mehrfach als unrichtig betrachtet. Indes wurden um jene Zeit alle gottgeweihten Personen als Jungfrauen bezeichnet, ohne Rücksicht auf ihr Vorleben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Afra nach ihrer Bekehrung mit ihren drei Mitschwestern in Christus bis zu ihrem glorreichen Tode ein Leben in gottgeweihter Zurückgezogenheit und Einfachheit geführt hat, worauf die erwähnte Vertheilung ihres Vermögens hinzudeuten scheint.

Das Christenthum gieng während der Verfolgung in Augsburg nicht ganz unter; denn die Mutter Afras und die Priester werden nicht als Märtyrer genannt; auch wäre das Andenken an die hl. Afra wohl in Vergessenheit gerathen, wenn es keine Christen mehr gegeben hätte.

Auch Regensburg an der Donau zählte in römischer Zeit, wahrscheinlich unter Diocletian, Märtyrer. Das bezeugt unzweifelhaft ein noch erhaltener Grabstein der Sarmanna (vielleicht ein deutscher Name), welcher neben dem Namenszug Christi die Inschrift trägt: „Zum frommen Andenken an Sarmanna, die im Frieden ruht und mit den Märtyrern vereint ist“, das heißt, welche entweder selbst gemartert wurde oder wahrscheinlicher, welche in der Nähe der christlichen Märtyrer Regensburgs beigesezt wurde. Es ist nicht unmöglich, daß auch Regensburg schon zur Zeit Diocletians während der letzten Christenverfolgung der Sitz eines christlichen Bischofs war. Die älteste christliche Kirche in Regensburg stand wohl an der Stelle, wo heute St. Emmerans Kirche und Kloster steht. Die Sage versetzt dorthin einen uralten heidnischen Herculesstempel.¹

Für Tirol wird das malerisch gelegene Seben als Bischofsitz genannt; in späteren Zeiten wurde derselbe nach Brixen verlegt. Seben war wohl das älteste Bisthum des Landes. Als ältesten Bischof nennt die Legende einen hl. Cassian. Er kann nicht jener berühmte Märtyrer gewesen sein,

¹ v. Walderdorff, „Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart“. 4. Auflage. 1896. S. 15 ff. und 83 ff.

welchen seine Schüler zur Zeit der Christenverfolgung mit eisernen Griffeln und anderen Schulgegenständen zu Tode marterten; denn letzterer wirkte und starb zu Imola als Knabenlehrer. Sicher ist als Bischof von Seben Ingenuin bezeugt, dessen Zeit sich aber nicht weiter bestimmen läßt. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts leitete Bischof Lukan die Diöcese. Bei einer Hungerstoth zeichnete er sich durch weitgehende Milde und Mildthätigkeit gegen die Gläubigen aus. Er gestattete auf die Dauer der Noth ausnahmsweise während der Fastenzeit den Genuß von Milchspeisen, was damals schon als äußerste Milde betrachtet wurde.

Das ist alles, was wir aus der ersten christlichen Zeit über Tirol wissen, obwohl es möglicherweise auch noch andere Bischofsstühle im Lande gab. So vielleicht bei den Breonen, welche am Ramm des Gebirges wohnten. — Nur ein Glaubensprediger Tirols und der benachbarten Länder ist uns noch bekannt, nämlich der heilige Bischof Valentin.

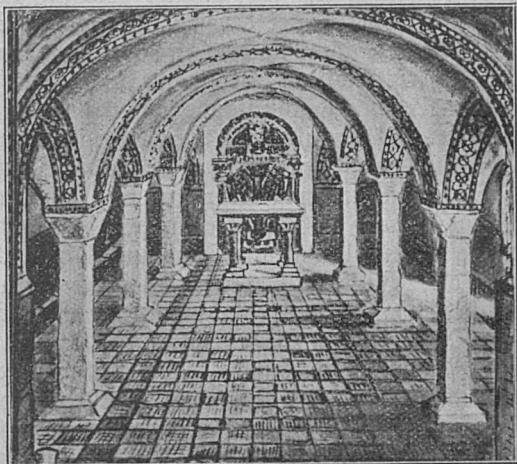
Nach der Lebensbeschreibung des hl. Severin war er Abt und Bischof beider Rhätien, das heißt der Gegend von Tirol, Vorarlberg und Ostschweiz, Schwaben und Altbayern. Der Mittelpunkt seines Wirkens wurde zuletzt Mais bei Meran in Südtirol. Dort hat er auch nach seinem Tode seine Ruhestätte gefunden. Später wurden seine Reliquien nach Trient und schließlich nach Passau übertragen.

Ueber sein Leben und Wirken sind die Berichte sehr mangelhaft. Eine Inschrift, welche man in Passau bei der Eröffnung seines Grabes im Jahre 1120 auf einer schon stark verwitterten Bleitafel fand, hat kurz folgenden Inhalt: Vom Ocean her kam ein bescheidener Mann namens Valentin in die norische Stadt Passau, um daselbst das Evangelium zu predigen. Weil aber die Leute dort zu roh und viehisch waren, konnte er nichts ausrichten. Deshalb gieng er nach Rom, um sich von Papst Leo I. Segen und Sendung zu erbitten und dann, nach Passau zurückgekehrt, mit Gottes Hilfe vielleicht bessere Früchte zu erzielen. Wieder war seine Arbeit und Mühe vergebens. Er pilgerte neuerdings über die Alpen zum Papste und bat um die Sendung zu einem andern Volke. Der Papst aber tröstete ihn und schickte ihn mit seinem Segen nochmals nach Passau zurück. Es war der letzte Befehrungsversuch. Mit erneuertem Seeleneifer gieng Valentin ans Werk, aber die hartnäckigen Völker und mit

ihnen die Arianer lohnten ihm mit Hohn und Mißhandlung und verjagten ihn aus ihrem Gebiet. Valentin ertrug diese Schmach geduldig um des Namens Christi willen, schüttelte gegen sie den Staub von den Füßen, wandte sich ins Gebirge und erzielte dort hundertfältige Frucht, bis er selig in Christus, dem Herrn, verschied.

Der hl. Valentin kam zu einer Zeit nach Passau, wo die Völker des Abendlandes schon anfiengen ihre alten Wohnsitze zu verlassen und in neue Gegenden zu wandern.

Seine erste Ankunft in Passau fällt ungefähr in das Jahr 435. Noch war Attila mit seinen gefürchteten Hunnenscharen nicht verwüstend die Donau heraufgezogen, aber die Umwälzungen hatten schon begonnen und wie Gewitterschwüle lag es über den unruhigen Völkern.



Krypta St. Erhart.

Passau selbst war schwerlich noch ganz heidnisch; denn als etwa zwanzig Jahre später der hl. Severin kam, fand er geordnete kirchliche Verhältnisse vor. Die nicht allzu fernen Städte Regensburg und Lorch waren seit einem Jahrhundert und länger christlich. Passau allein machte wohl keine Ausnahme. Nur ist es nicht unwahrscheinlich, daß das eigentliche Passau zwischen Inn und Donau (Innstadt-Passau bestand schon längst) erst kurz vor der Ankunft des hl. Valentin als Stützpunkt gegen die Völker im Norden der Donau gegründet wurde. Wie häufig bei Neugründungen von Colonien und Städten darf man bei einer überallher zusammengesuchten Bevölkerung nicht allzuviel Empfänglichkeit für Religion und sittlichen Ernst voraussetzen.

Dann ist es begreiflich, warum der hl. Valentin nichts ausgerichtete. Hat doch selbst der hl. Severin noch eine Bevölkerung gefunden, die zwar christlich, aber nicht eben musterhaft war. Ein unwürdiger Priester aus Passau wünschte ihn höhrend aus der Stadt weg, weil die strengen Bußübungen des Heiligen seinem lauen Lebenswandel nicht zusagten. Drei Mönche in Innstadt-Passau führten ein so hochmüthiges und unchristliches Leben, daß der hl. Severin betete, Gott möge sie durch väterliche Züchtigungen zur Einsicht kommen lassen. Sie wurden daraufhin vom Teufel besessen, bis sie, auf Severins Gebet von der Gewalt Satans wieder befreit, sich zu einem besseren Lebenswandel entschlossen. Selbst als schon das Verderben unheilswanger über Passau stand, wußten die dortigen Bürger nichts Besseres zu thun, als den hl. Severin um Vermittlung in Handelsgeschäften anzugehen: kurz, es fehlte den Christen Passaus offenbar an einer tieferen Erfassung und innigen Hingabe an das Christenthum. Uebrigens erstreckten sich wohl die Befehrungsversuche des hl. Valentin nicht auf Passau allein, sondern auch auf die „Völker“ — diesen Ausdruck gebraucht seine Lebensbeschreibung — welche in unmittlbarer Nähe der Stadt, links der Donau, saßen. Sie waren thatsächlich noch Heiden oder der Mehrzahl nach Arianer. Letztere aber waren für Befehrungsversuche noch weit unzugänglicher als die Heiden. Selbst der hl. Severin hat trotz seines glühenden Eifers für das Evangelium keinen Versuch gemacht, die arianischen Völker links der Donau dem katholischen Glauben zu gewinnen, obwohl sie fortwährend Rath und Hilfe bei ihm suchten. Sie wollten nur Rath und Hilfe in irdischen Dingen; von der katholischen Religion wollten sie nichts wissen. Mit blutendem Herzen hat dieses der hl. Severin einmal einem arianischen Fürsten vorgehalten: „Ja, wenn uns der gleiche, katholische Glaube verbände,“ sagte er ihm, „dann thäten wir besser daran, über das ewige Leben als über irdisches Wohl und Wehe zu berathen.“ Severin wußte, daß alle Versuche, mit den Arianern eine Gemeinschaft des katholischen Glaubens herzustellen, vergeblich seien. Er wußte es wohl aus dem Leben des hl. Valentin, der dreimal vergeblich versucht hatte, die Arianer in und um Passau zu befehren und ihnen als Bischof in der genannten Stadt einen festen Mittelpunkt zu geben, wozu die Lage Passaus außerordentlich günstig gewesen wäre.

Von den benachbarten Arianern mißhandelt und von den kalten und gleichgiltigen Passauern ausgewiesen, verließ der heilige Valentin seinen bisherigen Wirkungskreis und that, was noch gleichzeitig und nach ihm der hl. Severin gethan hat: Er zog von Ort zu Ort, um die größtentheils christliche, lateinisch sprechende Bevölkerung im Glauben zu erhalten und dieselbe während der Drangsale der Völkerwanderung zu trösten und zu stärken und das Heidenthum in seinen letzten Schlupfwinkeln, besonders auf dem Lande, aufzusuchen, und so dem Glauben neue Anhänger zu gewinnen. Altbayern und Schwaben, Tirol und Vorarlberg waren die Schauplätze seiner Wirksamkeit. Dort hat er gepredigt und die heiligen Sacramente gespendet, dort erbaute und weihte er Kirchen und Altäre, dort gründete er klösterliche Niederlassungen und stellte die in den Völkerzügen verwüsteten Kirchen und klösterlichen Verbände wieder her. Sein Hauptkloster gründete er wohl zu Mais in Südtirol, wohin er sich gegen Ende seines Lebens zurückzog; in Bayern und Oberösterreich tragen verschiedene Kirchen sein Patrocinium, in Tirol und in der Schweiz, namentlich in den Diöcesen Chur, Brigen und Feldkirch sind die Kirchen zu Ehren des hl. Valentin sehr zahlreich. Ueber Jugendzeit und Vaterland, über Alter und sonstige Verhältnisse des hl. Valentin sind wir nicht unterrichtet. Er kam vom Ocean her, das heißt von der Nordsee, oder, wie andere glauben, von Aquileja, dem Ausgangspunkt der ersten Missionsnäre unseres Landes. Etwa von 435 bis 475 wirkte er als Wanderbischof in den genannten Gegenden. Seine letzte Ruhestätte fand er, wie erwähnt, zu Mais in Südtirol. Dort betete der heilige Bischof Korbinian von Freising an seinem Grabe. Er selbst wollte im Tode neben dem hl. Valentin ruhen. Weder der eine noch der andere erhielt in Mais eine bleibende Stätte. Der Leib des hl. Valentin wurde um 470 nach Trient und von dort im Jahre 768 durch den frommen Bayernherzog Thassilo II. nach Passau überführt und im Stephansdome daselbst beigesetzt. Bei einem großen Stadtbrande 1662 gieng ein Theil seiner Reliquien verloren; nur das Haupt des Heiligen ruht noch als kostbarer Schatz im neu hergestellten Passauer Dom.

Ein Rückblick auf die erste Verbreitung des Christenthums in den Donau- und Alpenländern zeigt, daß es während der großen Verfolgung und Leidenszeit der Kirche, wenigstens gegen Ende derselben, so ziemlich in allen größeren Orten Christen gab;

an den bedeutenderen bildeten sie förmliche Christengemeinden mit Bischöfen und Priestern. Eine nennenswerte Anzahl der Gläubigen mußte für Christus in der Verfolgung Blut und Leben zu opfern. Die große Mehrheit des Volkes auf dem Lande und selbst in den Städten war freilich noch heidnisch. Es gab Christen im Lande, aber das Land war beizeiten nicht christlich. Erst seitdem Kaiser Constantin der Große den Christen volle Religionsfreiheit und eine gewisse Bevorzugung eingeräumt hatte, wurden die Befehrungen zahlreicher, freilich auch weniger aufrichtig und ernstlich. Immerhin nahm die Verbreitung des Christenthums seit Constantin einen außerordentlich raschen Fortgang. So kennt Regensburg an der Donau noch einen uralten Begräbnisplatz außerhalb der Stadt, da, wo die alte Heerstraße nach Augsburg führte. Die dortigen Gräber, welche sämmtlich den nächsten hundert Jahren nach Constantin angehören, waren schon größtentheils christlich. Als hundertfünfzig Jahre nach Constantin Sanct Severin in den Donauländern wirkte, fand er fast keine Heiden mehr. Ueberall traf er christliche Gemeinden, an der Donau so gut wie in den Alpen; nur spärliche Ueberreste des alten Heidenthums sind ihm noch begegnet. Stärker fühlte sich das Heidenthum noch im Jahre 394 in Laibach. Als nämlich in jenem Jahre Kaiser Theodosius im Triumph in die Stadt einzog, kam ihm nicht nur der Adel und die Obrigkeit, sondern auch die festlich geschmückte heidnische Priesterschaft dieser Stadt entgegen: Sie fühlte sich also noch stark und wichtig. Auf die Dauer wird auch dort ihr Einfluß nicht mehr von Bedeutung gewesen sein.

Das Dunkel, welches in den ersten Jahrhunderten über der Geschichte des Christenthums in den deutschen Ländern liegt, wird eigentlich nur zweimal vorübergehend erhellt: Das erstemal im Feuerschein der Becksackeln und Holzstöcke, welche die Christenverfolger anzündeten, namentlich im blutigen rothen Schimmer der großen Diocletianischen Verfolgung. Nur einzelne heilige Märtyrergestalten und Gruppen treten aus ihrer düsteren Umgebung hervor und geben einige Kunde von dem damaligen Zustande der christlichen Kirche auf deutschem Boden. Dann entzieht sich die Geschichte des Christenthums abermals unseren Blicken, bis nach anderthalb Jahrhunderten die Lichtgestalt des hl. Severin einzig, groß und gewaltig durch unsere Gegenden schreitet und die ganzen Donau- und Alpenländer in

christlichem Gewande erscheinen lässt. Es wäre eine hoffnungsfrohe Saat gewesen. Aber Severins Erscheinen glich dem lichten Morgenroth, das dem nahen Sturm vorangeht. Finstere Wetterwolken zogen sich zusammen, um im Sturm der Völkerwanderung über die junge christliche Saat unserer Länder hinzubrausen und den schönsten Theil derselben zu vernichten.

4. Die Anfänge des Christenthums in den Rheinländern.

Als die ersten Glaubensboten der Schweiz werden die heiligen Männer Beatus und Lucius verehrt. Ihre Lebensbeschreibungen sind durch spätere Zusätze so entstellt worden, dass es fast unmöglich ist, ein sicheres Urtheil über die Wirksamkeit der beiden Glaubensboten zu fällen.

Beatus soll mit noch anderen Missionären von Rom aus seine Bekehrungsreise angetreten haben. Zuvor vertheilte er alle seine Habe an die Armen Roms, um dann als echter Apostelschüler auf dem ihm angewiesenen Wirkungskreis aufzutreten, zu lehren und zu heilen, Zeichen und Wunder zu wirken. Er lebte in so weitgehender Enthaltbarkeit, dass er oft drei Tage hintereinander fastete. Gemäß dem Worte des Apostels Paulus: „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,“ verdiente er sich seinen Lebensunterhalt mit Netz- und Korbsflechten. Wo er gewirkt hat, wird nicht erzählt, aber er soll seinen Wirkungskreis ungemein weit ausgedehnt haben. Sehr viele soll er getauft und aus der heidnischen Finsternis erlöst, namentlich aber durch sein strenges Bußleben die Bewunderung und das Vertrauen aller sich erworben haben. Stets, so wird erzählt, hatte er einen kleinen Begleiter bei sich, dem er Sklaven- und Knechtesdienste erwies, um sich dadurch zu verdemüthigen. Er gieng dabei so weit, dass er demselben sogar die Schuhe auszog und die Nahrung besorgte. Nach langen Wanderungen durch endlose Provinzen kam er zur Stadt Namnetus am Flusse Ligeris. Einige Heiden nahmen ihn gastfreundlich auf. Nachdem er diese bekehrt hatte, wollte er sich zu innigstem Verkehr mit seinem Gott nach einer Höhle am Fuße eines Berges zurückziehen. Der Weg dahin war ein Wasserweg, die Schifffahrt gieng glücklich vonstatten. Aber der Heilige konnte kein Reisegeld zahlen; darum bot er dem Schiffer sein Brevier statt des Fahrgeldes an; der Ferge ahnte in ihm den Gottesmann und nahm dieses Heilig-

thum nicht an. In der abgelegenen Höhle mußte sich Beatus erst Platz machen. Eine Schlange von ungeheurer Größe oder ein Drache hatte von ihr Besitz genommen, sie mußte vertrieben werden. In dieser Höhle verweilte nun Beatus bis zu seinem seligen Lebensende. In der gleichen Höhle wurde auch sein Leichnam begraben; wie im Leben, so sollte sie ihn auch im Tode beherbergen und eine Heilstätte der Kranken werden.

Manche wollten die ganze Erzählung als Sage erklären. Ein neuerer Forscher der ältesten Schweizer Kirchengeschichte hat aber mit guten Gründen nachgewiesen, daß Beatus wirklich zu den ersten Glaubensboten der Schweiz gehört.¹ Er verweist besonders auf die noch jetzt vorkommenden Volkssagen und Ueberlieferungen, nach welchen sich die Beatushöhle am Thuner See befand. Seit uralten Zeiten stand dort eine Kirche St. Beat, welche von Wallfahrern viel besucht wurde.

Der hl. Lucius wird als Apostel von Chur in der Schweiz verehrt. In der Bibliothek von St. Gallen ist uns noch eine Predigt auf das Fest dieses Heiligen erhalten, welche vor mindestens tausend Jahren (im neunten Jahrhundert) aufgeschrieben wurde. Sie erzählt vom hl. Lucius Folgendes:

Lucius war König in Britannien (England), wo er über ein wildes, dem Götzendienste ergebenes Volk herrschte. Durch Timotheus, den Schüler des Apostels Paulus, soll er zum Christenthume bekehrt und mit seinen Verwandten und einem großen Theile des Volkes getauft worden sein. Später entschloß er sich, sein Reich zu verlassen und fremden Völkern den christlichen Glauben zu verkünden. Durch Gallien reiste der königliche Apostel nach Augsburg, wo er den Patricier Campester bekehrte und eine Christengemeinde gründete. Von da begab er sich in die Umgebung von Chur in der Schweiz. Mit Beten und Fasten bereitete er sich sieben Tage auf die Glaubenspredigt vor, am achten begann er die Predigt des Gekreuzigten. Als er hörte, daß in einem Walde, Marzwald geheiß, in unsinniger Weise Auerochsen als Götter verehrt würden, gieng er hin und bekehrte viele der dortigen Heiden. Andere wurden höchst erbittert, warfen ihn in eine Grube und wollten ihn steinigen. Allein wunderbarerweise gieng der hl. Lucius unver-

¹ Rütolf, „Glaubensboten der Schweiz vor Gallus“. Luzern 1871.

legt aus der Grube hervor; die wilden Ure kamen herbei und leckten die Füße des Glaubensboten. Dieser pries den Herrn und mahnte die erstaunten Heiden zur Taufe; wirklich lobten dieselben Gott, daß er sie zur Kenntnis der Wahrheit geführt habe. Indessen ward das Wunder auch in der Stadt bekannt und die zurückgebliebenen Christen kamen dem Manne Gottes mit Fackeln und Kerzen unter Lobgesängen entgegen. Damit endet die Erzählung, ohne vom Tode des Heiligen etwas zu sagen. Anderwärts wird noch berichtet, von Augsburg, wo der Heilige verspottet, geschlagen und in einen Brunnen geworfen, aber wieder gerettet wurde, sei er predigend nach Regensburg, Lorch und Salzburg gezogen, bis er zuletzt bei Chur den Martirertod erlitt. Auch seine Schwester Emerita, die ihm auf der Missionsreise gefolgt war, wird unter die Märtyrer gezählt. Sie soll von einem hartnäckigen Volke mißhandelt und endlich zu Trimmis bei Chur verbrannt worden sein.

Auch die ganze Erzählung über den hl. Lucius wurde viel in Zweifel gezogen. Der gelehrte Forscher Lütolf hat jedoch die Hauptsache als Wahrheit zu erweisen gesucht. Demnach ist Lucius wirklich unter die ersten Glaubensboten der Schweiz zu rechnen und hat um das Jahr 180 dort gewirkt.

Immerhin ist die Geschichte der Länder am Bodensee in den ersten Jahrhunderten sehr dunkel. Wenn auch hier das Christenthum mit Rücksicht auf den regen Verkehr mit Italien kaum später als in den österreichischen und bayerischen Ländern Eingang fand, so fehlt es uns doch fast noch mehr als dort an sicheren Nachrichten über die ersten Glaubensboten.

Was der große Bischof von Lyon, der hl. Irenäus (177 bis 202) bezeugt, daß es zu seiner Zeit auch in Deutschland schon christliche Kirchen gegeben habe, muß jedenfalls zunächst auf die Rheinländer bezogen werden, welche ihm am nächsten lagen und wohl nur allein bekannt waren. Unter christlichen Kirchen meinte er sicherlich christliche Gemeinden mit Bischöfen an der Spitze, nicht bloß vereinzelt vorkommende Christen. Wo aber diese christlichen Kirchen bestanden haben, berichtet Irenäus nicht. Jedenfalls werden die bedeutendsten Orte, wie Mainz, Aöln und Trier bischöfliche Kirchen gehabt haben.

Wer hat den Städten am Rhein zuerst gepredigt? Die Legende überliefert Folgendes:

St. Peter sandte aus Rom drei Männer aus der Zahl der siebenzig Jünger, um das Christenthum über die Alpen zu tragen, Eucharis als Bischof, Valerius als Diacon und Maternus als Subdiacon. Während sie den Rhein hinunter wanderten, starb Maternus bei der römischen Festung Elegia im Elsaß, wo man auch später sein Grab zeigte. Unge säumt eilten seine beiden Gefährten nach Rom zurück, um vom hl. Petrus die Wiedererweckung des Maternus durch ein Wunder zu erbitten. Petrus gab ihnen seinen Bischofsstab, mit dem sie den Todten berühren und wiederbeleben sollten. Wirklich erfolgte das Wunder und der Erfolg ihrer Predigt war dadurch gesichert. Sie stifteten eine große Anzahl Kirchen und wandten sich dann aus dem Rheinthale nach Trier, wo sie ebenfalls so viele zum Christenthum bekehrten, daß Eucharis sich die Stadt zum Bischofsthron erwählte. Nach fünfundzwanzig Jahren starb er und es folgte ihm Valerius. Dieser regierte fünfzehn Jahre und sein Nachfolger wurde Maternus. Dieser hatte unterdessen am Niederrhein den Glauben an Christus gepredigt und die Bisthümer Köln und Tongern begründet. So ward er zum Oberhirten von drei Bisthümern. Er starb in Köln, doch wurde sein Leichnam nach Trier geschafft. Er soll ein naher Verwandter Jesu gewesen sein, derselbe Jüngling, den der Herr vor dem Stadthore zu Naim vom Tode erweckt und seiner Mutter wiedergegeben hatte. Er wäre also dreimal gestorben und zweimal wiedererweckt worden; zum drittenmal ereilte ihn der Tod, als er gerade das Evangelium von sich selber, dem Jüngling zu Naim, verlas. Dreiunddreißig Tage war er im Elsaß im Grabe gelegen; ebensoviele Jahre soll er Bischof von Köln und Trier gewesen sein; in allen drei Bischofstädten Köln, Trier und Tongern konnte er durch wunderbare Unterstützung alle Sonntage selbst die heilige Messe halten. Den Bischofsstab des hl. Petrus, mit welchem Maternus zum Leben erweckt wurde, hat man sorgfältig aufbewahrt. Im zehnten Jahrhundert wurde er getheilt, so daß Köln die untere, Trier die obere Hälfte erhielt. Letztere ist durch Kaiser Karl IV. nach Prag gebracht worden.¹

Der wahre Sachverhalt, welcher dieser durch spätere Zuthaten und Dichtungen erweiterten Legende zugrunde liegt, ist wohl der, daß die Heiligen Eucharis und Valerius

¹ Nach Friedrich, „Kirchengeschichte“ I, 86 f.

wirklich die ersten Bischöfe von Trier waren, deren Namen in der angegebenen Aufeinanderfolge bekannt blieben, nur haben sie wohl etwas später gelebt, als die Legende angibt. Die Namen ihrer nächsten Nachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Trier sind hingegen wieder unbekannt. Maternus aber war schwerlich Bischof in Trier, vielmehr ist die Erzählung der Legende wohl Verwechslung mit jenem Bischof Maternus von Köln, welcher zur Zeit Constantins des Großen dort wirkte.

Die Kirchen am Rhein hatten während der letzten Christenverfolgungen sicher auch ihre Märtyrer. Daran ist nicht zu zweifeln. Wie sie aber geheißen haben und wieviel ihrer waren, läßt sich kaum mehr bestimmen. Die Legende nennt uns zwei größere Märtyrergruppen, welche vielleicht in naher Beziehung zu einander stehen; es sind dieses erstens die Thebäerlegion in der Schweiz und Abtheilungen derselben am Mittelrhein, und zweitens die hl. Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen in Köln.

Ueber die glorreiche Legion der thebäischen Märtyrer berichtet Bischof Eucher von Lyon (gestorben um 450) in einem Brief an Bischof Silvius ungefähr Folgendes:

Unter Maximian, dem Mitkaiser Diocletians, war eine große Christenverfolgung ausgebrochen, welche an Ausdehnung und Grausamkeit alle früheren übertraf. Der Tyrann unternahm eine Art Feldzug gegen die Christen, indem er dieselben durch seine Soldaten überall auffuchen und zu Marter und Tod schleppen ließ. In seinem Heere befand sich eine Legion (sechstausendsechshundert Mann) — sie hieß nach ihrer Heimat, der Thebais in Aegypten, die thebäische Legion — welche aus christlichen Soldaten bestand und vom Kaiser aus dem Osten zuhülfe gerufen wurde. In der Nähe des Genfer Sees in der Schweiz, bei Agaunum, machte sie Halt und schlug in einem von steilen Felswänden eingeschlossenen Gebirgsthale ihr Lager auf. Kaiser Maximian, welcher in der Nähe rastete, gab der Legion den Befehl, Christen zur Marter herbeizuschleppen. Die Soldaten weigerten sich, an ihren Mitbrüdern zu Henkern zu werden. Der rohe Maximian gerieth in Wuth und ließ jeden zehnten Mann niederhauen, um die übrigen gefügig zu machen. Er täuschte sich. Als er seine Blutbefehle erneuerte, fand er abermals Widerstand. Wieder ließ er den zehnten Mann niederstoßen. Der Befehlshaber der Legion, Mauritius, gieng

seinen Soldaten durch das Beispiel kühnen und freudigen Todesmuthes voran. Die Unterbefehlshaber *Ersuperius* und *Candidus* standen ihm zur Seite. In heiligem Freimuth trat *Mauritius* vor den Tyrannen. „Deine Soldaten sind wir,“ so begann er, „aber stolz sind wir's zu sagen, auch Diener des Herrn; dir schulden wir Gehorsam im Dienste, jenem ein makellofes Leben; du zahlst uns den Sold, jener gab uns das Leben. Soweit darf unser Gehorsam gegen dich nicht gehen, daß wir darob unsern Herrn und Gott verleugnen, wie du es verlangst; denn er ist auch dein Herr. Fordere nur nicht, daß wir ihn beleidigen; dann werden wir dir wie bisher unbedingt Gehorsam leisten; andernfalls müßte uns Gott vorgehen.“ Endlich erklärte er für sich und seine Genossen feierlich den Glauben an den Herrn *Jesus Christus*, für den sie tausendmal lieber sterben, als an seinen Dienern zu Henkern werden wollten. Die Wuth des Tyrannen kannte keine Grenzen mehr. Alle insgesammt sollten sterben; waren sie doch in den Augen *Maximians* heillose Rebellen. Auf der Stelle ließ er sie durch sein übriges Heer niedermetzeln. Lautlos und ohne zu zittern beugten sie ihren Nacken unter das Schwert ihrer eigenen Kameraden. Es war ein großes Leichenfeld, ein ganzer Strom heiligen Märtyrerblutes. Kurz nach der Bluthat kam ein alter Veteran namens *Victor* an dem geheiligten Leichenfelde vorüber. Als er erfuhr, was geschehen war, konnte er den Abscheu nicht verhehlen, der ihn über die Unthat erfüllte. Gefragt, ob etwa auch er ein Christ sei, bekannte er offen seinen Glauben an *Jesus Christus*. Auf der Stelle schleppte man auch ihn zum Tode. So wurde der Glaubensgenosse der *Thebäer* auch ihr Leidensgenosse. Auch in *Solothurn* sollen Soldaten der nämlichen Legion gemartert worden sein. Zuletzt berichtet *Bischof Eucher* noch über den gewaltsamen Tod des Tyrannen *Maximian* und von Wundern, welche durch die Fürbitte der heiligen Märtyrer gewirkt wurden. Manches Jahr war seit dem glorreichen Heldentode der Märtyrer verflossen, als der *Bischof* des Ortes, der heilige *Theodor*, ihre Reliquien bloßlegen und in der zu ihren Ehren neubauten Kirche am Gebirgsfelsen beisetzen ließ.

In neuerer Zeit hat man versucht, die ganze Erzählung des *Bischofs Eucher* als Fabel oder gar als frommen Betrug zu erklären. Sie ist keines von beiden, sondern der Hauptsache nach geschichtliche Thatsache. *Bischof Eucher* will

die Wahrheit erzählen, darüber ist kein Zweifel. Wie er es gehört, so berichtet er. Ein Bedenken konnte nur dadurch entstehen, daß er rund hundertfünfzig Jahre nach dem Ereignis gelebt hat. In dieser langen Zeit kann sich von Mund zu Mund manche Erweiterung eingeschlichen haben. Bischof Eucher stützte sich auf die Erzählung des Bischofs Izaak von Genf; dieser auf die Ueberlieferung jenes Bischofs Theodor, welcher in Agaunum die Kirche zu Ehren der heiligen Märtyrer erbaute. Die Erbauung jener Kirche fand aber kaum achtzig Jahre nach dem glorreichen Ereignisse statt. Noch konnten Augenzeugen oder doch Kinder von Augenzeugen leben. Was hätten diese zu dem Kirchenbaue gesagt, wenn sie die Erzählung über die Märtyrer für eine bloße Erfindung gehalten hätten? Unklar bleibt es allerdings, aus welchen Gründen der Kaiser Maximian mit seinem Heere in die Schweiz zog. Bloß deshalb, um Christen einzufangen, hat er es kaum gethan. Sei es zur Unterdrückung eines Aufstandes oder aus einem andern Grunde, jedenfalls ist es ausgemacht, daß Maximian im Herbst des Jahres 296 mit einem Heere vom Rhein her über die Penninischen Alpen nach Italien und von dort nach Afrika zur Bekämpfung eines Aufstandes zog. Dabei muß er über Agaunum, den Schauplatz des Thebäer-Märtyrums, gekommen sein.¹ In dieses Jahr wird also das Ereignis fallen. Am meisten wäre es zu verwundern, daß über ein so gräßliches Blutbad kein gleichzeitiger heidnischer oder christlicher Schriftsteller berichtet, wenn nur überhaupt jemand die Geschichte des Abendlandes für jene Zeit eigens geschrieben hätte. Wenn die Strafe, welche Maximian über die christlichen Soldaten verhängte, als unklug und unerhört erscheint, so darf man nicht vergessen wie unklug die Christenverfolgungen ganz allgemein waren, wie roh und grausam gerade Maximian auch sonst sich erwies, und daß die Niedermehlung großer Truppentheile im Laufe der römischen Geschichte wiederholt vorkommt. — Von einer bloßen Sage kann daher nicht die Rede sein. Die thebäische Legion wurde vielmehr wirklich um ihres christlichen Namens willen vernichtet. Allerdings mögen sich unter der großen Mehrzahl christlicher Soldaten ein paar hundert Heiden befunden haben, welche natürlich dem Tode entgingen. Deshalb verdient die Legion immer noch den Namen

¹ Sepp in der „Augsburger Postzeitung“ 1897, Beilage Nr. 70.

einer christlichen Legion. Auch war wohl die Legion nicht in ihrer ganzen Stärke an Ort und Stelle. Verschiedene Abtheilungen derselben waren wahrscheinlich an anderen Orten stationiert; thatsächlich werden auch für andere Orte, namentlich am Mittelrhein, Märtyrer dieser Legion namhaft gemacht. Die Zahl der in der Nähe des Genfer Sees gefallenen Soldaten-Märtyrer mag etwa zweitausendfünfhundert bis dreitausend Mann betragen haben; es ist daher eine unbegründete Annahme, daß bloß drei bis vier Hauptleute der Legion den Martertod erlitten hätten.

Abtheilungen der Thebäer-Legion sollen außerdem in Köln, Bonn, Xanten und Trier, kurz am Rhein gestanden und gemartert worden sein.

In Bonn wird der hl. Cassius genannt mit sieben Genossen, in Köln der hl. Gereon mit dreihundertachtzehn Gefährten, zu Xanten der hl. Victor mit dreihundertdreißig Soldaten, welche nach der Legende ebenso wie ihre Genossen in der Schweiz von ihren heidnischen Gefährten niedergemetzelt wurden, weil sie sich nicht zu Werkzeugen der Christenverfolgungen hergeben wollten. In Köln wurden die Leichen der Märtyrer über das Feld geschleift und dann in einen Brunnen geworfen. Ueber dem geheiligten Brunnen erbaute die Mutter des Kaisers Constantin, die hl. Helena, eine herrlich ausgestattete Kirche zu Ehren des hl. Gereon und seiner Genossen. Dorthin schickte um 590 der Bischof Ergasilus von Köln seinen Diacon, um sich Staub von den Gebeinen der heiligen Blutzegen holen zu lassen. Der Bischof litt nämlich an unerträglichen Kopfschmerzen und hoffte Heilung durch die Fürbitte der heiligen Märtyrer zu erlangen. Kaum hatte er sich den Staub auf das Haupt gelegt, so fühlte er sich vollständig gesund.

Auch die Stadt Trier rühmte sich, Märtyrer jener glorreichen Legion zu besitzen. Mit ihrem Anführer Thyrsus sei eine Abtheilung dahin gekommen und am 4. October von Rictiovarus, dem Präfecten des Maximian, erschlagen worden. Unter den Blutzegen wird ein Consul, Palmatius mit Namen, bezeichnet. Zwei Tage darauf hätte dann noch eine Schar anderer Christen ihr Blut für Christus vergossen, so daß der durch die Stadt fließende Bach vom Christenblute ganz geröthet wurde.

Als zweite Märtyrergruppe gilt die hl. Ursula und die elftausend Jungfrauen in Köln.

Nach der Legende war Ursula eine englische Königstochter von weit gepriesener Schönheit und Tugend. Der heidnische Fürst eines mächtigen und gefürchteten Nachbarvolkes beehrte sie für seinen Sohn Conanus zur Ehe. Dieser Antrag brachte sowohl Ursula selbst, als ihren Vater Dionotus in peinliche Verlegenheit; denn Dionotus trug Bedenken, seine christliche Tochter einem Heiden zur Gemahlin zu geben, und Ursula hatte noch dazu ihrem Heilande ein jungfräuliches Leben gelobt. Den fremden Fürsten abweisen, konnte aber Krone und Reich kosten, da er sicher mit einem Kriegsheere kommen und Ursula mit Gewalt holen würde. Da wurde Ursula durch ein Traumgesicht belehrt, sie solle den Jüngling nicht abweisen, denn Gott werde dafür sorgen, daß sie ihr Versprechen ewiger Jungfräulichkeit halten könne. Sie ließ dem fremden Fürsten sagen, sie werde ihm die Hand reichen, wenn er ihr drei Jahre Zeit gönne und zehn Gespielinnen von ausgezeichnete Schönheit und hoher Geburt, und für jede aus ihnen tausend jugendschöne Gefährtinnen auswählen lasse. Auch verlangte sie, daß ihr eine Flotte von elf Dreiruderern geliefert würde, welche den Jungfrauen vollständig zur Verfügung stünden. Conanus gieng auf diese Bedingungen ein und versprach, selbst Christ zu werden. Während der drei Jahre suchten sich Ursula und ihre Jungfrauen durch Uebungen an der Südwestküste Englands zur Führung der Schiffe tüchtig zu machen. Nach Umlauf der Frist war alles zur Hochzeit gerüstet. Ursula dachte an ihr altes Gelübde, ewig jungfräulich zu leben, und nahm sammt ihren Gefährtinnen zu heißen Gebeten ihre Zuflucht. Da erhob sich urplötzlich ein gewaltiger Wind und trieb die Jungfrauen auf ihren Schiffen weit hinaus in das Meer und immer weiter fort von der Heimat in den Hafen von Tiele. Dort verjahren sie sich mit Speise und Trank und fuhren weiter den Rhein hinauf gegen Köln und von Köln wieder weiter bis Basel. Hier landeten sie und pilgerten nun zu Fuß nach Rom, wie es der jungfräulichen Königstochter durch eine Erscheinung geboten war. Als sie dann nach Köln zurückkehrten, wurden sie um ihres Glaubens und ihrer Jungfräulichkeit willen von den Hunnen, welche eben vor der Stadt lagen, ermordet. Ursula war die letzte. Da sie die Aufforderung des Hunnenkönigs Attila, seine Gemahlin zu werden, mit Abscheu zurückwies, sank auch sie, von den Pfeilen ihrer Feinde durchbohrt, über die Leichen ihrer Gefährtinnen. Gleich

nach dem Blutbade wurden die Hunnen durch die Erscheinung eines himmlischen Heeres, das in der Stärke der ermordeten Jungfrauen sie bedrohte, in Schrecken versetzt und verjagt. Die befreiten Bürger Kölns eilten zur ehrenvollen Bestattung der erschlagenen Jungfrauen herbei.

Das ist die Legende der hl. Ursula und ihrer Jungfrauen. Was ist von derselben zu halten? Sie ist weder eine Fabel, wofür sie in neuerer Zeit erklärt wurde, noch ist sie volle Wahrheit, weil nicht alles sich so ereignet haben kann, wie es in der Legende erzählt wird. Es liegt ihr aber ein wirkliches, geschichtliches Ereignis zugrunde, welches im Laufe der Zeit durch Erweiterungen und Mißverständnisse zu der angeführten Erzählung ausgebildet wurde. Die älteste Nachricht über dieses Ereignis ist in einer Inschrift aus dem vierten oder spätestens aus dem fünften Jahrhundert erhalten, welche im Innern des Chores der Ursulakirche in Köln eingemauert ist. Ihr nicht ganz klarer Inhalt lautet: „Durch himmlische, hellstrahlende Erscheinungen des öfteren aufgefordert, und durch den hocharhabenen Märtyrerglanz himmlischer Jungfrauen (aus dem Morgenlande) gedrängt und veranlaßt, sein Gelübde zu lösen (und vom Morgenlande her zu kommen), baute ein hochangesehener Mann namens Clematius aus eigenen Mitteln auf seinem Grund und Boden die (Ursula-) Kirche von Grund aus wieder auf, um sein Gelübde zu erfüllen. Wenn aber jemand ohne Rücksicht auf die hohe Erhabenheit dieser Kirche, wo die heiligen Jungfrauen ihr Blut für Christus vergossen haben, den Leichnam irgendeiner Person mit Ausnahme der Jungfrauen beisetzen wollte, so möge er wissen, daß ihm die ewige Strafe der Hölle gebührt.“

Diese Inschrift bezeugt mit Sicherheit Folgendes: Erstens daß in Köln thatsächlich christliche Jungfrauen gemartert und begraben wurden; zweitens daß der reiche und vornehme Clematius die schon früher erbaute, aber bereits zerfallene Kirche über dem Grabe der Jungfrauen wieder herstellte; endlich, daß sich bei den Gräbern der jungfräulichen Märtyrer eine christliche Grabstätte befand, wohin bisher Christen jeden Geschlechtes und Standes begraben wurden, während in Zukunft nur mehr christliche Jungfrauen dort ihre Ruhestätte finden sollten. — Ob die ermordeten Jungfrauen oder ihr Verehrer Clematius aus dem Morgenlande kamen, ist aus der schwer verständlichen Stelle der Inschrift nicht leicht zu entscheiden: Wahr-

scheinlich gehörten beide Theile der Abstammung nach dem Oriente an. Das gleiche Vaterland brachte den Clematius in Beziehung zu den heldenmüthigen Jungfrauen.

Auf Grund dieser Inschrift ist es nicht unwahrscheinlich, daß die christlichen Märtyrerinnen in Köln niemand anderer waren als die Angehörigen (Töchter und Frauen) der Soldaten und Veteranen der thebäischen Legionsabtheilung in Köln. Dazu mögen noch andere Märtyrer aus den christlichen Jungfrauen Kölns selbst gekommen sein, und weil bei ihrem Grabe bis auf die Zeit des Clematius sich eine allgemeine Grabstätte befand, so vermehrten sich die Gräber allmählich sosehr, daß man später die Zahl der Märtyrer für so groß hielt, als die Zahl der Gräber. Diese und andere Mißverständnisse trugen dazu bei, daß sich zuletzt die Legende von den elftausend Jungfrauen der hl. Ursula bildete.

Dieses Ereignis scheint durch die Funde, welche man bei mehreren Ausgrabungen in Köln machte, bestätigt zu werden. Im Mai des Jahres 1847 wurden beim städtischen Waisenhaus beim Ausgraben der Grundfeste für Wohnhäuser die Knochenüberreste von siebenundsechzig menschlichen Körpern gefunden, unter denen sich neunzehn Schädel befanden, deren Schläfe auf der rechten Seite mit einem eisernen, vom Roste angefressenen Nagel durchbohrt waren. Alle diese Schädel, bis auf einen einzigen, wurden zerstört, ohne daß man sie weiter beachtet hätte. Der übrig gebliebene wurde später genau untersucht. Fachmänner erklärten über ihn Folgendes: Erstens gehörte der Schädel einer weiblichen Person im Alter von höchstens vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, und zweitens stammte diese Person aus dem Morgenlande (aus Aegypten). Zugleich fand man verschiedene Münzen und Gegenstände neben diesen Schädeln, welche christlich lautende Inschriften trugen und der Zeit der Christenverfolgungen angehörten. Man erklärte sich die Sache dahin, daß die Schädel ohne Nägel den Soldaten der thebäischen Legionsabtheilung angehört hatten, diejenigen mit den Nägeln ihren Angehörigen. Erstere wurden nämlich enthauptet, letztere durch Einschlagen von Nägeln in die Schläfe hingerichtet. Im Jahre 1863 fand man nahe bei der früheren Stelle neue Gerippe. In vier bis sechs wohl erhaltenen Schädeln fanden sich drei bis fünf Zoll lange Nägel. Im September desselben Jahres wurde an einer andern Stelle eine Reihe ähnl-

licher Skelette ausgegraben. Wieder waren bei verschiedenen große Nägel an den linken Schläfen in den Kopf getrieben. Dabei fand sich auch das Skelett eines Gekreuzigten; seine Arme waren ausgestreckt, durch die Schulterblätter waren ihm große Nägel getrieben, ebenso durch die Füße und durch die Stirne, um den Unglücklichen an das Kreuz zu befestigen; die Arme waren wohl gebunden gewesen, denn in den Händen waren keine Nägelmale. Offenbar sind an diesen Orten ebenfalls Christen gemartert worden. Eine Untersuchung der genannten Schädel durch einen gelehrten Kenner ergab, daß dieselben Leuten angehört haben mußten, welche aus Afrika (Aegypten) stammten. Auch in der Ursulakirche und noch an anderen Orten sollen sich mehrere mit Nägeln durchbohrte Schädel gefunden haben.¹

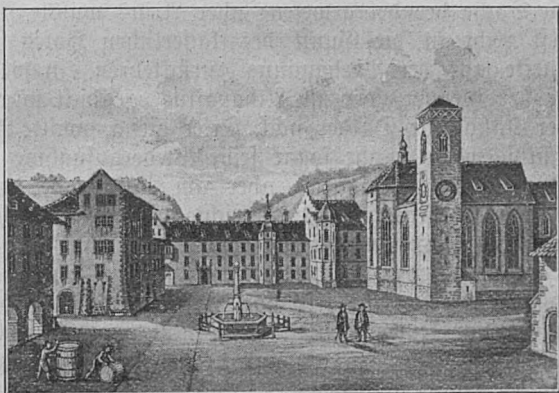
Nun ist bekannt, daß der römische Präfect Nictiovarus, von welchem erzählt wurde, daß er in Trier Soldaten der Thebäerlegion und viele andere Christen hinrichten ließ, diese Hinrichtungen gerade durch Einschlagen von Nägeln in die Schläfe vollziehen ließ. Wie er, so haben es offenbar die christenfeindlichen Statthalter und Präfecten in den benachbarten Städten, also auch in Köln, gemacht.

Jedenfalls ergibt sich soviel, daß die Städte am Rhein in den Christenverfolgungen eine beträchtliche Anzahl Märtyrer in ihren Reihen zählten. Unter ihnen befand sich wohl auch die hl. Ursula mit ihren Gefährtinnen. Damals schon, nicht erst in der Hunnenzeit, haben sie ihr Blut für Christus vergossen. Wenn die Legende als Vaterland der hl. Ursula England nennt, so erklärt sich dieses aus einer heidnischen Sage in England, welche mit der Legende der hl. Ursula viel Ähnlichkeit hat und später auf die Kölner Jungfrauen übertragen wurde.

Die Anfänge des Christenthums reichen demnach in den Rheinländern ebenso wie an der Donau sicher in die letzte Zeit der Verfolgungen, theilweise ein Jahrhundert weiter zurück. Hier wie dort gab es in den größeren Städten überall Christen und Christengemeinden mit Bischöfen; eigentlich christlich wurden auch die Rheinländer erst seit der Regierung des ersten christlichen Kaisers Constantin. Die Christen waren schon in der letzten Verfolgung für die besseren Heiden nicht mehr die verachtete

¹ Müller, „Das Marterthum der thebäischen Jungfrauen in Köln“. Köln 1896. S. 20 ff.

Menschenclasse gewesen, als welche man sie früher behandelt hatte. Häufig genug mußten es die Kaiser erleben, daß die Heiden selbst den Christen gegen ihre grausamen Verfolger Schutz gewährten, trotz der Gefahr, dafür selbst mit Kerker und Geldstrafe büßen zu müssen. Als dann endlich die christliche Religion frei ausgeübt werden durfte und sogar gewisse Vorrechte erhielt, drängten sich allerorts ganze Scharen von Heiden theils aus Ueberzeugung, theils leider auch aus weltlichen Rücksichten in die Kirche zur Taufe. Die schon vorher nicht mehr unbedeutende Anzahl der Christen trat nun offen ans Licht: überall wurden Kirchen erbaut und geweiht und reich ausgestattet; die Bischöfe nahmen eine hervorragende Stellung im Reiche ein.



Früheres Kloster St. Gallen.

In den Rheinländern mußten noch zwei Umstände in besonderer Weise zur Verbreitung des Christenthums beitragen: der öftere und zugleich lange dauernde Aufenthalt des Kaisers Constantin und des großen Kirchenfürsten Athanasius in Trier.

Kaiser Constantin, welcher dort häufig Hof hielt, ist als Förderer der christlichen Sache bekannt. Man wußte, daß er der christlichen Religion nicht gleichgiltig gegenüberstand, sondern ihre Ausbreitung ebenso sehnlich wünschte, als er Spaltungen in derselben aufrichtig beklagte. Das führte der Kirche viele Mitglieder zu; nur war leider manchmal nicht so sehr die Ueberzeugung, als die Rücksicht auf den Hof ausschlaggebend. Durch Constantins fromme Mutter, die hl. Helena, ist die Kirche von Trier in den Besitz hochbedeutender Reliquien gekommen.

Viel wichtiger als der Aufenthalt des kaiserlichen Hofes war für die Verbreitung des Christenthums der Aufenthalt des hl. Athanasius in Trier. Athanasius war jener berühmte Kirchenlehrer, welcher mit einer wunderbaren Gelehrsamkeit und Ausdauer in Leiden und Verfolgungen die große Irrlehre des Arianismus bekämpfte. Bekanntlich wurde der Irrlehrer Arius, welcher die Gottheit Jesu Christi leugnete, auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325) feierlich aus der Kirche ausgeschlossen und in die Verbannung geschickt. Man hätte glauben mögen, mit der Entscheidung des Concils wäre die Sache beendet gewesen; aber Arius wußte sich von da an erst recht in die Gunst des kaiserlichen Hofes zu setzen und durfte aus der Verbannung zurückkehren, in welche nun sein großer Gegner, der hl. Athanasius, geschickt wurde. Während der katholische Dulder nach Trier gieng, wollte Arius in übermüthigem Triumph sogar seine Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft erzwingen; aber am Vorabende des Tages, wo dieselbe stattfinden sollte, erreichte ihn die Hand Gottes: er starb plötzlich eines schmählischen Todes. Mit ihm war aber die Irrlehre noch keineswegs erloschen. Gestützt durch den kaiserlichen Hof, erhob sie jetzt erst das Haupt gewaltiger denn je. Man scheute vor keinem Mittel, selbst nicht vor offener Gewalt zurück, um die Irrlehre zu verbreiten: Athanasius mußte fünfmal in die Verbannung gehen.

Für Trier und die deutschen Länder am Rhein war dieses Unglück des Heiligen die Quelle reichsten Segens. Das Land, welches den gewaltigen Bekämpfer der arianischen Irrlehre während seiner Verbannung aufnahm, verdiente dadurch die Gnade, von derselben fast ganz verschont zu bleiben. Nie hat die arianische Irrlehre auf deutschem Boden eine größere Bedeutung erlangt. Zwei Jahre und vier Monate weilte Athanasius in Trier. Auch in Köln und Tongern scheint er vorübergehend gewest zu haben. Der katholische Glaube nahm während dieser Zeit den erfreulichsten Aufschwung. Zeuge dessen ist namentlich die Einführung des Mönchthums in den Rheinländern. Im Jahre 386 zum Beispiel fanden einige Freunde des hl. Augustin in den Gärten vor der Stadt Trier ein Häuslein, in welchem einige „Knechte Gottes“, das heißt Mönche, ein gemeinsames Leben führten. Es war eine Vereinigung gleichgesinnter frommer Männer, welche ein Leben der Entfagung und des Gebetes führten. In Büchern,

wie der Lebensbeschreibung des hl. Antonius von Aegypten, suchten sie ihre Erbauung; die völlige Hingebung in den Willen Gottes war das Ziel ihres Strebens.

Fast gleichzeitig begann die Bekehrung des Landvolkes der nahen Umgebung von Trier. Bisher hatte sich das Christenthum fast ganz auf die Städte und größeren Orte beschränkt. Den großen Trierer Bischöfen Maximin und Paulinus gebührt das Verdienst, ihren Blick über die Mauern der Stadt hinaus gerichtet zu haben.

Bischof Maximin war der Zeitgenosse und Freund des hl. Athanasius. Eine Anzahl tüchtiger Priester stand ihm helfend und schaffend zur Seite. Unter allen ragte hervor der treffliche Priester Paulinus, der Nachfolger Maximins auf dem Bischofsstuhle. Unter Männern wie Maximin und Paulinus konnte die Irrlehre der Arianer keinen Eingang finden; denn sie hatten nicht bloß den Muth, selbst dem arianisch gesinnten Hof in Trier freimüthig entgegen zu treten, sondern sie wußten auch für ihre Ueberzeugung Verbannung und Verfolgung zu dulden. Paulinus mußte in die Verbannung nach Kleinasien gehen; denn sein Felsenstimm war stärker als alle Umtriebe des arianischen Kaisers Constantius. Die Verfolgung machte den edlen Bischof in seinem Berufe nicht irre. Wohin er auch geführt wurde, überall verkündete er den Glauben an Jesus Christus, den wahren Sohn Gottes, und überall verdammt er mit gleichem Muth wie vor dem Kaiser die arianische Ketzerei. Wenn man gehofft hatte, seinen Muth dadurch zu brechen, daß man ihn aus dem Vaterlande vertrieb und in ein Land schickte, wo er mitten unter Ketzern leben mußte, so hatte man sich am kaiserlichen Hofe getäuscht. Paulinus blieb unbeugsam. Die Heimat sah er nicht wieder. Er ist wohl eines gewaltsamen Todes für seinen Glauben gestorben (358); wenigstens verehrten ihn schon seine Zeitgenossen als Märtyrer. Bonosus, der schon als Priester seine strenge Rechtgläubigkeit und seinen apostolischen Eifer erwiesen hatte, wurde sein Nachfolger. Ein anderer Nachfolger ließ seine Gebeine in die Heimat überführen und in der Gruft der ihm zu Ehren neu erbauten Paulinuskirche beisetzen.

Es dauerte nicht allzulange, so wurde Trier neuerdings durch Glaubensstreitigkeiten beunruhigt. Sie giengen aus von den Priscillianisten, welche anfangs in Spanien auftraten, aber außer Landes verwiesen wurden. Nachdem sie vom Papste

nicht gehört worden waren, suchten sie Schutz in Trier, wo damals Maximus kaiserlichen Hof hielt. Dadurch wurde der Streit in die Rheinlande verpflanzt. Priscillian, von Geburt ein Spanier, war das Haupt der Secte. Sein Lehrer war ein gewisser Marcus aus Aegypten gewesen, der von dorthier die alten Lehren der Gnostiker und Manichäer über einen guten und bösen Gott und viele andere Geister nach Spanien gebracht hatte. Wieviel der reiche und gebildete Priscillian von diesen Irthümern zu den seinigen machte, ist deshalb schwer zu sagen, weil er es verstand, seine Ansichten in katholisch klingende Formen zu kleiden und sich zu verstellen. Uebrigens scheint er in seinen Lehren ziemlich rechtgläubig gewesen zu sein, in seinem Leben wurden aber ihm und seinen Anhängern geheime Laster nachgeredet, obsehon sie äußerlich einer strengen Lebensweise in Fasten und Betrachtung huldigten, so daß man die Priscillianisten am bleichen Aussehen und an den schlechten Kleidern erkennen wollte. Priscillian wurde in Trier zweimal verhört und regelrecht processirt. Er leugnete nicht, daß er sich mit unzüchtigen Lehren befaßt, sittenlose nächtliche Zusammenkünfte und andere derartige Gewohnheiten gehabt habe. Von dem überaus heftigen Bischof Sthacius beeinflusst, ließ der unrechtmäßige Kaiser Maximus den Priscillian nebst mehreren seiner Anhänger im Jahre 385 zu Trier hinrichten. Es war das erste Beispiel, daß ein Irrlehrer durch Christen zum Tode verurtheilt wurde. Papst Liberius und die hochberühmten Bischöfe Ambrosius von Mailand und Martin von Tours tadelten diese Strenge gegen die Irrgläubigen auf das schärfste; namentlich wollte der hl. Martin von Tours, der sich eben in Trier befand, mit jenen Bischöfen, welche sich für das Todesurtheil ausgesprochen hatten, gar nicht mehr verfahren.

Während der priscillianischen Wirren saß auf dem Bischofsstuhle zu Trier Bischof Felix. Mit ihm endet unsere Kenntniß über die kirchlichen Verhältnisse in Trier während der Römerzeit. Wie in Trier, so ergeht es uns auch in den übrigen Städten der Rheinlande. Kaum daß der eine oder andere Bischofsname überliefert wurde. Selbst diese stammen meistens aus der Zeit, wo die Hunnen und die Stürme der Völkerwanderung schon über unsere Länder hinbrausten. So ist es bei den Kirchen von Metz, Toul und Verdun. Ihre Bischöfe werden nur namhaft gemacht, wo sie ihrem Volke in der Hunnennoth mit dem Bei-

spiel unerschütterlichen Gottvertrauens voranleuchteten. In Metz führte zur Zeit der Hunnennoth Auctor den Bischofstab. Schon hatte die Stadt einen Ansturm der Hunnen mit Erfolg ausgehalten und die Feinde waren zurückgewichen, als die Stadtmauern einstürzten und dem Feinde den Zutritt öffneten. Bischof Auctor verließ seine Herde auch in der Stunde der höchsten Noth nicht, sondern befahl augenblicklich, alle noch nicht getauften Kinder zu taufen. In Gilmärschen stürmten die Hunnen heran, um ihr Verwüstungswerk zu vollbringen. Was nicht ermordet wurde, ward in die Gefangenschaft geschleppt, auch Bischof Auctor befand sich unter den Gefangenen. Dreißig Meilen waren sie schon geführt, als sich die Hunnen auf einmal in dicke Finsternis gehüllt sahen. Sie wußten nicht mehr, wohin sie sich wenden sollten. In großer Bestürzung forschten sie nach der Ursache; ein Gefangener erklärte es für eine göttliche Strafe, weil sie es gewagt hatten, die Hände des christlichen Bischofs zu fesseln. Die Feinde wollten Auctor freigeben, allein dieser verlangte die Freilassung aller Gefangenen. Dann erst wolle er um Aufhebung der Strafe beten. Kaum hatten die Hunnen die Bedingung erfüllt, so löste sich die Finsternis augenblicklich in Licht.

In Köln wurde als erster Bischof Maternus oben erwähnt; sein Nachfolger Euphrates gerieth in den Verdacht arianischer Kezerei und wurde am 12. Mai 346 durch die Kirchenversammlung zu Köln — die erste auf deutschem Boden — abgesetzt. Umso würdiger führte den bischöflichen Stab von Köln einer seiner Nachfolger, der hl. Severin. Er war ein hochgefeierter Kirchenfürst, dessen Leben aber für uns fast gänzlich in Dunkel gehüllt ist. Er war in die Ferne gezogen und dort gestorben, ohne daß sich die Kölner weiter um ihn gekümmert hätten. Erst als sie anhaltende Trockenheit und Dürre hatten, dachten sie wieder an ihren würdigen Bischof und holten die kostbaren Reliquien desselben in die Heimat. Reicher Erntesegen begleitete das Ereignis. Daraufhin wurde zur Zeit großer Dürre in Köln jedesmal der Reliquienschein des hl. Severin vom Hochaltar in das Schiff der Kirche versetzt, um durch die Fürbitte des Heiligen Abwendung der Noth zu erlangen. Dabei gieng die Sage, daß von den Priestern, welche den Reliquienschein aussetzten, einer binnen Jahresfrist sterben müsse. — Köln war eine christliche Stadt, als die Hunnen kamen und sie wie andere Städte dem Erdboden gleichmachten.

Auch Mainz war um die Mitte des vierten Jahrhunderts christlich. Den ersten Mainzer Bischof Crescenz hält man für einen Apostelschüler. Nach einer nicht ganz sicheren Nachricht hätte schon Kaiser Domitian, welcher die Christen verfolgte, gegen Ende des ersten Jahrhunderts bei seinem geräuschvollen, aber thatenlosen Einfalle in Deutschland über die Christen der Rheinländer eine Verfolgung verhängt. Unter Kaiser Septimius Severus (193 bis 211) sollen bei einem heidnischen Kaiserfeste in Mainz viele Christen ermordet worden sein. Die Veranlassung dazu war vielleicht der blinde Eifer einiger christlicher Soldaten, welche Standbilder der heidnischen Götzen zertrümmerten. Ein Vorfall aus dem Jahre 368 beweist, daß damals die Stadt fast ganz christlich war. Der Alemannenfürst Rando, welcher in jenem Jahre die Stadt überfiel, benutzte dazu ein christliches Fest, das in der Stadt gefeiert wurde. Während alles in der Kirche war und niemand an eine Vertheidigung der Stadt dachte, kam Rando mit seinen räuberischen Scharen, nahm die Stadt mit leichter Mühe, machte große Beute und führte viele Gefangene beiderlei Geschlechtes hinweg. Mainz mußte also größtentheils christlich sein, sonst wären die Mainzer nicht alle, besonders die waffenfähige Mannschaft, beim christlichen Gottesdienst gewesen, als der Feind die Stadt überfiel. — Auch Heilige zählte die Mainzer Kirche schon in der Römerzeit. Zu den berühmtesten zählen der heilige Bischof Aureus mit seiner Schwester Justina und der hl. Alban. Von Aureus erzählt man, er sei bei einem feindlichen Ueberfalle der Stadt Mainz um das Jahr 404 am Altar erwürgt und in einen Brunnen geworfen worden. Auch seine jungfräuliche Schwester Justina wird als Märtyrin verehrt. Der hl. Alban büßte seine Versuche, die Arianer zu bekehren, mit dem Tode. Er wird gewöhnlich abgebildet, wie er sein abgeschlagenes Haupt auf der Schulter trägt. Nach der Sage hat er nämlich sein Haupt selbst zur Begräbnisstätte getragen.

Für die übrigen Städte Worms, Speier, Straßburg und so weiter, welche in der Römerzeit zu den bedeutendsten des Rheingebietes gehörten, ist uns aus der ersten Zeit des Christenthums noch weniger überliefert: zur Noth einige Bischofnamen. Aber ein anderes, höchst wichtiges Ereignis fällt in diese Gegenden, nämlich die Bekehrung eines ganzen deutschen Volksstammes, der Burgunder.

Ursprünglich saßen sie an der Ostsee, dann drangen sie an den Main und Neckar vor. In den Jahren 406 und 407 überschritten sie mit anderen deutschen Stämmen den Rhein und nahmen die Länder vom Main bis zum Elsaß in Besitz. Das neu eroberte Land hatte eine größtentheils christliche Bevölkerung. So kam der heidnische Stamm der Burgunder in enge und dauernde Berührung mit den alten katholischen Bewohnern. Nun trat der merkwürdige Fall ein, daß die siegreichen Burgunder die Religion der Besiegten annahmen. In zehn Jahren war das ganze Volk katholisch. Friedlich und ruhig lebten sie neben den alten Einwohnern, es gab keine Empörung und keine Unterdrückung, sie behandelten sich gegenseitig wie wahre christliche Brüder. Es dauerte nicht zwei Jahrzehnte, bis auch die auf dem rechten Ufer des Rheins zurückgebliebenen Burgunder den christlichen Glauben annahmen. Es war im Jahre 430, zur Zeit einer großen Hunnengefahr, wo sie den Entschluß faßten, sich taufen zu lassen. Schon waren die Hunnen der Schrecken der Völker und hatten alle Länder bis an den Rhein unterworfen: die Burgunder allein hatten noch tapferen Widerstand geleistet. Wie lange noch? Sie brauchten Unterstützung, aber menschliche Hilfe war nicht zu haben. Vom Christengotte hatten sie gehört, daß er einem Constantin und vielen anderen christlichen Feldherren Sieg gebracht habe, ihn wollten sie zum Bundesgenossen wählen. Es wurde ein großer Volksbeschuß gefaßt des Inhalts: Das ganze Volk soll christlich werden, damit uns Christus Sieg verleihet. Dreitausend wackere Männer wandten sich mit der Bitte um die christliche Taufe an einen Bischof überm Rhein, wahrscheinlich in Worms; denn Worms war die christliche Hauptstadt der Burgunder jenseits des Rheins. Der Bischof schrieb ihnen siebentägige Fasten vor, ertheilte ihnen unterdessen Unterricht im christlichen Glauben und taufte sie am achten Tage. Hochbeglückt und kampfesfroh kehrten sie heim und zogen den Feinden in die Schlacht entgegen. Der Hunnenkönig Utpar war eben nach einer mehr als üppigen Mahlzeit plötzlich gestorben, die Hunnen ohne Führer und alles rathlos, und die dreitausend Burgunder erfochten einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer, welches zehntausend Mann stark gewesen war.

So war unvermuthet ein neues Volk weit in das Herz Deutschlands hinein, ungefähr im Gebiete der heutigen Diöcese

Würzburg in Bayern, christlich geworden. Das waren keine Namenchristen ohne innere Ueberzeugung und Glaubensfreudigkeit, wie leider viele Christen in den alten Römerstädten. Nein, die Burgunder umfaßten die neue Religion mit glühendem, tiefinnigem Eifer; sie lebten auch als Christen. Die neue Blüte am Baume der christlichen Kirche war zu schön, um lange zu dauern. Nachrückende wilde Horden haben dieselbe wieder in den Staub getreten. Die Hunnen kamen immer gewaltiger und bezwangen auch die Burgunder. Rechts des Rheins wurden dieselben mit ihrem Könige Gunthar fast bis auf den letzten Mann aufgerieben. Der berühmte altdeutsche Heldengesang von den Nibelungen hat Erinnerungen daran bewahrt und im deutschen Volke jahrhundertlang erhalten. Ob die linksrheinischen Burgunder nach ihrer Unterwerfung durch die Hunnen dem katholischen Glauben treu blieben oder mit ihrer Selbständigkeit auch ihren Glauben einbüßten, ist nicht mehr bekannt; später fielen sie der arianischen Irrlehre in die Arme und verloren mit ihrer kirchlichen auch ihre politische Bedeutung.

II. Abschnitt.

Der Verfall und theilweise Untergang des Christenthums auf deutschem Boden während der Völkerwanderung.

1. Die religiösen und sittlichen Zustände der deutschen Länder zu Anfang der Völkerwanderung.

Der Einzug des Christenthums in den deutschen Ländern bedeutete nicht immer auch den Einzug in die Herzen ihrer Bewohner. Solange es Opfer und Entsamung kostete, Christ zu werden, war dieses freilich anders gewesen. Zu der Zeit der Verfolgungen gab es keine Namenchristen, sondern heilige Bekenner des christlichen Namens. Seitdem aber nach der Befehung Constantins der Uebertritt zum Christenthum Vorthelle brachte und in vielen Kreisen Mode geworden war, gab es leider nur zu viel Namenchristen. Die durch die heidnische Cultur entarteten und entnerzten Römer hatten auch die unterworfenen Bevölkerung der deutschen Länder mit ihren Lastern angesteckt, und als sie christlich wurden, waren sie vielfach nicht mehr imstande, mit dem neuen Glauben auch ein neues Leben anzunehmen. Ihr sittenloses, heidnisches Leben gaben sie, besonders die „Intelligenz“, auch als Christen nicht auf. Es war bei vielen kein lebendiges und lebensfähiges Christenthum. Darum war es ein Werk der göttlichen Vorsehung, daß die Römerwelt in der Völkerwanderung zugrunde gieng. Mit der römischen Herrschaft sank allerdings in unseren Ländern auch das

Fundament christlicher Bildung; der junge Bau der Kirche stürzte zusammen und begrub die zarte Blüte in ihrer schönsten Entfaltung. Das scheint hart und beklagenswert. Barbaren stürzten herein, zerstörten die Anfänge hoher Cultur und Gesittung, alles ward wieder in Dunkel gehüllt und in Aberglauben begraben; aber so schrecklich und jammervoll dieses erscheinen mag: das römische Reich hatte das tödtliche Gift schon lange in sich und in seinen sittlichen, socialen und politischen Gebrechen; es war nicht mehr zu retten. Es mußte zusammenstürzen und neue Völker mußten in unsere Länder kommen, damit ein neues Leben nach dem Geiste Christi erblühen konnte.

Der Kirchenschriftsteller Salvian, um das Jahr 400 in der Gegend von Trier geboren, hat uns die religiösen und sittlichen Zustände der Rheinländer seiner Zeit geschildert. Seine Schilderungen klingen wie die Klagelieder des alttestamentlichen Propheten Jeremias. Er sah die schwere Noth seiner Zeit. Die alten Städte mit ihren stolzen Palästen und herrlichen Kirchen sanken eine nach der anderen in Trümmer, nicht eine entkam, viele erhoben sich wieder, um neuerdings unterzugehen; Trier allein wurde sechsmal verwüstet. Schlag auf Schlag kam, aber die Menschen besserten sich nicht. Sie fragten sich nur, ob es denn einen Gott gebe, der sich um sie kümmere, weil sie als Christen von den heidnischen Barbaren so unendlich viel zu leiden hatten. Salvian antwortete in heiligem Unwillen: Ja, es gibt eine göttliche Vorsehung. Sie hat sich gezeigt im alten Testamente. Stets ist Gott um die Welt besorgt gewesen, durch Wort und That hat er eingegriffen, bald belehrend, bald richtend und strafend, aber wenn über die christliche Römerwelt so viel Unglück und Elend kommt, so soll man nicht freveln wider die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes und nicht vergessen, daß die Sünden und Laster der Christen die Strafe des Himmels geradezu herausforderten. In der That, wenn die Christen seiner Zeit so waren, wie Salvian sie schildert — und wir können es nicht bestreiten — dann hat er recht, daß diese Welt mit ihrem Scheinchristenthum einer neuen platzmachen mußte, weil sie nicht imstande war, die Menschen zu ihrem Ziel zu führen. Zwar hebt Salvian als Bußprediger nur die Schattenseiten seiner Zeit hervor und übergeht die Lichtseiten: aber er schildert so lebendig aus der eigenen Anschauung heraus, daß man an der Wahrheit seiner Schilderung nicht zweifeln kann.

„Wir handeln und leben so,“ sagt Salvian,¹ „dass unser Name, christliches Volk eine Schmach für Christus zu sein scheint. Wie wenige findet man in der Kirche, die nicht Trunkenbolde, Schwelger, Unzüchtige, Schlemmer, Banditen oder Mörder sind? Leichtler wird man einen finden, der sich alles zuschulden kommen ließ, als nichts davon.“ „Und in eine solche Versunkenheit der Sitten ist beinahe die ganze Christenheit verfallen.“ „Arm und reich, hoch und nieder, jung und alt wetteifern geradezu, lasterhaft zu sein.“ Als Hauptlaster seiner Zeitgenossen nennt Salvian Mord und Unzucht, Lieblosigkeit gegen den Nächsten, Bedrückung der Armen, Witwen und Waisen. „Fürwahr,“ klagt er, „wir sind schlechter als die Heiden. Wohl haben auch diese verschiedene Laster. Die Sachsen sind wild, die Franken treulos, die Gepiden unmenschlich, die Hunnen unzüchtig; allein sie sind weniger strafbar, weil sie das christliche Gesetz nicht kennen. Und wir Christen sind schon deshalb schlechter als sie, weil wir nicht besser sind, da wir es doch als Christen sein sollten. Wir wissen, was recht und unrecht ist und thun doch nur letzteres. Freilich haben manche vom Christenthum gar keinen Begriff und doch nennen sie sich Christen.“ Salvian erzählt einen Fall, der ihm selbst begegnete. „Kürzlich,“ so erzählt er, „gieng ich zu einem reichen Manne, um mich bei ihm für einen armen Menschen zu verwenden. Ich ersuchte ihn dringend, dem armen Manne doch nicht den letzten Heller zu rauben und ihm nicht die letzte Stütze und Hilfe in seiner Armut zu nehmen. Da richtete der Glende, der mit wilder Gier nach Hab und Gut des Armen trachtete — er hatte es ohnehin schon zum größten Theil geplündert — seine stechenden Augen funkelnd auf mich, als ob er gefürchtet hätte, ich könnte ihm den Rest wegnehmen. Dann erklärte er mir, meinen Wunsch unmöglich erfüllen zu können. Eine heilige Pflicht verbinde ihn zum Gegentheile. Als ich nach dieser heiligen Verpflichtung fragte, die ihn hindere, Hab und Gut seines armen Mitbruders zu schonen, erhielt ich eine Antwort, vor der mir graute: ‚Ich habe,‘ sagte er, ‚bei Christus geschworen, das Vermögen jenes Menschen an mich zu reißen. Sag mir selbst, ob ich das unterlassen kann, was ich unter Anrufung des heiligen Namens Christi auszuführen geschworen habe?‘ Da gieng ich,“ sagt Salvian, „denn ich war

¹ Nach Salvian, „Ueber die göttliche Regierung“. Rempten 1877.

sprachlos über eine solche Unverschämtheit, die sich mit dem Deckmantel der heiligen Verpflichtung zu schützen suchte.“

Die Noth war riesengroß. So unerschwinglich waren die Steuern, Abgaben und die Bedrückungen der Beamten geworden, daß viele, die einst reich und angesehen gewesen waren, zu den Feinden flüchteten, um dort ein besseres Loß zu finden. Das Traurigste aber war, daß mit der steigenden Noth der innige Glaube, der allein die Noth hätte mildern können, mehr und mehr abnahm. Das zeigte sich namentlich bei den öffentlichen Schauspielen und Theatern, welche noch, wie bei den heidnischen Römern, Schaupläze der Unsittlichkeit und Grausamkeit waren. Noch immer mußten Menschen mit wilden Thieren kämpfen. Auch die Christen — aber was für Christen! — lachten und jubelten mit, wenn ein armer Sklave von einem Löwen zerrissen oder von einem wilden Thiere in die Luft geschleudert wurde, und wenn sie Menschenblut fließen sahen. „Tausende und Abertausende,“ klagt Salvian, „verweilen täglich in den Schauspielen bei schändlichen Dingen. Und wenn es sich gerade trifft, was nicht selten der Fall ist, daß an demselben Tage ein Kirchenfest und ein öffentliches Spiel gefeiert wird, so kann ich mich fragend an das Gewissen eines jeden wenden, welcher Ort die meisten christlichen Männer zählt, die Plätze in den öffentlichen Spielen, oder die Hallen Gottes? Sagt selbst, ob alle lieber nach dem Tempel eilen, oder in das Theater; lieber die Worte der Evangelien hören oder die Gesänge der Bühne; lieber Worte des Lebens oder Worte des Todes, lieber Worte Christi oder eines Schauspielers. An dem Tage der verderblichen Spiele kommen die, welche Christen heißen, nicht nur nicht zur Kirche, welches christliche Fest auch gefeiert werden möge, sondern wenn sie zufällig schon in der Kirche sind und dort hören, es würden Spiele gefeiert, so verlassen sie dieselbe sofort. Der Tempel Gottes wird verachtet; man muß zum Theater rennen. Die Kirche wird leer, der Circus füllt sich. Christus fühlt sich auf den Altären von uns verlassen und wir weiden unsere verbuhlten Augen in unreinen Schauen an der Anzucht schändlicher Spiele.“

Und wenn doch dieses Aergernis nur in glücklichen Tagen vorgekommen wäre; im Glücke entarten ja die Menschen so gerne — aber in den Zeiten der höchsten Noth hörte dieser Wahnsinn nicht auf. Während außerhalb der Stadtmauern der

Kampf mit den Barbaren tobte, spielte man drinnen in der Stadt Theater. Toller Lärm innen und außen! „Stimmen von Sterbenden und Schwelgenden mischten sich, kaum konnte man das Weheklagen des Volkes, welches in der Schlacht fiel, und das Getöse des Haufens, welcher in der Rennbahn schrie, voneinander unterscheiden.“ „Ich sah Trierer,“ erzählt Salvian, „von hohem Adel und Rang, welche, obgleich ausgeraubt und geplündert, dennoch nicht so arm an Vermögen als an Sitten waren. Einiges Vermögen war ihnen immer noch geblieben, nichts dagegen von Zucht. Draußen vor den Mauern standen die Feinde. Traurig ist es zu erzählen, was wir gesehen: Ehrbare Greise, abgelebte Christen fröhnten, während der Stadt Vernichtung drohte, der Schlechtigkeit und Ausgelassenheit. Gelage hielten sie und vergaßen auf ihre Ehre, auf ihr Alter und ihr Bekenntnis, auf ihren Namen. Die Ersten der Stadt waren es, die, mit Speisen angefüllt, von Weinrausch verworren, von Geschrei betäubt, wie wahnsinnig in ständiger Sinnelust dahinglebten. Die Häupter der Stadt standen selbst dann nicht auf von ihren Gelagen, als die Feinde bereits in die Stadt eindringen. Es war kein Unterschied zwischen Greisen und Knaben. Ueberall die gleiche Poffenreißerei, derselbe Leichtsinn, lauter Schwelgerei und Verderben. Man spielte, berauschte sich und wurde in diesem Zustande getödtet.“ Dreimal war Trier bereits in den Staub gesunken, die Stadt glich einem großen Grabe viele der Ueberlebenden starben in Kürze an den erlittenen Wunden, an Hunger und Blöße, Kälte und Noth. „Ueberall lagen, wie, ich selbst gesehen und erlebt,“ so erzählt Salvian, „entblökte Leichname beiderlei Geschlechtes, zerrissen, zur Schande der Stadt von Vögeln und Hunden zerfleischt. Der verpestete Leichengeruch hauchte den Tod aus. Und was geschah nach alledem? Wer kann diesen Wahnsinn mit dem rechten Namen nennen? Einige Vornehme, die den Untergang der Stadt überlebten, verlangten als das beste Hilfsmittel für die unglückliche Stadt vom Kaiser Spiele und Theater!“

Salvian findet keine Worte mehr, seinem Unwillen und Schmerz Ausdruck zu geben: „Also Spiele verlangt ihr Trierer,“ ruft er aus, „die ihr geschlagen und geplündert seid, nach einer Niederlage ohnegleichen, trotz Blut und Mißhandlungen und Gefangenschaft und allem Unglück der zerstörten Stadt. — Ich glaubte, ihr hättet in den Niederlagen Habe und Gut

eingebüßt, aber ich wußte nicht, daß ihr auch den Verstand verloren habt. Theater wollt ihr und eine Rennbahn! Aber für wen denn? Für eine verbrannte und gesunkene Stadt, für ein gefangenes und gemordetes Volk, das entweder zugrundegegangen oder in Trauer versetzt ist. Dessen öffentliche Spiele wollt ihr? Und wo sollen sie denn gehalten werden? Ueber Gräbern und Trümmern, über Gebeinen und Blutlachen der Erschlagenen?"

Das ist die laute Klage des Priesters Salvian und sie gilt nicht bloß für Trier, sondern auch für Köln und die anderen größeren Städte. Wenn der strenge Bußprediger auch manchmal etwas grell schildert, im großen und ganzen war die Welt wirklich so, wie er sie schildert und darum mußte sie untergehen. Scheinbar waren es Christen, in Wirklichkeit aber waren sie über das Heidenthum nicht hinausgekommen. (Wenn Salvian heute unsere Großstädte sähe, würden seine Klagen kaum verstummen.) Was war denn schuld an dem Verderben jener Zeit? Die Geistlichkeit? Keineswegs, denn nirgends saßen zum Beispiel würdigere Männer auf dem bischöflichen Stuhle, als gerade in Trier, wo das Verderben am weitesten gekommen war. Namentlich seit dem Drängen des Kaisers Theodosius und seiner Söhne war die Zahl derjenigen immer größer geworden, die sich nur aus weltlichen Rücksichten taufen ließen und nach wie vor nicht bloß selbst heidnisch lebten, sondern auch den besser Gesinnten durch ihr Beispiel zum Aergernis und Verderben wurden. Nach wie vor prangten in den Häusern der Vornehmen Statuen der heidnischen Götter und unsittliche Gemälde; das oft nur gewohnheitsmäßige, äußerst kurze Morgengebet war der einzige christliche Gedanke des ganzen Tages, der dann wie im Heidenthum durch Müßiggang vergeudet oder im Theater zugebracht wurde. Und gerade das Theater war die Räuberhöhle, wo alles wieder verloren gieng, was die christlichen Bischöfe mit unsäglicher Mühe gepflanzt hatten. Im Theater war noch alles heidnisch und alles Verführung. Und jede Stadt mußte ein Theater haben. Noch stehen in Trier die Ruinen des alten Amphitheaters. Auf seinen Steinitzen fanden ungefähr zwanzigtausend, auf den Holzitzen acht bis zehntausend Zuschauer Platz. Erst mußten die deutschen Völker kommen und diese Zufluchtsstätten des Heidenthums in Trümmer schlagen, bevor ein blühendes Christenthum sich entfalten konnte. Sie kamen in der großen Völkerwanderung.

2. Die Völkerwanderung.

Den eigentlichen Anstoß zur großen Völkerwanderung gaben die Hunnen. Sie brachten die schon längst unruhigen deutschen Völker in Bewegung. Bisher hatten die römischen Vertheidigungsanstalten am Main und an der Donau die Deutschen noch jenseits der Grenze des römischen Reiches zurückgehalten und dieselben allmählich an Ackerbau und friedliche Beschäftigung gewöhnt, von der die stets wachsende Volkszahl spärlich lebte. Da kam der Sturm vom Osten. Die Hunnen, ein asiatisches Volk, erschienen um das Jahr 370 von den chinesischen Grenzen her in Europa, hausten zuerst in den Ebenen nördlich und östlich des Asowischen Meeres und trieben, immer weiter nach Westen vordringend, die deutschen Völker der Alanen und steppenbewohnenden Ostgothen vor sich her. Diese suchten Widerstand zu leisten, wurden aber in zwei großen Schlachten unter dem hochbetagten König der Ostgothen, Ermanrich, geschlagen und unterworfen. Der hundertzehn Jahre alte König stürzte sich in sein eigenes Schwert. Dann kam die Reihe an die westgothischen Waldleute. Auch diese fühlten sich nicht stark genug und flohen vor den Hunnen in die Hochburg Siebenbürgens; ein Theil derselben hat um Aufnahme in das römische Reich südlich der Donau. Auch Ulfila, der Apostel und Bischof der Westgothen, war unter denen, welche um die Aufnahme in das römische Reich nachsuchten. Er war ohne Zweifel ein bedeutender Mann. Er hat die Westgothen zum Christenthum bekehrt; er ist es, welcher die heilige Schrift zuerst ins Deutsche (Gothische) übersetzte und zu diesem Zweck ein eigenes Alphabet erfand. Er starb im Jahre 388 als der Moses seines Volkes. Leider hat er es von dem rechten Weg, den er ihm gezeigt hatte, wieder abgelenkt. Zum katholischen Christenthum hatte er die Westgothen ursprünglich bekehrt, aber im Augenblicke der Noth verleitete er sie zum Abfall zur arianischen Irrlehre. Als nämlich seine Gothen über die Donau wollten, um in das römische Reich aufgenommen zu werden, erklärte Kaiser Valens, ein fanatischer Arianer, sie aufnehmen zu wollen, wenn sie Arianer würden. Ulfila, welcher die Wichtigkeit der Sache nicht begriff und an die Noth seiner Landsleute dachte, in deren Rücken die furchtbaren Hunnen standen, war nicht stark genug, seine und seines Volkes Freiheit und Blut um den Preis des wahren Glaubens zu

opfern. Er wurde Arianer und mit ihm alle Gothen. Jetzt durften sie über die Donau auf römisches Gebiet; allein, was sie suchten, fanden sie nicht. Die Lustgier, Habsucht und schnöde Behandlung der römischen Beamten trieb sie rasch zur Verzweiflung. Es ist unfählich, was sie litten. Für einen todten Hund verlangten die römischen Beamten einen deutschen Mann als Sklaven. Die nothwendigsten Lebensmittel wurden ihnen versagt. Da griffen die Gothen zu den Waffen und verwüsteten das ganze Land bis ans Meer in schrecklicher Weise. Kaiser Valens eilte herbei und lieferte bei Adrianopel am 9. August 378 eine mörderische Schlacht. Die Gothen blieben Sieger und verbrannten die Bauernhütte, in welche man den verwundeten Kaiser geflüchtet hatte, sammt demselben. Das war der Lohn dafür, daß er das ganze Volk zur Irrlehre verleitet hatte.

Als die deutschen Völker sahen, daß das römische Reich nicht unüberwindlich sei, strömten immer neue Scharen von Landesleuten über die unbewachte Donau, nicht bloß in ihrem unteren Laufe, sondern auch in den österreichisch-bayerischen Ländern, in Noricum und Rhätien. Vierhunderttausend Deutsche der verschiedensten Stämme (Vandalen, Alanen, Sueden, Burgundionen,) brachen unter ihrem Feldherrn Hradagais über die Donau und überfluteten Bayern und Oesterreich, um jenseits der Alpen eine neue Heimat zu suchen. Was unter diesen Stürmen das Christenthum litt, läßt sich einigermaßen ermessen, wenn man erfährt, daß Hradagais in seinem Haffe geschworen hatte, alle christlichen Römer den Göttern zu opfern. Zwar gelang es dem berühmten römischen Heerführer Stilicho noch einmal, dieser Scharen Herr zu werden. Hradagais wurde gefangen genommen und getödtet; aber nun stürmte der Rest dieses gewaltigen Haufens wieder nach Norden und brach in der Neujahrsnacht 406 auf 407 bei Mainz über den Rhein. Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Baselaugt und andere Orte sanken in Asche; dann brachen sie durch andere Stämme verstärkt in Frankreich (Gallien) ein, alles verwüstend und zerstörend.

Was der hl. Hieronymus in erschütternden Klagen von den unteren Donauegenden sagt, gilt zum großen Theil auch von den österreichischen Ländern. Er schreibt angesichts der entsetzlichen Noth der Zeit: „Es sind jetzt zwanzig Jahre und mehr vergangen, seitdem die Länder zwischen dem Schwarzen Meer und den Julischen Alpen in Blut schwimmen. Sie werden



St. Bonifaz befehrt die Heiden in Friesland.
Nach dem Freskogemälde von Heinrich von Heils in der St. Bonifacius-Kapelle zu München.
Steinbildwerk von F. Gypert in München.

verwüftet und ausgeplündert von Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen. Wieviele edle Frauen, wieviele der Kirche geweihte Jungfrauen, und wieviele frei geborne edle Menschen wurden nicht das Opfer des Hohnes dieser den Raubthieren gleichenden Barbaren! Bischöfe wurden als Gefangene fortgeschleppt, Priester und andere Geistliche gemordet, Kirchen niedgerissen, Rosse an den Altären angebunden, und die Gebeine der Märtyrer aus dem Boden ausgewühlt. Wohin das Auge blickt, herrscht schmerzliche Trauer und das Bild des Todes; das römische Reich sinkt in Trümmer, aber unser starker Nacken bleibt dennoch ungebeugt.“ Bei einem dieser räuberischen Einfälle um das Jahr 380 oder 442 wurde wahrscheinlich Cilli in Steiermark und Virunum in Kärnten hart mitgenommen. An Stelle des letzteren wurde das durch seine Lage mehr geschützte Tiburnia zur Hauptstadt des südlichen Noricum bestimmt.

Bald kamen neue Scharen in die Ostalpenländer. Während die einen südwärts wollten, kamen immer neue Völker vom Osten hergezogen. Auch die Westgothen verließen ihr Land an der unteren Donau wieder. Um das Jahr 400 beehrte ihr König Marich die Verwaltung von Dalmatien, Venetien und Noricum (Oesterreich). Von Laibach her drang er in die österrösterreichischen Länder ein und hielt die Süd- und Ostabhänge der Alpen bis zum Jahre 409 besetzt. Dann zog er gegen Rom, und während Kaiser Honorius mehr um seine Lieblingshenne gleichen Namens als um das ewige Rom besorgt war, nahm Marich die Stadt, die bis dahin für unüberwindlich gegolten hatte. Als er hierauf über Sicilien nach Afrika übersezen wollte, ereilte ihn in Unteritalien ein früher Tod. Unter dem Flussbett des rauschenden Busento fand er sein sagenberühmtes Grab. Sein Volk wandte sich wieder nach Norden und zog nach Süd-Frankreich. Nach dem weiten und reichen Afrika hingegen zogen die Vandalen und Alanen. Ganz Europa war in Aufruhr. Niemand wußte, ob nicht über Nacht ein neues Volk kommen würde, um das Land zu erobern und die Bewohner zu unterwerfen oder zu erschlagen.

Da kam Attila mit seinen gefürchteten Hunnenscharen und gab der ganzen Völkerbewegung eine neue Richtung. Schon vor Attila hatte sich das Hunnenreich von der Mündung der Donau herauf immer weiter ausgebehnt und seinen Einfluss

bis zum Rhein und zur Ostsee geltend gemacht; eine ganze Reihe deutscher, im übrigen selbständiger Stämme zahlte Steuern an die Hunnen und mußte ihnen Heeresfolge leisten. Furchtbar wurde das Hunnenvolk erst, seitdem Attila, der Sohn Mundzucks, die bisher unter einzelnen Häuptlingen stehenden Hunnenstämme alle unter seinem Scepter vereinigte und dadurch der Schrecken aller übrigen Völker des Abendlandes wurde.

Schwerlich gieng je von einem zweiten Herrscher soviel Schrecken aus als von Attila. Seine Gestalt war untersezt, seine Brust breit, sein Kopf groß, die Augen klein und tief liegend, der Bart schwach, die Farbe dunkel, fast schwarz. Sein Gang war stolz und gebieterisch, er warf die Augen nach allen Seiten. Er liebte den Krieg und war groß im Kriege, aber fast noch gewaltiger durch List und Politik. Er wußte seine Feinde zu umgarnen, zu täuschen und zu entzweien. Gewandt und beweglich wich er zurück oder schlug los, wo es von Vortheil schien.

Seine Residenz war wahrscheinlich in der Nähe von Ofen oder Pest. Frauen und Mädchen empfingen den Herrscher singend in Procession, wenn er in die Residenz einzog. Sein Palast stand auf einer Anhöhe und war von Holz. In einem mit wollenen Teppichen bedeckten, prachtvollen Saale empfing er fremde Gesandte, auf einem einfachen Stuhl vor der Thüre seines Hauses saß er, um unter tiefstem Schweigen seiner Umgebung Streitfragen zu schlichten. Bei Gastmählern wurden den Gästen Gefäße aus Gold und Silber vorgesezt, Attila selbst hatte Schüsseln und Trinkschalen aus Holz und aß nur Fleisch und Brot. Während seine Umgebung fröhlich war und lärmte, blieb Attila unbeweglich und ernst, kein Zucken verrieth seine innere Bewegung.

Im Jahre 451 unternahm Attila seinen großen Zug gegen das Abendland. Vorwand gab es bei der Uneinigkeit deutscher Stämme, welche ihn um Hilfe anflehten, und bei den schwankenden und unsicheren Verhältnissen am kaiserlichen Hofe genug, und Krieg wollte Attila, um sein unruhiges Volk zu beschäftigen und an sich zu fesseln. Im Jahre 451 begann der Zug Donau aufwärts, auf beiden Ufern alle Völker zum Mitziehen fortreibend und wie eine Lawine anwachsend. An zwei Stellen, bei Basel und an der Mündung des Neckar, wurde der Rhein überschritten, eine Reihe von Städten sank in Schutt

und Trümmer. Auf den catalaunischen Feldern bei Orleans kam es zur Entscheidungsschlacht zwischen Attila und seinen Gegnern, dem römischen Heerführer Aëtius und dem König der Westgothen, Theodorich. Es war ein Kampf dreier Welten: der asiatischen Hunnen, der Römer und der Deutschen. Hunnen und Römer standen sich gegenüber, die Deutschen waren auf beiden Seiten vertheilt: bei Attila die Deutschen der Donauländer, bei Aëtius und seinen Römern die übrigen deutschen Stämme: Westgothen, Burgunder, ein Theil der Franken, die Sachsen und Alemannen. Es war eine Welttschlacht wie kaum eine andere. Wenn Attila siegte, war es mit der Bildung, Gesittung und Freiheit des Abendlandes auf Jahrhunderte geschehen. Attila befragte die Zukunft wegen der kommenden Schlacht. Ein im Rufe der Weissagung stehender Einsiedler, der vor ihn geführt wurde, sagte ihm: „Du bist die Geißel Gottes, der Hammer, mit dem die Vorsehung die Welt schlägt; aber Gott zerbricht das Werkzeug seiner Rache: wisse, du wirst besiegt!“ So kam es auch. An einem heißen Mittag begann die Schlacht. Es war ein gewaltiges, blutiges Ringen. Hundertzweiundsechzigtausend Kämpfer fielen, unter ihnen der König der Westgothen Theodorich; doch seine Krieger drangen siegreich vor. Die Nacht machte dem gewaltigen Kampfe ein Ende und Attila floh in sein befestigtes Lager zurück. Die ganze Nacht ließ er Waffen- und Trompetenlärm vor seinem Lager ertönen, um wie ein zurückgedrängter Löwe die Feinde mit seinem drohenden Gebrüll noch zu schrecken. Aus Sätteln wurde ein Scheiterhaufen errichtet. Attila wäre bereit gewesen, ihn zu besteigen und sich selber zu verbrennen, wenn die Feinde das Lager erstürmt hätten, um nicht in ihre Hände zu kommen.

Ohne von den Gegnern weiter verfolgt zu werden, trat Attila den Rückzug an, zunächst nach der mittleren Donau (Ungarn). Im Frühjahr 452 zog er nach Italien, zerstörte Aquileja und überschwenkte die Lombardei. Schon zitterte Rom selbst und schickte eine Gesandtschaft an den Gewaltigen, um ihn zum Frieden zu bewegen. Papst Leo der Große war das Haupt dieser Gesandtschaft: ohne Furcht und Zagen, mit der Hoheit seiner Würde und dem Beistande Gottes ausgerüstet, trat er bei Mantua vor den Hunnenkönig und bewog ihn zur Umkehr. Attila beugte sich vor dem obersten Priester der Christen und im allgemeinen darf man sagen, daß der religiöse Widerstand, der sich dem

Wiedereindringen des Heidenthums entgegensetzte, nicht wenig dazu beitrug, Attila zurückzuwerfen.¹

Er zog die Etsch hinauf gegen Augsburg, das seine Wildlinge plünderten. Bei dem Uebergang über den Lech stürzte eine Wahrsagerin in die Zügel seines Pferdes und rief: „Zurück, Attila, zurück!“ Schon rüstete er zu einem Zug gegen Constantinopel, als im Jahre 453 der Tod seinem Leben ein rasches Ende machte. Er wurde todt auf seinem Lager gefunden. In drei Särgen, einem goldenen, dann silbernen und eisernen, wurde der Leichnam eingeschlossen und in der Dunkelheit der Nacht nebst vielen Schätzen in die Erde versenkt. Damit der Ort für ewige Zeiten verborgen bleibe, wurden die Arbeiter erwürgt.

Nach seinem Tode geschah, was sich vorhersehen ließ. Seine Söhne entzweiten sich und die Völker, die sich nicht unter sie vertheilen lassen wollten, fielen ab. In einem blutigen Kampf an der unteren Donau wurde das Hunnenreich von den Germanen völlig vernichtet. Dreißigtausend Hunnen bedeckten das Schlachtfeld.

In Panonien; das heißt an der Donau herauf bis gegen Wien, wohnten jetzt die Ostgothen, nördlich der Donau standen von Passau bis Ofen die Turksinger, Rugier, Skyren und Heruler, nordöstlich von ihnen die Longobarden, in Böhmen die Markomannen. Leider waren es noch keine dauernden Wohnsitze, und das unsägliche Elend der Völkerwanderung war noch immer nicht zu Ende.

3. Der hl. Severin.

Attila war gestorben und die deutschen Völker waren wieder frei geworden, aber nur um die Waffen gegen einander und gegen die kläglichen Ueberbleibsel des römischen Reiches zu kehren. Alemannen und Thüringer durchbrachen den Grenzwall, welcher als sogenannte Teufelsmauer von der Mainmündung bis nach Regensburg lief und von da donauabwärts in zahlreichen römischen Kastellen und Festungen bestand. Immer weiter drangen die genannten Stämme im heutigen Bayern gegen Süden und Osten vor. In Oesterreich hielt sich noch die römische Bevölkerung, aber in welch kläglichem Zustande! Von allen

¹ Leopold von Ranke, Weltgeschichte. Leipzig 1883. IV. Theil, Seite 301.

Seiten wurde sie schwer bedrängt durch die vorrückenden Barbaren — denn so nannten damals und noch lange nachher nicht nur die Römer, sondern auch die Deutschen selbst alle Nicht Römer. Jenseits der Donau schalteten die Rugier, durch zahlreiche Streifzüge das Land bedrängend und bald auch festen Fuß in selbem fassend. Sie sowohl, wie die Gothen, welche an der Donau von Wien stromabwärts wohnten, waren Anhänger der arianischen Irrlehre und deshalb der katholischen Bevölkerung unserer Länder fast noch verhasster als die Heiden. Ihren fortwährenden Angriffen gegenüber geschah aber von Seiten des römischen Reiches nichts; denn dieses lag bereits im Todeskampfe und konnte sich selber nicht mehr helfen: Man überließ es daher den Bewohnern in den Provinzen, sich der eindringenden Feinde zu erwehren, so gut sie eben konnten. Die in den Donauorten stehenden Truppen erhielten aus Italien keinen Sold mehr. Es fehlte ihnen sogar an Waffen und insolgedessen lösten sich ihre Scharen auf. Die festen Mauern waren der einzige Schutz; hinter diese hatte sich alles geflüchtet. Was außerhalb der Stadtmauern sich befand, war keinen Augenblick sicher, nicht von den unablässig einfallenden deutschen Scharen ausgeraubt und fortgeführt zu werden. Nur von den Städten aus wurde in den Grenzgebieten das Feld noch bebaut. Nur zu häufig fielen Ernte und Schnitter in die Hände der Barbaren. Hunger verwüstete das einst so reiche und fruchtbare Land, wenn die Zufuhr auf dem Inn ausblieb. Auch die festen Orte und Städte sanken eine nach der andern in Trümmer, die Bewohner flüchteten von Ort zu Ort, immer weiter donauabwärts, nirgends vermochten sie sich längere Zeit zu halten. Mit der römischen Bevölkerung wurde auch der katholische Glaube von Tag zu Tag weiter zurückgedrängt und gefährdet.

In dieser Zeit der höchsten Noth und Verwirrung kam ein Mann in die österreichischen Alpenländer, so groß in Heiligkeit und Tugend, so ehrfurchtgebietend und gewaltig in seinem ganzen Auftreten, daß ihm die Geschichte nicht so leicht einen Zweiten an die Seite setzen kann: der hl. Severinus. Er war fernher gekommen; aber auch seine nächsten Schüler und Freunde wußten nicht, wo seine Heimat zu suchen sei; nur aus seiner Aussprache meinten sie schließen zu können, daß er seine Jugendentage im fernen Afrika verlebt habe. Vielleicht war seine Wiege dort gestanden, wo er im Tode ruhen wollte, bei Neapel, und

vielleicht ist sie in einem Palaste gestanden, den er aus Liebe zu Christus und der leidenden Menschheit verließ; wenigstens scheint er sehr vornehmer Abkunft gewesen zu sein, weil er deshalb Heimat und Abstammung verschwieg, um nicht den Schein der Eitelkeit zu erregen. Das verbarg er nicht, daß er sich in die Einsamkeit zu den heiligen Vätern, vermuthlich zu den Mönchen des Morgenlandes in der thebäischen Wüste zurückgezogen hatte und ihnen seine Lebensweise verdankte. Was ihn von dort in die Donauländer führte, wußte niemand: es war, wie er selber andeutete, eine göttliche Stimme, den bedrängten und schwergeprüften Bewohnern dortselbst Trost und Hilfe zu bringen. Er kam unmittelbar nach Attilas wildem Zug und Tod, ungefähr um das Jahr 453. Seine Enthaltbarkeit und Selbstüberwindung erscheint übermenschlich. Wie er es bei den Mönchen in dem milden und sonnigen Morgenlande gesehen hatte, so lebte er auch in den rauhen Gegenden am Fuße der Alpen und an den Ufern der Donau. Nie, außer an den Festtagen, nahm er vor Sonnenuntergang Speise zu sich, während der vierzigtägigen Fasten genügte ihm bei stets gleich heiterem Muthe in der Woche eine einmalige Sättigung. Auch in der strengsten Winterkälte, wenn schwerbeladene Wagen über die gefrorene Donau fahren konnten, gieng er barfuß. Bei Tag und Nacht trug er das gleiche, unscheinbare Gewand. Er kannte kein anderes Lager als den auf dem Boden ausgebreiteten Mantel. Hunger und Kälte, Noth und Entbehrung schien er nur in der Seele der Nothleidenden zu empfinden. Um in einem Lande, das täglich mehr verarmte, alle Armen zu versorgen, organisierte er eine Armenpflege über ganz Oesterreich. Es war ein kühner Entschluß. Severin brachte es durch Mahnen und Bitten dahin, daß jedermann den Zehnten für die Armen entrichtete. Beten und gute Werke üben war ihm Erholung, und mehr als dieses, es war ihm Lebenselement. Wie oft zog er sich in seine stille, zwischen Weinbergen gelegene Zelle oder in die Einsamkeit eines verlassenen Römerortes zurück, um dem Gebete und der Betrachtung zu leben oder in tiefer Geistesammlung der Lectüre der heiligen Schrift zu obliegen. Dabei war er ein Muster seltenster Demuth und schrieb alles, was er that, nur dem Herrn zu; ein unerschütterliches Gottvertrauen und eine engelreine Keuschheit verklärten Züge und Wesen des Heiligen.

Das Volk verehrte ihn wie einen Propheten, man glaubte, schon seine bloße Nähe gewähre Hilfe. Er brachte auch Hilfe, wo er nur konnte, und nicht selten wunderbare. Ohne Raft und Ruhe durchzog er als rettender Engel das ganze Land, überall ermahmend, Buße predigend und tröstend. Sein Ansehen war so groß, daß sich auch die Barbarenfürsten vor ihm beugten und zitternd vor ihm standen. Er war sozusagen der ständige Vermittler zwischen den streitenden Nationen. Er war Moses und Aaron in einer Person, nicht bloß Seelen-, sondern auch Völkerhirt. Selbst die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses konnte nicht hindern, daß ihn auch die Arianer als wahren Gottgesandten anerkannten und verehrten.

Freilich sah Severin ganz klar, daß er den Untergang des römischen Reiches nicht mehr aufhalten und nicht hindern konnte, daß Stadt auf Stadt den Feinden in die Hände fiel. Ein anderer hätte dies noch weniger zustande gebracht. Deshalb wollte er, daß nach seinem Tode sein Volk nach Italien ziehe und seine Gebeine dorthin mitnehme.

Folgen wir nun den Spuren seines Wirkens in Oesterreich genauer nach den Angaben, welche uns sein Schüler Eugippus in der Lebensbeschreibung des Heiligen hinterlassen hat. Der Bericht des Eugippus ist so einfach und kindlich treu, daß die Geschichtsschreiber aller religiösen Bekenntnisse in seltener Uebereinstimmung die völlige Zuverlässigkeit desselben anerkennen.

In Commagene, einer bald nachher vom Erdboden völlig verschwundenen Römerstadt, unweit Tulu, von Wien donauaufwärts, hatten sich bereits Barbaren nebst den römischen Einwohnern festgesetzt; unfähig, sie zu vertreiben, schlossen die Commagener ein Bündnis mit denselben; in Wirklichkeit aber lebten sie wie Gefangene in ihrer eigenen Stadt. Da trat plötzlich, ungehindert durch die sonst so sorgsamten Wachen, Severin unter sie, schritt der Kirche zu und verkündete in prophetischem Geiste den bedrängten und schon verzagenden Einwohnern, daß sie durch Gebet, Fasten und Werke der Barmherzigkeit gerettet werden könnten. Während sie einander fragend und zweifelnd anblickten, kam ein Greis zitternd und keuchend zur Kirchenthüre herein und warf sich unter Thränen dem Heiligen zu Füßen. Dieser hob ihn auf und staunend hörten die Commagener, daß er aus der benachbarten, mehr Wien zu gelegenen Stadt Astura komme, woher auch der hl. Severin gekommen sei. Dort hatte

der Heilige, so erzählte der Fremde, gerade wie jetzt in Commagene dem versammelten Volke und der Geistlichkeit verkündet, daß sie sammt ihrer Stadt durch Feindeshand zugrunde gehen würden, wenn sie nicht durch aufrichtige Buße den Zorn des Himmels zu verjähnen suchten. Niemand achtete auf den Gottesmann, weil alle zusehr in irdische Sorgen und Freuden vertieft waren. Da offenbarte St. Severin seinem Herbergsvater — „ich selbst war es,“ bemerkte der Fremde, der Custos der Kirche in Astura — „Tag und Stunde, wann Astura untergehen würde, und eben komme ich, euch zu verkünden, daß Astura nicht mehr ist. Die Feinde haben es verwüstet und zerstört.“ Als dies die Commagener hörten, warfen sie sich reumüthig dem Heiligen zu Füßen und baten ihn um Verzeihung ob ihres Unglaubens. Gern nahmen sie die Bußübungen, welche der Heilige von ihnen verlangte, auf sich und schlossen sich drei Tage lang in die Kirche ein, um durch aufrichtige Buße den Himmel zu verjähnen. Da entstand gegen Abend des dritten Tages, als man den Gottesdienst in der Kirche hielt, plötzlich ein gewaltiges Erdbeben und erfüllte die Barbaren mit solchem Schrecken, daß sie in wilder Flucht die Stadt verließen, weil sie im ersten Schrecken glaubten, von Feinden umzingelt zu sein. Im Dunkel der hereinbrechenden Nacht und in grenzenloser Verwirrung schlugen sie viele von den eigenen Leuten todt.

Schon drang der Ruf des Heiligen von Ort zu Ort. Die von einer argen Hungersnoth heimgesuchte Stadt Faviana wußte nur mehr ein Rettungsmittel, den hl. Severin zu sich einzuladen. Diesem hatte schon eine innere Stimme gesagt, daß ihn die Favianer suchten und er säumte nicht, dorthin zu gehen und sein Rettungswerk zu beginnen mit den Worten: „Bringet würdige Früchte der Buße und ihr werdet von der unheilvollen Hungersnoth befreit werden.“ Er fand willige Herzen. Unter dessen erfuhr er, daß eine reiche und vornehme Wittve, Procula, große Vorräthe verberge. Er ließ sie vorrufen und redete ihr so eindringlich zu Herzen, daß sie bereitwillig ihre Getreidevorräthe unter die Armen vertheilte, bis daß bald darauf zahlreiche Getreidesflöße die Donau herabkamen, welche im Inn eingefroren und jetzt plötzlich und unerwartet, wie man glaubte, durch Severins Gebet, wieder frei geworden waren.

Um dieselbe Zeit war die nämliche Stadt durch einen räuberischen Ueberfall neuerdings schwer heimgesucht worden.

Was an Menschen und Vieh außerhalb der Stadtmauern angetroffen wurde, hatten die Feinde fortgeschleppt, und der Befehlshaber des Ortes, Mamertinus, welcher später zum Bischof geweiht wurde, mußte es geschehen lassen, weil er nicht den Muth hatte, mit dem Häuflein Soldaten, die ihm noch geblieben waren, dem weit überlegenen Feinde nachzusetzen. Der Heilige sprach ihm Muth zu, er solle ohne Zagen den Räubern nachseilen und nichts fürchten, denn der Herr werde ihm helfen im Kampfe. Mamertinus faßte Muth und erreichte mit seinen Getreuen den Feind oberhalb des Baches Dikuntia. Die Räuber flohen und Mamertinus nahm ihnen nicht bloß die Beute ab, sondern brachte auch noch mehrere derselben gebunden zu Severin. Dieser ließ ihnen Speise und Trank reichen; dann gab er sie frei, nicht ohne sie zu warnen, die Stadt in Zukunft zu verschonen, wenn sie der Strafe des Himmels entgehen wollten. Saviana blieb auch am längsten unter allen deutschen Donaufstädten von weiteren Ueberfällen und vom Untergange verschont. Ueber die genauere Lage der Stadt wurde viel gestritten, manche haben mit Unrecht geglaubt, Saviana sei nichts anderes als die spätere Kaiserstadt Wien. In Wirklichkeit lag die Stadt ungefähr da, wo heutigentags Mautern liegt.

Saviana wurde der Hauptaufenthaltort des hl. Severin. Die alte Liebe zur Einsamkeit wurde in seiner Seele wieder wach und er zog sich an einen stillen Ort in weiterer Ferne zurück. Einsame Weinberge umgaben ihn. Dort baute er sich eine kleine Zelle. Aber die Stimme Gottes in seinem Innern und die Liebe zu den bedrängten Mitbrüdern ließen ihn nicht ruhen. Er kehrte nach Saviana zurück und gründete in der Nähe der Stadt ein Kloster. Es wurde sein Hauptkloster, wo er viele Jünger sammelte und in den heiligen Gelübden unterrichtete. Diese wollte er weniger durch sein Wort, als durch sein Beispiel zur Vollkommenheit führen. Aber auch hier erwachte stets von neuem die Sehnsucht nach der Einsamkeit. Er suchte sich einen neuen Ort, nicht allzu fern der Stadt, um sich von Zeit zu Zeit dorthin zurückziehen zu können, das einsame und friedliche Burgum, fünf Meilen von der Stadt. Ebenso oft aber wurde er, wie seine Lebensbeschreibung sagt, durch göttliche Gesichte ermahnt, den schwer bedrängten Völkern seine Gegenwart nicht zu entziehen, die in stets wachsenden Scharen zu ihm strömten, weil sich der Ruf des Heiligen immer weiter

verbreitete, so daß demselben selbst die Feinde der Kirche, die Arianer, nur mit größter Ehrerbietung nahten.

Ein solcher war der Rugierfürst Flaccitheus. Da ihm die Gothen, seine östlichen Nachbarn, feindlich gesinnt waren, fühlte er sich auf seinem Throne nicht sicher, weshalb er, der Arianer, zum hl. Severin seine Zuflucht nahm. Klagend erzählte er ihm seine Bedrängnis und die Befürchtung, von den Gothen getödtet zu werden. Der Heilige tröstete ihn und verhiess ihm eine glückliche Regierung und einen friedlichen Tod; nur solle er Gott stets vor Augen haben und selber Frieden mit allen Menschen halten. Ja, wenn uns der eine katholische Glaube verbände, sagte er ihm mit Wehmuth im Herzen, so thäten wir freilich besser daran, über das ewige Leben zu reden, als über Glück und Frieden in diesem Leben. Ermutigt geht Flaccitheus heim und muß erfahren, daß die Feinde wieder da gewesen seien und einige Rugier fortgeschleppt hätten. Bestürzt sendet der Fürst um neuen Rath an Severin. Dieser warnte ihn eindringlich vor jeder Verfolgung der Feinde, wenn er ihnen nicht in die Hände fallen und umkommen wolle. Wirklich starb der Fürst, wie ihm der Heilige vorhergesagt hatte, nach glücklicher Regierung eines ruhigen Todes.

Auch dessen Sohn, König Feletheus oder Jaba, war ein aufrichtiger Verehrer des hl. Severin, wenn ihn nur seine minder gut gesinnte Gemahlin Gisa nicht zusehr beherrscht und zu Gewaltthätigkeiten verleitet hätte. Sie war eine eingefleischte Arianerin, welche die ihr untergebenen Katholiken sogar wieder taufen lassen wollte und gegenüber den katholischen Römern, dem hl. Severin zum Troß, vor keiner Ungerechtigkeit zurückscheute, bis die Noth ihres Mutterherzens sie zum Heiligen ihre Zuflucht nehmen lehrte. Ihr Söhnlein Friederich wollte nämlich in kindlicher Neugierde den unmenschlich behandelten Goldarbeitern seiner Mutter bei ihrer Arbeit zusehen, als diese den Prinzen ergriffen und erklärten, den Knaben und sich selbst zu tödten, wenn ihnen nicht ein besseres Los und ihre Freiheit zugesichert würde. In der Angst ihres Mutterherzens bat Gisa den Heiligen um seine Vermittlung. Kind und Arbeiter wurden frei und die stolze Königin versprach heilig, sich den Wünschen Severins nicht mehr entgegen zu stellen.

Durch Wunder und Weissagungen offenbarte sich Severins Heiligkeit immer glänzender. Er heilte einen Rugier,

der zwölf Jahre an den heftigsten Gichtschmerzen gelitten hatte, bezeichnete, ähnlich wie der Heiland am Palmsonntag, wie ein Bote, den er absandte, einen ganz unbekanntem Menschen auf einem öffentlichen Markte im Barbarenlande finden und erkennen könne, wie derselbe aussehe und gekleidet sei, was er gerade thun würde und so weiter. Der Bote fand alles genau so, wie es ihm der Heilige angegeben hatte. Er traf den unbekanntem Mann an der bezeichneten Stelle und dieser bat ihn, ihm den Weg zu Severin zu zeigen, weil er ihm kostbare Reliquien der Heiligen Gervasius und Protasius übergeben möchte. Severin übernahm die Reliquien mit tiefer Ehrfurcht und ließ sie durch die Priester in der Kirche seines Klosters bei vielen anderen Reliquien, die er gesammelt hatte, beisetzen. — Ein andermal hatte sich der Küster der Klosterkirche namens Maurus trotz der Mahnung des Heiligen zwei Meilen weit vom Kloster entfernt, um Obst zu pflücken, und war dabei richtig mit seinem Begleiter ergriffen und fortgeschleppt worden. Zur nämlichen Stunde las Severin in seiner Zelle. Plötzlich schloß er das Buch und fragte nach Maurus. Als man ihn nirgends fand, eilte er selbst dem Unglücklichen über die Donau nach, und die Barbaren wagten es nicht, dem Heiligen die Rückgabe der Gefangenen zu verweigern.

Hochangesehene Barbarenfürsten erbatn sich den Segen des Heiligen, bevor sie ihre Wanderung nach Italien antraten. Darunter war Ddovaker, welcher den letzten römischen Kaiser entthronte und Herrscher über Italien wurde. Der hochgewachsene Jüngling war damals in ein schlechtes Gewand gehüllt und mußte sich hücken, als er in Severins niedrige Zelle trat. Dieser legte ihm segnend die Hände auf das Haupt und sprach die prophetischen Abschiedsworte: „Ziehe hin nach Italien, ziehe glücklich hin. Jetzt bist du in schlechte Thierfelle gekleidet, bald wirst du reiche Schätze vertheilen können.“ Ddovaker hat dem Heiligen ein dankbares Andenken bewahrt. Noch als König stand er in Verkehr mit dem Heiligen und ersuchte ihn, einen Wunsch auszusprechen. Severin bat nur um Begnadigung eines Verbannten namens Ambrosius. Ddovaker war es auch, der nach dem Tode Severins dessen Leib und die ganze noch übrige römische Bevölkerung nach Italien überführen ließ.

Man bot dem wunderbaren Gottesmann die Bischofswürde an, wohl in der Bischofsstadt Vorch, aber Severinus

weigerte sich entschieden. Es sei ihm schon schwer genug geworden, seine liebe Einsamkeit zu verlassen; man solle nicht mehr von ihm verlangen. Statt seiner wurde wahrscheinlich jener Constantius zum Bischof geweiht, welcher während des letzten Aufenthaltes des hl. Severin in Lorch erwähnt wird. Der Heilige ließ ihn — so wird dort erzählt — auffordern, vor einem feindlichen Ueberfall auf der Hut zu sein. Bischof und Volk von Lorch verdankten dieser Warnung ihre Rettung.

Nuch im Lande ob der Enns bemühten sich die von den Barbaren noch mehr als an der untern Donau bedrängten Römerorte um die Wette, den Heiligen zu sich einzuladen, weil sie überzeugt waren, daß seine Gegenwart mehr Schutz und Trost gewähre, als alle menschliche Vorsicht. Severin säumte nicht, ihren Bitten nachzukommen und wurde nicht müde, von Ort zu Ort das ganze Land zu durchwandern. Zuerst gieng er in die Berge und kam nach Cucullis, Ruchl an der Salzach, oberhalb Salzburg. Dort hatte das Heidenthum noch einen Zufluchtsort gefunden. Ein Theil des Volkes war noch dem Götzendienste ergeben. Der Heilige predigte eindringlicher als sonst und ließ ein dreitägiges Fasten anordnen, dann sollte das ganze Volk in die Kirche kommen, jeder eine Wachskerze mitnehmen und dieselbe mit eigener Hand an der Kirchenwand befestigen. Der Gottesdienst begann. Der Heilige lag, unter Thränen betend, auf den Knien, als plötzlich ein Theil der Kerzen sich von selbst entzündete — sie gehörten den wirklichen Gläubigen, während die Kerzen der heimlichen Götzverehrer ohne Licht an der Wand hiengen. Das Wunder veranlaßte die Letzteren zu reumüthigem Bekenntnis ihrer Schuld und ernstlicher Umkehr. Der nämliche Ort wurde einst von einem Heuschreckenschwarm heimgesucht. Das bestürzte Volk rief zu Severin um Hilfe. Dieser mahnte zur Buße und versammelte alle in der Kirche; denn Gott allein könne helfen. Darum solle niemand auf das Feld gehen, um das Ungeziefer zu verschrecken. Alles betete in der Noth und spendete Almosen, so gut ein jeder konnte. Nur einen recht armen Mann drängte es, doch nach seinem Felde zu sehen und womöglich seine Saat zu retten. Aber gerade sein Acker war des andern Morgens vollständig verwüstet, während die übrigen Felder grün und blühend dalagen. Reumüthig fiel er dem Heiligen zu Füßen und Severin erbat für ihn die Unterstützung der übrigen.

Der Weg führte den Heiligen zurück nach Salzburg, damals Zubavum genannt. Auch dort wirkte er ein ähnliches Wunder, wie in Ruchl. Seine Kerze entzündete sich von selbst, als zur Zeit der Vesper Stahl und Stein Feuer versagten. Außerdem hat er eine sterbende Frau, die man schon für todt hielt, dem Leben wieder gegeben, so daß sie nach drei Tagen an ihre gewöhnliche Arbeit gehen konnte.

Von Salzburg weg wanderte Severin nach Noricum, auf bayerisches Gebiet. In Künzing (Quintanis), etwa sieben Stunden von Passau donauaufwärts gelegen, bannte er durch sein Gebet und durch das heilige Kreuzzeichen den vorbeisfließenden Bach in sein Bett, so daß fortan die Kirche von Ueberschwemmungen verschont blieb. So oft nämlich die Donau über ihre Ufer trat, wurde der Bach gestaut und die weite Ebene von der Donau bis Künzing überschwemmt und in einen See verwandelt. Die Kirche in Künzing war ein einfacher Holzbau mit gewöhnlichem, gehobeltem Bretterboden und einer hölzernen Scheidewand, welche durch die Länge der Kirche hin Männer und Frauen voneinander trennte. Wegen der Ueberschwemmungen war die Kirche auf Pfählen und Stützen wie eine Tribüne etwas erhöht gebaut, so daß der Bretterboden die Erde nicht berührte. Es war folglich ein schwebender Holzkasten, welcher zur Zeit der Ueberschwemmung sehr an die Arche Noahs erinnern mochte. Severin kam in trockener Sommerszeit hin und war befremdet, daß das Stützwerk unter dem Fußboden nicht mit Erdreich ausgefüllt war, so daß die Pfähle und Stützen bloß lagen. Die Einwohner aber sagten ihm, durch die Ueberschwemmung werde alles wieder hinweggerissen, es sei alle Mühe vergebens. Severin erwiderte ermunternd, man solle nur dem Fußboden im Namen des Herrn eine entsprechende Unterlage durch Erdreich geben. Der Fluß werde die Kirche nicht mehr überschwemmen. Die Künzinger folgten seinem Rath und Severin stieg herab, nahm ein Beil, schlug damit betend an die Pfosten ein Kreuzzeichen und gebot dem Wasser, dieses Zeichen im Namen des Herrn fortan nicht mehr zu überschreiten. Und wirklich blieb von da an die Kirche frei von Ueberschwemmungen.

Bald wurde dieselbe der Schauplatz des großen Wunders einer Todtenerweckung. Ein im Rufe der Heiligkeit stehender Priester von Künzing, Silvinus, war gestorben und man hielt die ganze Nacht Wache bei seiner Leiche, welche in der Kirche

aufgebahrt lag. Als der Morgen dämmerte, sagte Severin den Priestern und Diaconen, sie seien schon zu müde und sollten zur Ruhe gehen. Als sie fort waren, fragte Severin den Pförtner, ob die Kirche leer sei: „Ja, ganz leer,“ war die Antwort. Severin gebot ihm, nachzusehen, es müsse noch jemand da sein. Dieser suchte vergebens, ebenso ein zweitesmal, erst das drittemal fand er eine gottgeweihte Jungfrau, welche sich, etwas neugierig, in einem Winkel versteckt hatte. Sie mußte sich entfernen und der Heilige fieng mit einem zurückgebliebenen Priester, einem Diacon und zwei Pförtnern, am Boden liegend an zu beten und heftig zu weinen. Dann trat er zur Leiche und sprach: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, heiliger Priester Silvinus, rede mit deinen Brüdern!“ Der Entschlafene schlug die Augen auf. Schon wußten die Anwesenden ihre Freude kaum mehr zu bemeistern, als Severin fortfuhr: „Sollen wir nicht den Herrn bitten, daß er dich uns wieder schenke?“ Doch Silvinus erwiderte: „Um Gotteswillen, haltet mich nicht länger zurück und laßt mir den ewigen Frieden, in dem ich mich schon selig fühlte.“ Er sprach's und ein Gebet sprechend entschlief er wieder. Severin sprach nie von diesem Wunder und verbot es auch den anderen, davon zu reden. Eugippus, der Biograph Severins, erfuhr es erst nach dem Tode des Heiligen von einem dabei anwesenden Pförtner Maternus und dem Subdiacon Marcus. Der gleichfalls anwesende Priester und der Diacon waren schon vor Severin gestorben und hatten das Geheimnis mit ins Grab genommen.

Bayern war schon ganz in den Händen der Barbaren; deshalb wandte sich Severin von Künzing wieder donauabwärts nach Passau, wo Inn und Donau zusammenströmen. Schon oft hatten die Passauer den Heiligen gebeten, zu ihnen zu kommen, weil sie von den feindlichen Alemannen beständig überfallen und gebrandschatzt würden. Der König derselben, Gibuldus, hieng aber mit ehrfurchtsvoller Liebe an dem Heiligen, und darum wandten sich die Passauer an Severin als Vermittler. Als der König den Heiligen einmal sehen wollte, eilte ihm Severin entgegen und redete ihm so mächtig in die Seele, daß der König heftig zu zittern begann und nach seiner Rückkehr bekannte, nie habe er im Kampfe so gebebt, wie vor Severin. Der König hatte dem Heiligen gestattet, einen Wunsch auszusprechen, den er ihm gerne erfüllen würde. Dieser verlangte nichts anderes

als Schonung der Passauer und der römischen Bevölkerung überhaupt und Rückgabe der Gefangenen. Der König gieng darauf ein und der Passauer Diacon brachte nach verschiedenen Zwischenfällen, welche die Gotteskraft des Heiligen neuerdings bewiesen, fast siebzig Gefangene zurück, während auch der heilige Priester Lucillus eine große Anzahl von Gefangenen in die Heimat führen durfte.

Der hl. Severin hatte in Passau auf dem rechten Ufer des Inn, in der heutigen Innstadt, ein kleines Kloster für einige Mönche gegründet. Dort saß er eines Tages in seiner Zelle und las; plötzlich schloß er das Buch und sieng heftig an zu weinen und zu klagen und schickte die Jünglinge, die bei ihm waren, schnell hinaus zum Strom, den sie in dieser Stunde mit Menschenblut würden gefärbt sehen. Es war wirklich so. Eben trieben die Leichen mehrerer Soldaten ans Ufer. Sie waren in Passau als Grenzwache gestanden und vor kurzem fortgegangen, um für ihre Waffengefährten aus Italien die Löhnung zu holen; aber unterwegs wurden sie alle von den Barbaren erschlagen, ohne daß dieses in Passau jemand erfuhr, außer dem hl. Severin, dem es durch göttliche Offenbarung kund gethan wurde. Bei dem Kloster in der Innstadt stand auch eine Kirche. Noch heute steht die St. Severinkirche in Passau an derselben Stelle und noch erinnert die kleine, angebaute Zelle an die alte Gebetsstätte Severins. Für diese Kirche wollte man Märtyrerreliquien erwerben, aber Severin war damit nicht einverstanden, denn nur noch eine kleine Weile und Passau würde untergehen und zerstört werden. Deshalb war der Heilige auch ungehalten, als Passauer Kaufleute in Handelsachen seine Vermittlung in Anspruch nehmen wollten. Als bei dieser Gelegenheit ein unwürdiger Priester den Heiligen höhnte und ihm zurief: „Verlass uns doch, du lieber Mann Gottes, je eher, desto lieber; denn wir möchten vom Fasten und Wachen ein wenig ausruhen,“ da verrieth ein Thränenstrom die Gefühle des Heiligen und er sprach, in die Zukunft schauend: „Ich muss weinen, weil ich sehe, wie Schreckenstage über Passau hereinbrechen und selbst diese heilige Stätte mit Menschenblut wird besudelt werden.“ Es war das Blut jenes Priesters, der bei der bald darauf erfolgten Zerstörung Passaus an der nämlichen Stelle von den Barbaren erschlagen wurde, wo er den Heiligen im Heiligthum gelästert hatte. Während die Bewohner auf dem Felde waren, um die

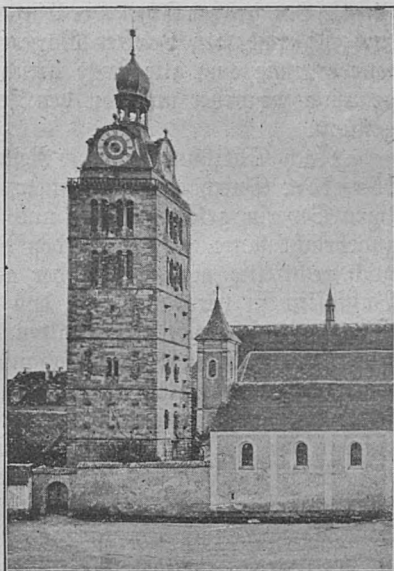
Ernte einzubringen, war ein Haufe Barbaren unter Hunimund über die Stadt hergefallen, hatte die geringe Besatzung von vierzig Mann erschlagen und die Stadt ausgeplündert.

Es war wohl Passau, wohin zum hl. Severin ein hochangesehener Mann, namens Paulus, aus dem fernen Kärnten kam, um sich an den Lehren und an dem Leben des Heiligen zu bilden. Als er nach einigen Tagen wieder heimkehrte, sagte ihm Severin zum Abschied, er solle nicht mehr länger säumen, schnell in seine Heimat zurückkehren, denn bald werde man ihn dort zum Bischof erheben. Und so kam es auch. Gleich nach seiner Heimkehr wurde er zum Bischof von Tiburnia (heute St. Peter im Holz, Oberkärnten) gewählt.

Von Passau fuhr der Heilige auf der Donau nach seinem ersten und größten Kloster bei Favianiana zurück und erwarb für die Klosterkirche Reliquien des hl. Johannes des Täufers.

Von jetzt an mußte Severin fast täglich hören und erleben, wie die Römerorte, welchen er allein bisher noch Stütze und Trost gewesen war, der Reihe nach in die Hände der Barbaren fielen und verwüstet wurden.

Die Reihe eröffnete Salzburg. Severin, welcher das Los der Stadt vorausschaute, schickte seinen Kirchensänger Moderatus, wahrscheinlich von Passau aus, dorthin, um die Salzburger zu schleuniger Flucht aufzufordern, sonst wären sie unrettbar verloren. Man konnte nicht recht an die Prophezeiung glauben. Noch einmal schickte Severin einen Boten nach, den Quintasius,



St. Emmeramkirche in Regensburg.
Nach einer Photographie.

er solle speciell dem trefflichen Priester Maximus melden: In dieser Nacht noch müßten sie fliehen. Es sei die letzte Rettungsnacht. Aber die Salzburger konnten sich von ihrer Stadt nicht trennen. Maximus wollte den Boten beherbergen und bewirten. Aber dieser haute mehr auf Severin und blieb nicht. Noch in der gleichen Nacht kamen die Heruler raubend und mordend, es war 476 oder 477, und machten die Stadt dem Erdboden gleich. Ein großer Theil der Einwohner wurde in die Sklaverei fortgeschleppt, der Priester Maximus aber erhenkt und mit ihm wurden, wie eine alte Sage berichtet, fünfundfünfzig Gefährten grausam ermordet und von den Felsen des Mönchsberges herabgestürzt.

Nach Salzburg kam die Reihe an Tiburnia in Oberkärnten. Durch einen Kärntner, Maximus, welcher zum heiligen Severin gekommen war und einige Tage in seinem Kloster zugebracht hatte, ließ dieser den Bischof Paulinus von Tiburnia noch rechtzeitig mahnen, in der ganzen Diöcese ein dreitägiges Bußfasten zu verordnen, um das Unglück, welches über seinem Vaterlande schwebte, fernzuhalten. Als die Bußzeit abgelaufen war, kamen wilde Alemannenhäufen in großer Zahl und verwüsteten das offene Kärntner Land in schrecklicher Weise. Nur die festen Römerorte und Städte, welche, noch rechtzeitig benachrichtigt, die Fasten gehalten hatten, blieben verschont.

Auch Künzing an der Donau konnte sich gegen die Angriffe der Alemannen nicht mehr halten. Die Einwohner zogen donauabwärts nach dem stärkeren Passau. Während sie anfiengen zu verzweifeln, erschien Severin wieder, und vertrauend auf sein mächtiges Fürbittgebet wagten die vereinigten Künzinger und Passauer noch einen Kampf gegen die Feinde und siegten, aber nur um sich dadurch den Rückzug nach Lorch zu decken. Manchen fiel es zu schwer, die Heimat und alles zu verlassen und mitzuwandern. Aber wenn sie in Passau zurückblieben, retteten sie nicht einmal das Leben, das die wüthenden Feinde, die Thüringer, nicht schonten. So war in Lorch eine ungewöhnlich große Bevölkerung zusammengedrängt, die nicht wußte, wovon sie leben sollte. Der Heilige mahnte zu Gebet und Fasten, er theilte aus einem Krug, der wunderbarerweise nicht aufhörte zu fließen, den vielen Armen Del aus, bis der Vorwitz eines Zuhauers das Wunder störte. Durch die über ganz Oesterreich ausgedehnte, wohlgeordnete Armenpflege verschaffte er der Bevölkerung Kleidung

dung und Unterstützung. Bis von Kärnten herauf kamen diese Almosen. Als von dort einmal eine Kleidersendung für die Armen bei Severin eintraf, fragte er, was es denn mit Tiburnia (Peter im Holz) sei, ob er nicht auch von dort eine ähnliche wohlthätige Sendung erwarten dürfe. Auf die Antwort, ja, man erwarte jeden Tag eine Sendung aus Tiburnia, erwiderte Severin: „Nein, wir werden leider von dort nichts erhalten; denn sie haben mit ihren Gaben zu lange gewartet. Sie werden den Feinden in die Hände fallen.“ Er hatte richtig in die Ferne geschaut: In Bälde kam die Nachricht, daß Tiburnia von den Gothen belagert wurde und beim Friedensschlusß ihnen unter anderm auch den Kleidervorrath überlassen mußte, der für den hl. Severin bestimmt gewesen wäre. Die Tiburnier machten ihr Verschmämmis wieder gut durch eine neue Sendung. Offenbar war Kärnten noch nicht so weit verarmt wie die eigentlichen Donaugegenden. Der nämliche Maximus, welcher früher den Heiligen besucht hatte, kam mitten im Winter mit einem großen Vorrath gesammelter Kleider für die armen Vorchher über die Alpen herüber. Der Alpenübergang wäre ihm bald verhängnisvoll geworden. Er war mit seinen Gefährten bis auf den Höhepunkt des Alpenpasses gekommen, als ein so starker Schneefall eintrat, daß die Schar unter den breiten Nestern eines Baumes, wo sie sich gelagert hatten, während der Nacht fast eingeschneit wurde. Während sie sich inmitten endloser Schneefelder mit Todesgedanken ängstigten, erschien ihnen im Traume der heilige Severin und ermahnnte sie zur Weiterreise. Vertrauensvoll machten sie den scheinbar unsinnigen Versuch, weiter zu kommen, als plötzlich ein gewaltiger Bär erschien und, vor ihnen gerade herschreitend, ihnen einen Weg durch die trostlosen Eisfelder bahnte, fast zwölftausend Schritte weit. Das freudige Erstaunen der Kärntner kannte kein Maß, als sie nach Vorch kamen und der Heilige, ehe sie noch ein Wort mit ihm geredet hatten, alles wußte, wie es ihnen ergangen war.

Unterdessen wurde die Lage in Vorch immer unhaltbarer trotz der mannigfachen und augenscheinlichen Hilfe, welche die Gegenwart des Heiligen der Stadt brachte. Die Angriffe der Feinde mehrten sich, und als vollends der schon genannte Rugierkönig Feltheus heranrückte, um Vorch zu erobern und die Bewohner weiter donauabwärts in sein eigenes Gebiet zu führen, war die Bestürzung unbeschreiblich. Severin eilte dem König

entgegen, reiste die ganze Nacht und traf ihn, als es Morgen ward, beim zwanzigsten Meilenstein vor der Stadt. Er erinnerte ihn an die alte Freundschaft, welche ihn mit seinem königlichen Vater und mit ihm selbst einst verband, und Zeletheus konnte nicht widerstehen, sondern zog mit seinem Heere ab, ohne den Lorchern ein Leid zu thun. Von Lorch wanderte aber Severin mit der ganzen Bevölkerung fort: der Heilige in sein altes Kloster zu Faviana, die Bevölkerung ebendorthin und in die Umgebung auf das Gebiet des Rugierkönigs, mit welchem freundschaftliche Beziehungen angeknüpft wurden.

Severins Aufgabe war damit zu Ende. In Faviana konnte er endlich wieder mehr sich selbst und seinen religiösen Uebungen leben. Immer noch aber war er der Vater und Berather seines Volkes und seiner Umgebung. Er machte den halbtodten Sohn eines angesehenen Rugiers plötzlich gesund, heilte einen Ausfälligen, namens Telo, zuerst von seinem Sündenelend und dann auch von seiner körperlichen Krankheit, öffnete einem Augenkranken das geistige Auge, daß er vierzig Jahre im Kloster Severins ausharrte und im heiligen Bußgeiste auf körperliche Heilung gern verzichtete. Er sagte, wie früher, Gefahren voraus und wandte sie ab durch Gebet und Fasten, gewährte Verfolgten Schutz und war der Mittelpunkt vieler Priester und Mönche, wie vieler vornehmer Laien von nah und fern. Sein Name wurde im ganzen römischen Reiche, namentlich aber in Oesterreich mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt.

Endlich fühlte Severin sein Ende nahen. Schon vor mehr als zwei Jahren hatte er seinen Tod vorhergesagt. Am Feste der Erscheinung des Herrn hatte ihn nämlich der Priester Lucillus daran erinnert, daß am nächsten Tage der Todestag des heiligen Abtes Valentin, des Bischofs der Rhätien, sei und daß er deshalb das heilige Opfer für ihn feiern werde. Severin hatte ihm darauf erwidert: „Gut, meinen Todestag sollst du bald auch am gleichen Tage feiern.“

Dem Volke, welchem der Heilige sein Leben geweiht, für das er rastlos gearbeitet, ohne Unterlaß gebetet und sich bei Königen und Fürsten verwendet hatte, galt auch seine letzte Sorge; und es brauchte Sorge, dieses Volk. Was sollte aus demselben werden, wenn der Heilige ihm nicht mehr zur Seite stand, um die von allen Seiten drohenden Feinde zurückzuhalten? Die Rugier hätten längst schon in Lorch die Gemeinde Severins

in die Gefangenschaft fortgeführt, wenn nicht das Ansehen des Heiligen ihren König noch zurückgehalten hätte. Wenn aber Severin todt war? Er wollte wenigstens thun, was er konnte, solange er noch lebte, um die Kugiergefahr von den Seinigen abzuwenden. Darum ließ er den König Teletheus und seine schlimme Gemahlin Gisa zu sich bitten, um den König unerschrocken und väterlich zu mahnen, als ein Herrscher von Gottes Gnaden zu regieren, der über jede Handlung einst werde Rechenschaft ablegen müssen. Die Königin aber fragte er, auf die Brust des Königs deutend, ob sie diese Seele mehr liebe als Gold und Silber. Als sie ohne Bedenken antwortete: „Ja, mehr als alle Schätze,“ erwiderte Severin in heiligem Freimuth: „Umsomehr sollst du aufhören, die Unschuldigen zu unterdrücken und den König, wie so oft schon, zur Härte zu veranlassen, damit nicht der Fluch sich an die Regierung deines königlichen Gemahls knüpfe.“ Auch dem Bruder des Königs, Friedrich, dem die Stadt Faviana unterworfen und tributpflichtig war, redete der Heilige noch streng ins Gewissen, sich nach seinem Tode nicht an dem Eigenthume der Kirche und der Armen zu vergreifen, sonst würde ihn der Fluch des Herrn treffen. Betroffen erwiderte Friedrich: „Nein, lieber mehr, als rauben will ich dein Erbe; weiß ich doch von meinem seligen Vater her, daß dein Gebet ihm oft genug geholfen hat.“ — Den Seinigen aber sprach Severin Muth und Vertrauen zu: Der Herr werde sie nicht verlassen, sondern wie das Volk Israhel aus Aegypten, so werde er sie aus Oesterreich nach Italien führen. Nur sollten sie nicht vergessen, dann auch seine Gebeine mitzunehmen, wie die Israheliten ihren ägyptischen Josef.

Am 5. Januar befiel den Heiligen Brustweh, das drei Tage dauerte. Da ließ er um Mitternacht die Brüder, nämlich seine Mönche, nochmals zu sich kommen, mahnte sie mit ergreifenden Abschiedsworten an ihre hohe Aufgabe und an ihre Pflichten und gab ihnen allen den Abschiedskuß. Hierauf empfing er den Leib des Herrn als Wegzehrung, bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze und verbot, um ihn zu weinen. Sie sollten vielmehr die heiligen Psalmen anstimmen. Aber der Schmerz ersticke ihre Stimmen. Da begann er selbst: „Lobet den Herrn in seinen Heiligen; alles, was Odem hat, lobe den Herrn.“ Noch hatten die Mönche nicht geantwortet, so war er verschieden. Es war der 8. Januar des Jahres 482 nach Christus.

Raum hatte der Bruder des Königs Feletheus, Friedrich, erfahren, daß der Heilige todt sei, so brach er auch schon sein Versprechen und fiel plündernd über das Kloster her. Sogar die den Armen bestimmten Kleider, den Schmuck des Altars und einen silbernen Kelch ließ er durch einen Soldaten rauben. Nur die leeren Mauern ließ er stehen, „weil er sie,“ wie die Lebensgeschichte des Heiligen sich ausdrückt, „nicht über die Donau tragen konnte“. Der von Severin ausgesprochene Fluch blieb nicht aus. Noch ehe ein Monat verging, wurde Friedrich von einem anderen Friedrich, dem Sohne seines Bruders Feletheus, erschlagen. Auch Feletheus und seine Gemahlin Gisa scheinen das dem Heiligen gegebene Versprechen nicht gehalten zu haben. Sie erneuerten ihre alten Feindseligkeiten gegen die katholischen Römer in Oesterreich und forderten dadurch die Rache Odovakers heraus. Dieser überzog die Rugier mit Krieg; der König und seine Gemahlin wurden nach Italien abgeführt, ihr Sohn Friedrich mußte aus dem Lande fliehen. Letzterer kehrte indes bald zurück und begann die alten Feindseligkeiten. Da schickte Odovaker 488 seinen Bruder Dnulf mit starker Macht aufs neue in das Rugierland. Friedrich wurde auch diesmal besiegt und zur Flucht genöthigt. Die römische Bevölkerung aber führte Dnulf im Auftrage seines königlichen Bruders nach Italien. Da zogen sie alle, wie einst das Volk Israel aus Aegypten, hinweg aus dem Lande, wo sie den unablässigen Plünderungen und Mißhandlungen der Barbaren ausgesetzt waren, und erfüllten so die Weissagung Severins, aber auch seinen letzten Wunsch, indem sie seinen Leichnam mitnahmen. Sechs Jahre hatte er schon im Grabe geruht. Man fand ihn so wohl erhalten, als ob er unmittelbar zuvor erst ins Grab gelegt worden wäre. Der ganze Leib, selbst Bart und Haupthaar und die Leichentücher waren unbeschädigt, und süße Wohlgerüche stiegen aus dem Grabe, und doch war der Leichnam nicht einbalsamiert worden. So kam denn das Volk der Sorgen und des Kammers des Heiligen nach Italien und siedelte sich in verschiedenen Gegenden dort an. Severins Leib aber wurde nach einer langen Reise, während welcher er überall der Gegenstand höchster Verehrung und zahlreicher Wunder und Zeichen war, nach Monte Feltre gebracht. Von dort ließ ihm im folgenden Jahre 489 eine fromme, von großer Ehrfurcht zum Heiligen erfüllte Frau, namens Barbaria, auf ihren Besitzungen

im Iulianischen Schlosse bei Neapel ein würdiges Grabmal errichten. Auch ein Kloster für die alten severinischen Mönche entstand dabei, wo Eugippus die Lebensgeschichte des Heiligen geschrieben hat.

Für die Kirche in Oesterreich war die Auswanderung der römischen Bevölkerung kein Glück; denn mit ihr wurde die Zahl der Katholiken bedenklich vermindert; nur auf dem Lande, hauptsächlich in den Gebirgsthälern, blieb ein Rest der alten christlichen Einwohner zurück; außerdem hat Oesterreich damals ein unschätzbares Kleinod, den Leib des hl. Severin, verloren.

Im Leben des Heiligen erscheint Oesterreich und das angrenzende bayerische Gebiet als ein vollständig katholisches Land. Ueberall fand der Heilige Kirchen, nirgends fehlte es an Geistlichen; Mönche und gottgeweihte Jungfrauen waren im Lande, man feierte das heilige Opfer, verehrte die Reliquien der Heiligen, glaubte, hoffte und betete, wie die katholische Kirche stets geglaubt und gebetet hat. Es ist katholisches Glaubensleben, was sich in jeder Zeile der Lebensgeschichte ausspricht, und zwar das katholische Christenthum in seiner ganzen Großartigkeit, welches den deutschen Völkern in der Person des hl. Severin vorgestellt wurde.

Gerade die Großartigkeit, welche das Christenthum im Leben und Wirken des hl. Severin offenbarte, hat vielleicht den in Oesterreich zurückgebliebenen Resten der alten katholischen Bewohner die Möglichkeit gegeben, auch unter der Herrschaft neuer Völker ihre Religion fortzuüben. Die Wanderungen und das Elend der Völker hatten nämlich mit Severins Tode ihr Ende noch nicht erreicht. Es dauerte noch bis an die Wende des Jahrhunderts und darüber hinaus, bis sie zur Ruhe kamen.

Unterdessen war das alte Römerreich und seine tausendjährige Herrlichkeit untergegangen. Die deutschen Völker haben ihm den Todesstoß gegeben. Längst hatten sie sich auf römischem Boden niedergelassen und mächtige Reiche auf demselben gegründet. Ein deutscher Führer, Odovaker, der Freund Severins, stieß den letzten römischen Schattenkaiser Romulus Augustulus vom Throne (476). Einst Officier der kaiserlichen Leibwache, ließ er sich jetzt selbst zum König ausrufen, während Romulus Augustulus unter Gewährung eines Gnadengehaltes auf ein campanisches Landgut verwiesen wurde, auf dasselbe, wo nicht lange darauf der Leichnam des hl. Severin beigesetzt wurde.

Damit war die römische Herrschaft auch auf deutschem Boden für immer beseitigt. In Oesterreich schloß sie ab mit einem großartigen Triumph des Christenthums, welchen dieses durch St. Severin feierte.

Nach dem Tode des Heiligen liegt wieder undurchdringliches Dunkel auf der Geschichte unserer Länder. Wo die ersten Lichtstrahlen wieder auf dieselben fallen, finden wir neue Völker und leider auch zum großen Theil einen neuen Glauben auf deutschem Boden, nämlich das alte Heidenthum mit einzelnen Spuren der Irrlehre.

Wie haben Deutsche sich so weit über Europa ausgebreitet, wie gerade um das Jahr 500 am Ende der Völkerwanderung. Von der skandinavischen Halbinsel bis zum Atlas in Nordafrika, vom Atlantischen Ocean bis zu den Karpathen und dem Mündungsland der Donau hatten sie ihre Wohnsitze. In Europa hatten sie also den Norden, den Westen und den größten Theil des Südens eingenommen; an ihre Stelle waren im Osten und Nordosten die Slaven getreten, welche bis zur Elbe und Saale und zum obern Main vordrangen. Nur wenige germanische Stämme, wie die Friesen und ein Theil der Sachsen und Thüringer, hatten ihre alten Wohnsitze behauptet.

III. Abschnitt.

Das Christenthum in deutschen Ländern seit der Völkerwanderung.

1. Das Christenthum in Bayern und Oesterreich.

Die Auswanderung der früheren christlichen Bewohner aus ihren Wohnsitzen im Donaugebiete nach Italien bedeutete für die christliche Kirche in diesen Ländern zwar einen unsäglichen Verlust, aber nicht den völligen Untergang. Nicht alle alten Bewohner waren ausgewandert, wenn auch die Erzählung vom Leben des hl. Severin die Auswanderung der römischen Bevölkerung mit dem Auszug der Israeliten aus Aegypten vergleicht und den Anschein erweckt, als ob die neuen Völker ein völlig ödes und menschenleeres Land angetroffen hätten. Im Leben des hl. Severin ist direct nur von den Bewohnern der Städte und alten Römercastelle im Donaugebiete die Rede: diese wurden durch den Bruder des Königs Eobakar nach Italien abgeführt. Für sie war die Auswanderung nicht mit jenen Schwierigkeiten verbunden, wie für das gewöhnliche Landvolk. Sie waren nicht unbedingt wie dieses auf Grund und Boden angewiesen. Durch Handel und Gewerbe konnten sie sich in Italien so gut wie auf deutschem Boden ihr Brot verdienen. Anders das gewöhnliche dienende und ackerbauende Landvolk. In den unmittelbaren Grenzbezirken an der Donaulinie wurde wohl auch dieses zeitweise durch die beständigen Verwüstungen feindlicher Horden und durch die Noth der Zeit verdrängt; aber tiefer im Flachlande drinnen und namentlich in den Gebirgs-

thälern, an den Seen und Flüssen, hat sich ein ansehnlicher Rest der alten Bewohner erhalten. Sie wechselten bloß ihre Herren: die bisherigen römisch sprechenden Herren waren verarmt und zogen fort; der deutsche Stamm der Bayern kam, um fortan das Land zu beherrschen. Ob die gewöhnlichen Landleute diesen oder jenen Grund und Boden bebauten und Abgaben entrichteten, konnte ihnen zwar nicht gleichgiltig sein; denn jene waren Christen wie sie selber, die Bayern Heiden; aber es war für sie nicht die Hauptsache. Diese lag vielmehr darin, daß sie überhaupt ein Stück Erde hatten, das sie nährte. Sie mußten sich der Nothwendigkeit fügen. Wir dürfen uns die Zahl der Zurückgebliebenen an der Donau nicht zu bedeutend vorstellen. Manche zogen wohl mit ihren früheren Herren fort, andere kamen in Noth und Elend und bei der Besiznahme des Landes durch ein neues Volk um; dicht waren die Donauländer überhaupt nie bevölkert gewesen: umso leichter hatte ein Rest der alten Bewohner neben den neuen Herren des Landes in unterthäniger Stellung Platz.

Anders lagen die Verhältnisse in den Gebirgsthälern und an den Bergseen und namentlich im Süden der Alpenkette, also in Kärnten, Krain und Steiermark. Spurlos gieng die Auswanderung nach Italien auch an diesen Ländern kaum vorüber: namentlich aus den alten Römerstädten Tiburnia und so weiter wird sich mancher römische Unterthan an die Auswanderer der Donaugegenden angeschlossen haben — auf dem Lande blieb aber die alte Bevölkerung sitzen, nur wechselte auch sie seit der Einwanderung der Bayern ihre politischen Herren. In Steiermark blieben die früheren Verhältnisse bestehen. Nach der kurzen Regierung Odoakers wurde das Land einfach ein Bestandtheil des ostgothischen Reiches.

Der Beweis dafür, daß thatsächlich ein nennenswerter Theil der früheren lateinisch sprechenden Einwohner, zumal der ackerbauenden Landesbevölkerung in den Donau- und Alpenländern zurückgeblieben ist, liegt hauptsächlich in den überall zerstreuten und verbreiteten lateinischen Namen von Ortschaften, Städten, Flüssen, Seen und ganzen Landschaften, welche sich bis zur Stunde erhalten haben. Diese Namen hätten sich nämlich unmöglich erhalten können, wenn nicht wenigstens irgend ein Rest der früheren Bewohner zurückgeblieben wäre. Sie wären sonst spurlos durch deutsche Namen verdrängt worden. Gerade

auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Betriebes, namentlich des Ackerbaues haben sich zahlreiche lateinische Bezeichnungen aus der Römerzeit erhalten. Eine ganze Reihe von Ortsnamen in Bayern und Oesterreich, namentlich im Salzburgischen, etwas spärlicher in Steiermark und Kärnten (hier wurden sie später durch slavische Namen verdrängt), ist zum Beispiel mit „Walch“ und „Waller“, das ist Wälsch, zusammengesetzt und beweist, daß in den betreffenden Orten noch nach der Einwanderung deutscher Stämme Wälsche oder Walchen, das heißt welsch oder lateinisch sprechende Bewohner aus früheren Zeiten, lebten. Solche Namen sind Wallgau, Walchensee, Wallersee, Traunwalchen, Walchfing, Wallerdorf, Walchenberg und so weiter. Sie finden sich häufig in der Nähe der früheren Römerstädte und vornehmlich in den Alpenthälern und an den Bergseen, wo es ringsum noch hunderte von Hirten und Bauern aus der alten Zeit gab. Uralte Verzeichnisse von Besitzungen des Salzburger Bisthums beweisen, daß zur Salzburger Kirche in den österreichischen Gauen allein dreihundertvierundzwanzig Gehöfte gehörten, auf welchen noch lateinisch sprechende Bauern der früheren Zeit saßen. Ähnliche Verhältnisse bestanden auch anderswo.

Stark gelichtet und in bescheidenen Dienstverhältnissen, für die neu eingewanderten Herren Grund und Boden bebauend, lebte also die alte romanisierte Landesbevölkerung in den Donau- und Alpenländern fort. Sie sprach wie früher lateinisch und bekannte den katholischen Glauben. Sie war es, welche die Verehrung der alten Heiligen aus der Römerzeit, zum Beispiel eines hl. Maximilian und Florian, der hl. Afra und anderer ununterbrochen festhielt und auf die neuen Herren übertrug.

Es war sicher ein großes Glück für unsere Länder, daß in diesen Schichten der Bevölkerung der alte katholische Glaube noch eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Freilich war ihre Bedeutung für die Kirche kaum allzu groß. Gerade das Landvolk wurde mit dem Christenthum erst verhältnismäßig spät bekannt. Man hatte für Heiden und Landvolk den gleichen lateinischen Namen. Der hl. Severin traf noch Reste heidnischer Landbewohner in Kuchl, also gerade im Gebirge. Mit der Seelsorge der zurückgebliebenen Bewohner war es offenbar nicht gut bestellt. Es ist zwar nicht denkbar, daß die früheren Priester diesen Theil ihrer Herde ganz verlassen hätten, aber die Seelsorger waren jedenfalls weniger geworden; denn die beständigen Raub- und Plünderungs-

züge giengen nicht ab ohne Verfolgung der Kirche und ihrer Priester. Die Wirksamkeit der etwa noch vorhandenen Bischöfe konnte nur eine sehr eingeschränkte und von mannigfachen Wechselfällen begleitete sein, solange die deutschen Stämme nicht in den ruhigen Besitz der neuen Länder gelangt waren.

In den bayerisch-österreichischen Ländern fällt dieser Zeitpunkt etwa ein Jahrzehnt nach dem Jahre 500. Alte Nachrichten nennen das Jahr 508. Um diese Zeit hat sich die Einwanderung der Bayern in unsere Länder vollzogen. Ein entschieden deutscher Stamm, wahrscheinlich Nachkommen der alten Markomannen und Quaden, wanderten sie aus dem heutigen Böhmen in die gegenwärtig österreichischen Länder ein. Sie breiteten sich vom Lech im Westen bis zur Enns im Osten und vom Fichtelgebirge und der Donau im Norden bis zur Etsch und bis Krain und Friaul im Süden aus. Sie waren ein rauhes und trotziges Volk. Die Tugenden der alten Deutschen, Einfachheit, Keuschheit und Treue waren ihnen in den fast endlosen Kämpfen der Völkerwanderung zum großen Theil verloren gegangen, und fast nur die heiße, unbändige Kampfesgier und Streitlust geblieben. Sie fanden ein Land, das politisch herrenlos war, weil die alten römischen Herren nach Italien abgezogen waren; ihre Knechte, die Bauern auf dem Lande und die Hirten auf den Bergen, waren zum Theil sehr dünn gesäet noch vorhanden. Die Bayern vertrieben dieselben nicht, aber sie beanspruchten das Obereigenthum über die angesiedelten Flächen. Ihnen gehörte jetzt Grund und Boden, welche die alte Bevölkerung für sie und mit ihnen bebaute. Die Bayern waren nämlich nicht bloß gute Krieger und Jäger, sondern verstanden sich auch auf den Ackerbau. Sie bewohnten gut gebaute Häuser, welche in der Mitte der Felder lagen, rings umgeben von Obst- und Krautgärten, Apfel- und Birnbäumen. Auch die Bienenzucht war ihnen nicht fremd.

Der Religion nach waren die neuen Herren des Landes Heiden; die dienende Landbevölkerung aus alter Zeit Christen. Erstere hatten an Zahl und Macht nördlich der Alpen entschieden das Uebergewicht. Bayern und Oesterreich nördlich der Alpen war daher seit der Einwanderung der Bayern im großen und ganzen wieder heidnisch; es gab Christen, aber in der Abhängigkeit und Minderzahl. Auch an den Südostabhängen der Alpen in Kärnten

und hinab bis Krain und Friaul hatten die Bayern die Herrschaft an sich gerissen, doch waren sie nicht in so großen Scharen über die Alpen gestiegen wie in das bayerisch-österreichische Flachland: deshalb bildeten dort die christlichen Einwohner aus früherer Zeit wohl noch die Mehrheit, so daß in Kärnten, Krain und namentlich in Steiermark, wohin die Bayern nicht mehr kamen, die alten kirchlichen Verhältnisse der unterthänigen Volksklassen mit den Bischöffen aus früherer Zeit leichter fortbestehen konnten. Diese Länder blieben der Hauptsache nach christlich, bis ein Jahrhundert später in den Kämpfen zwischen den Bayern einerseits und den Avarn und Slaven anderseits auch dort das Christenthum fast völlig vernichtet wurde.

Während die noch größtentheils christlichen Länder im Südosten der Alpen vorderhand von den alten Bischöffen und von Aquileja aus ihre kirchliche Leitung erhielten, handelte es sich in den bayerisch-österreichischen Ländern nördlich der Alpenkette nicht so fast um die Erhaltung der spärlichen Ueberreste des Christenthums als um die Befehrung der heidnischen Bayern oder um die Neueinführung des christlichen Glaubens. Sie begann mit der Befehrung des bayerischen Herrscherhauses.

Wenn es richtig ist, daß die Bayern von den Markomannen abstammen, so finden sich einige Spuren des Christenthums schon bei ihrer Einwanderung. In der Lebensbeschreibung des hl. Ambrosius wird nämlich eine Markomannenkönigin Fritigil erwähnt, welche mit dem hl. Ambrosius von Mailand in Verbindung stand. Sie war durch einen Italiener, den wohl der Handel über die Donau geführt hatte, zum Christenthum befehrt worden. Der hl. Ambrosius richtete einen Brief an sie, welcher neben Belehrungen im christlichen Glauben auch politische Rathschläge enthielt; später suchte die Königin den hl. Ambrosius in Mailand selbst auf. Sie war schwerlich die einzige Christin unter den Markomannen.

Bei der Einwanderung nach Bayern-Oesterreich stand an der Spitze des Bayernvolkes ein Fürst aus dem Geschlechte der Agilolfinger, welcher den Herzogtitel führte. Das Christenthum muß in der Familie des bayerischen Herrscherhauses schon frühzeitig Eingang gefunden haben; denn eine bayerische Prinzessin, Theodelinde, die Tochter Her-

zogs Garibald I., ist bekannt als eifrige und thatkräftige Verfechterin des katholischen Glaubens. Sie reichte im Jahre 589 dem Langobardenkönig Autharich die Hand zur Ehe und half dem Papste Gregor dem Großen energisch und erfolgreich bei der Bekehrung des Langobardenvolkes zur katholischen Kirche. Das bayerische Herrscherhaus muß also wenigstens um 580, wenn nicht schon bedeutend früher, katholisch gewesen sein. Wann und wie ist es katholisch geworden? Zählte die oben erwähnte Markomannenkönigin Fritigil zu den Ahnen des bayerischen Herrscherhauses? Oder waren die Agilolfinger, wie manche meinen, fränkischen Ursprunges, so daß sie aus dem katholischen Frankenlande den christlichen Glauben mitbrachten? Hat ein großer Glaubensprediger und Apostel des Landes das bayerische Herrscherhaus bekehrt und getauft?

Die Frage wäre leichter beantwortet, wenn eine andere gelöst wäre, nämlich die sogenannte Rupertusfrage, das heißt die Frage, wann der heilige Glaubensprediger Rupert gelebt hat und ob er als der eigentliche Apostel Bayerns gelten kann oder nicht; ob er den Bayernherzog Theodo und seinen Hof zum Christenthum bekehrt und getauft hat oder ob bei seiner Ankunft der Hof und das Land schon größtentheils christlich war, so daß der hl. Rupert nur als Wanderbischof und Glaubensprediger unter Christen und als Klostergründer gelten könnte. Die Aufschlüsse, welche uns darüber die Lebensbeschreibung des hl. Rupert und alte Urkunden der Salzburger Kirche geben, sind zu mangelhaft, um ein zweifelloses Urtheil zu ermöglichen, zumal ihre Angaben sich mehrfach zu widersprechen scheinen. Ihr hauptsächlichster Inhalt soll im Folgenden dargelegt werden.

Der heilige Bischof und Glaubensprediger Rupert.

Der hl. Rupert oder Hrudpert war ein Verwandter des fränkischen Königshauses der Merovinger und führte zur Zeit des Frankenkönigs Childebert den Bischofstab zu Worms. Ueber seiner Jugendzeit liegt undurchdringliches Dunkel. Da der Ruf seiner hervorragenden Tugenden und seiner apostolischen Thätigkeit bis nach Bayern drang, lud ihn der Bayernherzog Theodo auf Wunsch seiner Gemahlin Regintrud, einer fränkischen Prinzessin, angelegentlich ein, auch seinem Volke die christliche Heilslehre zu predigen. Der hl. Rupert wollte sich zuvor

durch Abgesandte über die Verhältnisse in Bayern vergewissern, dann kam er selbst an den herzoglichen Hof nach Regensburg, wo er mit königlichen Ehren empfangen wurde. Er unterrichtete den Herzog und seinen Hof und bekehrte ihn und viele Große des Landes zum wahren Glauben. Nach einer Fassung seiner Leberbeschreibung hat Rupert den Herzog und seinen Hof auch getauft, also vom Heidenthume bekehrt; nach einer anderen scheint es, daß es sich bloß um den näheren Unterricht und die Befestigung im Glauben, oder auch die Bekehrung von einer Irrlehre handelte. Der Aufenthalt des Heiligen in Regensburg scheint nicht allzulange gedauert zu haben. Er erhielt vom Herzog die Erlaubnis, sich einen passenden Ort als Bischofsitz zu wählen und überall im Lande Kirchen und kirchliche Niederlassungen (Klöster) zu errichten.

Rupert machte sich alsbald auf und fuhr die Donau hinab (bis an die Grenze Niederpanoniens, das heißt ungefähr bis an die ungarische Grenze, überall Gottes Wort verkündend und Segen spendend) nach Vorch an der Enns, woselbst er viele Kranke und Leidende durch göttliche Wundermacht heilte. Von Vorch wanderte er gegen Südwesten, an der Donau und Traun aufwärts und kam an die Seen des Salzkammergutes, den Hauptsitz der früheren christlichen Bevölkerung nördlich der Alpen. Dort baute und weihte er bei Valarium eine Kirche zu Ehren des Apostelfürsten Petrus, wozu ihm der Bayernherzog einige eigene Besitzungen gab. Diese Peterskirche stand wohl in dem heutigen Orte Seekirchen am Südufer des freundlichen Wallersee; die achteckige Gruftkapelle daselbst wird noch als Rupertusbau gezeigt. Ein neuerer Forscher hält dagegen die alte, seit 1813 niedergerissene St. Peterkirche zu Chieming am bayerischen Chiemsee für die erste Gründung Ruperts.¹ Während seines längeren Aufenthaltes an dieser ersten Niederlassung erfuhr der hl. Rupert von einer Stadtruine am Ivarusflusse (Salzach), welche in alter Zeit in hoher Blüte gestanden, damals aber in Trümmer gesunken und mit Wildnis überwuchert war. Es war Salzburg, das in der Völkerwanderung völlig zerstört worden war. Statt der alten Römerstadt mit ihren Palästen und Säulenhallen, Thürmen und Befestigungen, fand Rupert ein wüstes

¹ J. N. Seefried, „Die Ecclesia Petena und das Zeitalter des hl. Rupert“. Augsburg 1892.

Trümmerfeld. Geborstene Hallen, gebrochene Säulen, eingestürzte Thürme und zerbröckeltes Mauerwerk, von schwarzen Felsen und düsteren Tannen überragt, bezeichneten die frühere Herrlichkeit; allein so trostlos das Trümmerfeld auch war, St. Rupert hielt es gleichwohl mit Rücksicht auf seine günstige Lage im Herzen des Bayerlandes für einen geeigneteren Bischofssitz als den bisherigen und beschloß, dort zu bleiben. Wie hätte ihn auch die herrliche Lage der Stadtruinen nicht fesseln sollen! Welcher Ort könnte sich an Naturschönheit mit der Lage Salzburgs messen! Da, wo die Salzach zwischen schroffen Felsen aus den Bergen hervorraucht und das Gebirge sich gegen die Ebene öffnet, liegt diese Perle Oesterreichs träumerisch hingebreitet in einem freundlichen Thale zwischen waldigen Höhen, hinter welchen nach drei Seiten hin ein majestätisches Hochgebirge seine schneebedeckten Scheitel zum Himmel erhebt. (Siehe das Bild: Des hl. Rupertus erste Ankunft in Subavia [Salzburg]. Nach dem Gemälde von S. Stief.) Hier wollte der hl. Rupert bleiben und mit herzoglicher Genehmigung gieng er daran, daselbst einen Bischofssitz zu gründen. Er hoffte wohl, daß die zerstörte Stadt sich bald aus den Trümmern wieder erheben werde. Der Herzog schenkte ihm ein Gebiet von einer Quadratmeile rings um das Ruinenfeld mit Wiesen und Wäldern, Höhen und Weiden, dazu den dritten Theil der Salzquelle von Reichenhall mit dem nöthigen Betriebspersonale und endlich den landesherrlichen Zehent und Zoll. Sofort machte sich Rupert daran, am Fuße der geheiligten Felswand, wo einst der hl. Maximus mit seinen Gefährten den Martertod erlitten hatte, eine Kirche und ein Kloster nebst den Wohnungen für die übrige Geistlichkeit zu bauen. Seine Abstammung aus königlichem Geschlechte setzte ihn in den Stand, aus seinem eigenen Vermögen das Gut Piding für sein neues Kloster um den Kaufpreis von tausend Solidi in Gold, das heißt etwa dreißigtausend Gulden, anzukaufen.

Auch ein Nonnenkloster erhob sich in Wäldern auf dem Nonberg, wo einst die Römerburg gestanden hatte. Ruperts Nichte, Ehrentrud, welche der Heilige nebst zwölf Jüngern von seiner früheren Bischofsstadt Worms selbst herbeigeholt hatte, bekam die Leitung des Frauenklosters. Diese beiden Klöster Sanct Peter und Nonberg haben sich trotz aller Wechselfälle im Laufe der Zeit weit über ein Jahrtausend erhalten und wirken immer noch in bescheidener Stellung fort für die Erhaltung

und Stärkung des nämlichen katholischen Glaubens, welchen ihr Gründer, der hl. Rupert, im Lande verkündet hat.



St. Gallus im Dornbusch.

Nach einer Photographie von F. Büchli in St. Gallen.

Um das St. Peterskloster bildete sich allmählich eine Stadt, welche nach dem Flusse, an dem sie liegt, Salzburg genannt

wurde. Von Salzburg aus hat der hl. Rupert noch mehrere Jahre in Bayern, hauptsächlich auf dem Gebiete zwischen der österreichischen Traun und dem Inn, dem Rottale und der Tauernkette, zum Segen des Landes gewirkt. In seinem apostolischen Eifer wurde er nicht müde überall zu predigen und für die geistige und leibliche Wohlfahrt des Volkes zu sorgen. Er baute Kirchen und Klöster, wie die Maximilianszelle zu Bischofs-hofen im Pongau und höchst wahrscheinlich Maxlan bei Salzburg, die altberühmte Gnadenkapelle unserer lieben Frau in Alttötting, die alte Kapelle zu Regensburg, Weltenburg und so weiter; er gründete Schulen und sorgte durch Ertheilung der heiligen Weihen für eine hinreichende Zahl von Priestern und für einen Nachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Salzburg im hl. Vitalis. Für die leibliche Wohlfahrt des Volkes sorgte er durch Wiederherstellung verfallener Straßen, und insbesondere wird ihm der mit Erfolg gekrönte Versuch zugeschrieben, durch bergmännischen Betrieb die Salzlager im Schoße der Erde aufzuschließen und den Salzstein auszuföhlen, weshalb ihn die bildende Kunst namentlich auf Münzen mit einem Salzfaß in der Hand darstellt. Von der großen Verehrung des hl. Rupert gegen den hl. Maximilian, dem er Kirche und Kloster zu Bischofs-hofen im Pongau weihte, wurde im Leben des hl. Maximilian berichtet.

Der Todestag des hl. Rupert — er hatte ihn längst vorher gewußt — fiel auf den Tag der Auferstehung des Herrn, welchen man damals immer am 27. März feierte. In der von ihm erbauten St. Peterskirche zu Salzburg fand er seine letzte Ruhestätte. Viele Wunder verherrlichten sein Grab. Bischof Virgilius, der nämliche, welcher später die Befehrung Kärntens sich zur Aufgabe setzte, ließ am 24. September 774 einen Theil der Reliquien des hl. Rupert (Haupt und Oberkörper) in die neu erbaute Domkirche übertragen. Am 24. September 1628 wurden dieselben unter dem Hochaltare des jetzigen Salzburger Domes beigelegt, weshalb das Land Salzburg den 24. September zum Gedächtnis seines Schutzpatrones feiert.

So sicher der Todestag des hl. Rupert ist, so staunenswert unsicher ist man über sein Todesjahr. Schon über dreihundert Jahre währt der Streit der Gelehrten und noch immer ist man so wenig einig, daß die einen die Wirksamkeit des heiligen Rupert in die Zeit von 531 bis 571 (beziehungswiese

534 bis 574) verlegen, andere dagegen ihn erst 696 nach Bayern kommen lassen und als sein Todesjahr ungefähr das Jahr 715 annehmen, während endlich eine alte Ueberlieferung der Salzburger Kirche seine Ankunft auf das Jahr 580 und seinen Tod auf 625 ansetzt. Die Unsicherheit geht demnach soweit, daß man um mehr als anderthalb Jahrhunderte streitet. Den Anlaß dazu gibt die ungenaue Angabe der Lebensgeschichte Ruperts, worach derselbe im zweiten Jahre der Regierung Childeberts auf Einladung eines Herzogs Theodo nach Bayern kam, ohne daß angegeben ist, welcher von den drei fränkischen Königen namens Childebert gemeint sei. Ebenso unsicher ist die Regierungszeit des Bayernherzogs Theodo, weil man nicht bestimmt weiß, ob es nur einen oder mehrere Herzoge dieses Namens gegeben habe.

Wenn auch die Mehrzahl der neueren Forscher sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit für die spätere Wirksamkeit des hl. Rupert gegen Ende des siebenten Jahrhunderts ausspricht, so ist doch auch namentlich die erstere Meinung, wonach Rupert schon um 531 nach Bayern gekommen wäre, in neuester Zeit nicht ohne namhafte Gründe vertreten worden. Für die spätere Ankunft des Heiligen spricht namentlich eine Salzburger Urkunde über die Stiftung des Maximiliansklosters im Pongau, welche bestimmt zu beweisen scheint, daß Bischof Virgilius von Salzburg (regierte 745 bis 784) noch Leute, die den hl. Rupert und seine aus Worms mitgebrachten Genossen Chuniald und Gisilhari von Person gekannt hatten, als Zeugen vernehmen konnte. Dann kann aber zwischen dem Tode des hl. Rupert und dem Amtsantritt des Bischofs Virgilius nicht mehr als ein Menschenalter verflossen sein. Andere Nachrichten sind freilich der gegentheiligen Ansicht günstiger.

Der Streit ist deshalb von Wichtigkeit und Interesse, weil der hl. Rupert nur dann als eigentlicher Apostel der Bayern und Oesterreicher gelten kann, wenn er um 531 oder doch im Jahre 580 nach Bayern kam; denn wenn er wirklich erst um 696 Worms verließ, so konnte er ein Land und eine Herrscherfamilie nicht mehr zum Christenthum bekehren, die um jene Zeit sicher schon katholisch war; er konnte in letzterem Falle nur die Aufgabe haben, das bloß äußerlich gebliebene und in Verfall gerathene Christenthum im Volke durch Klostergründungen neu zu beleben und zu vertiefen, beziehungsweise

auch gegen herrschende Irrlehren zu kämpfen. Der hl. Rupert hat dann Salzburg weniger deshalb zum Bischofsthum gewählt, um von dort aus Bayern, das schon zum guten Theile christlich war, erst für den Glauben zu gewinnen, sondern um es in demselben zu stärken und hauptsächlich um die noch heidnischen Kärntner Slaven, welche bis über die Tauernkette in die unmittelbare Nähe Salzburgs vorgeedrungen waren, zu bekehren. Die reichen Schenkungen, welche die Bayernherzoge Theodo, Theodebert, Hugbert, Odilo und Thassilo dem Kloster St. Peter in Salzburg machten, hätten dann den Zweck gehabt, auf friedlichem Wege durch Bekehrung der Kärntner Slaven ihren Raubzügen Einhalt zu thun und gleichzeitig politischen Einfluß auf Kärnten zu gewinnen. Das Bekehrungswerk der Kärntner Slaven gieng in Wirklichkeit von Salzburg aus. Mit Erfolg wurde es erst durch Bischof Virgilius im Jahre 754 in Angriff genommen. Alte Geschichtsschreiber wissen allerdings zu berichten, daß schon der hl. Rupert zu Bozen Herzog Diethbold von Kärnten getauft habe. „Man liest auch,“ heißt es in alten Jahrbüchern Kärntens, „daß er (St. Rupert) gar zu den Kärndtern kommen, und daselbst auch wollen allerley gute vermahnungen zu ihnen thun, aber nachdem er etliche, und derselben gar wenig bekehrt hatte, auch nachmals verstande und genugsam abnehmen möchte, daß er bei den ungestümen ungläubigen Leuten wenig aufrichten würde, ungeachtet ihr Fürst, Herzog Diethbold, den Christlichen Glauben angenommen hatte, begabe er sich nicht lange hernach von ihnen, und kam wieder ins Beyern zu Herzog Diethen (Theodo), welcher ihme dann mit grossen Freuden empfiinge und annahme.“¹

Wie dem auch sei: die Zeitverhältnisse, unter denen der hl. Rupert wirkte, scheinen nicht günstig gewesen zu sein; denn nach dem Tode des Heiligen weiß die Geschichte von einem Verfall des kirchlichen Lebens zu erzählen, mag derselbe je nach der Annahme des Todesjahres ein Jahrhundert und darüber oder nur ein paar Jahrzehnte gedauert haben. Auch soviel ist sicher, daß der hl. Rupert unter den Glaubensboten in Bayern seit der Völkerwanderung der bedeutendste gewesen ist. Er galt von jeher als erster Bischof von Salzburg

¹ Hieronymi Megiseri, „Anales Carinthiae“. Leipzig 1612. Seite 349 f.

und Gründer eines ständigen Bischofssitzes daselbst, wenn auch eine dauernde Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Bayern erst durch den hl. Bonifacius erreicht wurde.

Wenn der hl. Rupert erst um das Jahr 700 in Bayern gewirkt hat und nicht als eigentlicher Apostel Bayerns gelten kann, wie ist dann das Land katholisch geworden? Das Herrscherhaus der Agilolfinger war spätestens um 580 katholisch und das bayerische Volk wird nicht viel später dem Fürstenhause gefolgt sein. Der hl. Emmeram, welcher außer dem hl. Rupert noch in Bayern wirkte, lebte selbst erst gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, und die aus dem Frankenreich gekommenen Missionäre Eustasius und Agilus hielten sich nur sehr kurze Zeit in Bayern auf und scheinen mehr zur Bekämpfung einer dort herrschenden Irrlehre, als wegen der Bekehrung der Bayern zum Christenthum in das Land gekommen zu sein. Es waren nämlich noch im Jahre 716 Ketzer in Bayern. Man nannte sie wie damals alle Irrlehrer „Manichäer“, welche lehrten, daß verschiedene Speisen unrein seien; sie fasteten an Sonntagen, verwarfen die Ehe und erklärten die Werke der Buße für überflüssig. Sie leugneten ferner die Auferstehung der Leiber, glaubten dagegen an eine Versöhnung des Lucifer und Rückkehr des Satans in seine ursprüngliche himmlische Wohnung. Diese Irrlehren wurden von Papst Gregor II. verurtheilt; auch die genannten Mönche Eustasius und Agilus scheinen sich ihre Bekämpfung zur Aufgabe gesetzt zu haben. Sie waren aus dem vom Abte Columban gestifteten Kloster Luxeuil in Frankreich gekommen, kehrten aber bald wieder dorthin zurück. Zwar ließen sie bewährte und befähigte Brüder in Bayern als Missionäre zurück, vielleicht eine kleine klösterliche Genossenschaft; über die Wirksamkeit und die Erfolge derselben ist jedoch nichts bekannt.

Es bleibt demnach schwierig, die Bekehrung der Bayern zum Christenthum zu erklären, wenn der hl. Rupert nicht als Apostel derselben gelten kann. Wohl war ein Grundstock christlichen Lebens noch aus alter Römerzeit vorhanden in der zurückgebliebenen bäuerlichen Bevölkerung. Es sind auch anderswoher Beispiele bekannt, daß die Sieger die Religion der Besiegten annahmen, wie es zum Beispiel die Burgunder thaten, als sie auf das linke Rheinufer übersiedelten; indes war die frühere Bevölkerung in Bayern sehr gelichtet und nur zu leicht bestand

beim gewöhnlichen Volke die Gefahr, daß es bei dem Mangel einer geordneten Seelsorge in Aberglaube und heidnische Gewohnheiten zurückfiel, aus welchen es sich erst vor kurzem erhoben hatte. Die seelsorgliche Leitung der vorhandenen christlichen Bewohner lag anfangs noch in dem kirchlichen Mittelpunkte Aquileja, wurde aber mehr und mehr durch Priester und Bischöfe aus dem Frankenreiche zurückgedrängt. Aus dem Jahre 591 ist bezeugt, daß zur Zeit des Kaisers Justinian (527 bis 565) fränkische Bischöfe bis über die Alpen vorgedrungen waren und bischöfliche Kirchen regierten; so an der Ostgrenze des damaligen Bayern zu Tiburnia in Kärnten; an der Westgrenze Augsburg und die beconenische Kirche (Salzburg?). Jene, welche sich für die frühere Ankunft des hl. Rupert (um 531) aussprechen, glauben, daß niemand anderer als er einen dieser Bischofstühle, nämlich Salzburg, um jene Zeit gründete.

Der Einfluß, welcher vom mächtigen und bereits christlichen Frankenreiche auf die Befehrung Bayerns ausgieng, ist unverkennbar; standen doch die Bayernherzoge schon gleich nach ihrer Einwanderung in einer gewissen, wenn auch losen Abhängigkeit vom Frankenreiche. In Aquileja verfolgte man diesen Einfluß auch auf die kirchlichen Gebiete mit eifersüchtigen Blicken: diese Eifersucht der damals von Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Kirche, getrennten Aquilejer gegen die fränkischen Bischöfe war wohl einer der Hauptgründe, warum sich in Bayern ein gesundes kirchliches Leben solange nicht entfalten konnte. Mag man die Wirksamkeit des hl. Rupert früher oder später ansehen, für jeden Fall weiß die Kirchengeschichte nach seinem Tode von einem Verfalle des kirchlichen Lebens zu erzählen, wodurch der Glaube erschüttert wurde und ein theilweiser Rückfall in das Heidenthum eintrat. Er gieng soweit, daß nicht einmal die Gründung des hl. Rupert, die Salzburger Kirche, eine ununterbrochene (und unmittelbare) Reihe von Nachfolgern Ruperts in der bischöflichen Würde aufweisen kann.

So erklärt es sich, wie es im Leben des hl. Emmeram heißen kann, die Bayern seiner Zeit seien noch Neulinge im christlichen Glauben gewesen. Sie waren es nicht in dem Sinne, als ob sie mit dem Christenthum erst befannt geworden wären, sondern weil ihnen eine Neubelebung christlichen Denkens und Lebens nach den Zeiten tiefen Verfalles sehr vonnöthen war.

Der heilige Bischof und Märtyrer Emmeram.

Der hl. Emmeram stammte nach den Aufzeichnungen, die uns Bischof Arbeo von Freising (764 bis 784) über sein Leben hinterlassen hat, aus dem westlichen Frankreich. Die bedeutende Stadt Poitiers in Aquitannien war seine Heimat; seine Eltern gehörten einem edlen fränkischen Geschlechte an. Eine edle äußere Erscheinung, reiche Begabung und ein unermüdlicher Eifer im Studium der christlichen Wissenschaft, verbunden mit tiefer Frömmigkeit, erwarben ihm das allgemeine Vertrauen in dem Grade, daß er zur bischöflichen Würde erhoben wurde. Als Wanderbischof zog er predigend und Wohlthaten spendend von Stadt zu Stadt, fast durch ganz Frankreich und darüber hinaus. Sein weites Herz und die stets offene Hand machten ihn zum Liebling des Volkes, namentlich der Armen und Bedrängten, denen er sein reiches Vermögen opferte; aber auch die Vornehmen und Großen des Landes wußte er mit der Macht seiner Rede und mit der stärkeren Gewalt seines Beispiels an sich zu fesseln.

Da hörte er, daß es in Panonien, das heißt in den östereichisch-ungarischen Ländern unterhalb der Enns, an der Donau und Theiß noch ein Volk gebe, die Awaren, welchen Christus noch nicht gepredigt sei. Das ließ ihn nicht mehr ruhen und er verließ Heimat, Hab' und Gut, Freunde und Verwandte, und zog mit einer entsprechenden Begleitung fort über die Loire und den Rhein, um dann der Donau entlang seinem Ziele entgegen zu eilen. Auf deutschem Gebiet brauchte er, weil der Sprache unkundig, einen Dolmetscher; als solcher diente ihm der Priester Vitalis. Der Weg führte ihn über die bayerische Hauptstadt Regensburg. Der Bayernherzog Theodo empfing ihn freundlich und mit Ehren; denn das bayerische Herrscherhaus war schon lange christlich. Als ihm aber der hl. Emmeram seine Absicht vortrug, zu den Awaren zu ziehen, da hielt ihn der Herzog zurück. Denn er war mit den Awaren in Krieg verwickelt; die Gegenden um den Ennsfluss waren in eine trostlose Wüste verwandelt, unwegsam und menschenleer und ein Aufenthalt wilder Thiere, aber noch gefährlicher durch die wilden Awaren als durch die wuchernde Wildnis. So bestimmte Herzog Theodo den Heiligen, bei ihm und den Seinigen zu bleiben, sei es als Bischof oder, wenn seine Bescheidenheit ihm das nicht gestatte, als Leiter des Klosterwesens; denn noch hatte das Christenthum nicht überall im Lande feste Wurzel

geschlagen: Es war vielmehr größtentheils ein äußeres Christenthum geblieben. Die Bayern vermischten Heidnisches mit Christlichem und glaubten noch immer, in dem Rauschen ihrer Eichenwälder und im Klüstern der Wellen die Stimmen ihrer alten heidnischen Götter zu hören, ja es kam vor, daß man sich aus demselben Kelche, mit welchem man das heilige Opfer gefeiert hatte, zu Ehren der alten Götter zutrunk. So fand denn Emmeram auch hier eine würdige Thätigkeit und er blieb, und die alte Römerstadt Regensburg mit ihren festen Mauern und alten Thürmen und Thoren wurde so der Mittelpunkt einer dreijährigen Wirksamkeit des hl. Emmeram in Bayern. Von da zog er hinaus ins blühende Land, über grüne Fluren und wogende Saatsfelder und in die Rebenhügel am linken Donauufer, um dem hochgewachsenen, kräftigen Volke mit dem heiteren Sinn und biederen Herzen Gottes Wort und Gesetz zu verkünden. Unermüdlieh zog er durch Städte und Dörfer, mahnend und belehrend, christliches Leben und Streben aufbauend und den alten Aberglauben niederreißend; auch den einzelnen Häusern der Gläubigen gieng er nicht aus dem Wege. Für alle hatte der hochgewachsene Mann mit dem offenen Antlitz ein freundliches Wort, für Frauen so gut wie für Männer, gegen Geringere zeigte er sich sogar demüthig, aber hochaufgerichtet zeigte er Löwenstärke den Hochmüthigen und Mächtigen.

Sein Ende ist dunkel: Unvermuthet kündete er im Gefühle seines nahen Todes an, er wolle nach Rom zu den Gräbern der Apostelfürsten pilgern, um ein Gelübde zu lösen, vielleicht auch um für sein Werk sich den apostolischen Segen zu erbitten. Schweren Herzens sah ihn der Herzog und die ganze Stadt scheiden. Schon hatte er drei Tagreisen zurückgelegt und betete eben in dem Kirchlein zu Kleinhelfendorf, südlich von München, als der Sohn des Bayernherzogs, Landbert, mit einer bewaffneten Schar dahergesprengt kam und den Heiligen in entsetzlicher Weise verstümmeln ließ. Unter Hohn und Spott wurde Emmeram in eine Scheune geschleppt, an eine Leiter gebunden und unter anderem wurden ihm Augen und Zunge ausgerissen, Hände und Füße abgehauen. Landbert hatte den heiligen Bischof auf die falsche Aussage seiner Schwester Uta hin für deren Verführer gehalten und sich in blinder Wuth zu der Blutthat hinreißen lassen. Es ist unglaublich und geradezu widersinnig, was die Lebensbeschreibung des Heiligen erzählt,

Emmeram habe der unglücklichen Tochter des Herzogs selbst den Rath gegeben, diese falsche Angabe zu machen, um sich und ihren wirklichen Verführer Sigibert, den Sohn eines Hofbeamten, vor dem Zorn des herzoglichen Vaters zu retten. Emmeram hätte dadurch sein ganzes Werk völlig vernichtet und mehr geschadet, als er in den drei Jahren seiner mühevollen Wirksamkeit erreicht hatte. Emmeram wußte wohl als Gewissensrath der herzoglichen Familie um das Vergehen, aber in Wirklichkeit hat Uta, wahrscheinlich durch Sigibert verleitet, die Schuld auf den Heiligen geschoben, weil sie glaubte, er sei schon über alle Berge und vor jeder Verfolgung sicher. Gott ließ es nicht zu, daß das Andenken des Heiligen auch nur kurze Zeit geschmäht blieb. Einfache Leute aus Kleinhelfendorf bargen die abgehauenen Glieder desselben in einem Weißdornstamm, damit sie, wie die Leute in ihrer Einfalt glaubten, wieder wachsen könnten. Da sprengten zwei wunderbare Reiter durch die Gegend und ließen sich vom Volke den Ort zeigen, wo die Glieder des Heiligen lagen. Ebenso plötzlich, als sie kamen, waren sie auch wieder verschwunden und mit ihnen die ehrwürdigen Glieder des Heiligen. Das Volk und seine früheren Begleiter pflegten den Sterbenden. Man wollte ihn vom Leidensorte weg nach dem herzoglichen Gute Aschheim in die dortige Peterskirche führen; aber als drei Viertel des Weges zurückgelegt waren, stellten sich bei dem Schwerverwundeten Zeichen des nahenden Todes ein. Man trug ihn aus dem Wagen auf eine Wiese, wo er sein Leiden beschloß. Die Seele des Verstorbenen sah man in einem Lichtglanz gen Himmel fahren. Wunderbare Erscheinungen verherrlichten die Stelle, wo der hl. Emmeram den Geist aufgegeben hatte.

Auch am Hofe des Herzogs sollte das Andenken des Heiligen nicht länger mit Schmach bedeckt sein. Ein Priester, Wulf- laich, der einzige, den Emmeram in der bewußten Ungelegenheit ins Geheimnis gezogen hatte, offenbarte den wahren Sachverhalt; eine große Ueberschwemmung wurde als Zeichen des Himmels betrachtet und Herzog Theodo schickte seine beiden Kinder, die unglückliche Uta und den Mörder Landbert in die Verbannung. Uta gieng nach Italien und wurde dem Schutze der langobardischen Königsfamilie anvertraut, Landbert mußte nach Pannonien (Ungarn) wandern; seine Nachkommen kehrten später nach Bayern zurück. Den Leib des Heiligen aber ließ

Theodo unter großen Ehrenbezeugungen aus der Peterskirche zu Aschheim, wo er nur vierzig Tage geruht hatte, auf dem Wasserweg der Isar und Donau nach Regensburg bringen und in der Kapelle des hl. Georg beisetzen.

Als Todesjahr des hl. Emmeram gibt ein Geschichtsschreiber der Regensburger Bischöfe¹ das Jahr 714 an; wahrscheinlich aber fiel es noch vor das Jahr 700. Frühere Schriftsteller verlegen den Tod des Heiligen in das Jahr 652. Letzteres Datum enthält auch das noch vorhandene Hochgrab des Heiligen im rechten Seitenschiff der Kirche St. Emmeram in Regensburg. Der erste von Bonifacius im Jahre 739 eingefetzte Diöcesanbischof von Regensburg, Gaubald, ließ den Leib des hl. Emmeram aus der Georgskapelle in die wahrscheinlich damals unmittelbar daneben erbaute St. Emmeramskirche übertragen. Nicht lange darauf wurden beide Kirchen zu einem einzigen Bau zusammengezogen, dessen nördliches Seitenschiff die St. Georgskapelle wurde. Erst im Mai 1894 glaubt man das Grab und die Reliquien des hl. Emmeram unter dem Johannesaltare der St. Emmeramskirche wieder entdeckt zu haben. Das Haupt aber ruht seit der Uebertragung durch Bischof Gaubald im Hochaltar der Kirche.² Die Anfänge des Stiftes und Klosters Sanct Emmeram in Regensburg gehen wohl auf deren Patron, den hl. Emmeram selbst zurück. (Siehe Abbildung St. Emmeramskirche in Regensburg. Nach einer Photographie.)

Bald nach dem Tode des heiligen Bischofs Emmeram kam als Glaubenslehrer der heilige Wanderbischof Erhard nach Regensburg, über dessen Leben und Thätigkeit aber äußerst wenig bekannt ist. Wahrscheinlich war er von Geburt ein Gothe, andere nennen ihn einen Schotten und Bruder des Bischofs Hilbulf von Trier. Er ist es gewesen, welcher die hl. Odilia, eine elsässische Grafentochter, von ihrer Blindheit heilte und sie taufte, nachdem er ihr neben dem leiblichen auch das geistige Licht des heiligen Glaubens verschafft hatte. Er gilt als der Stifter des Nonnenklosters Niedermünster in Regensburg. Sein Tod ist wahrscheinlich ungefähr ein Jahrzehnt nach dem des

¹ Janner in seiner „Geschichte der Bischöfe von Regensburg“. Regensburg 1894. I, S. 43.

² Enderš, „Die neuentdeckte Confessio des hl. Emmeram zu Regensburg“. Regensburg 1895.

hl. Emmeram anzusehen; andere glauben, daß er schon vor dem Jahre 696, wo nach ihrer Annahme Rupert nach Regensburg kam, gestorben sei.¹ Noch ist die unterirdische Grabkirche (Krypta) des hl. Erhard in Regensburg erhalten. (Siehe die Abbildung Krypta des hl. Erhard aus dem siebenten Jahrhundert.)

Nicht lange nach dem Tode Emmerams, im Jahre 715 oder 716, begab sich Herzog Theodo von Bayern zum Papst Gregor II. nach Rom, um mit Hilfe des apostolischen Stuhles die kirchlichen Angelegenheiten in Bayern zu ordnen. Der Papst ließ einen Organisationsentwurf für die bayerische Kirche herstellen und ordnete eine Gesandtschaft ab, welche seine Verordnungen zur Durchführung bringen sollte. Dieselbe bestand aus dem Bischof Martinian, dem Priester Georgius und dem Subdiacon Dorotheus. Diese Gesandtschaft scheint aber gar nicht nach Bayern gekommen zu sein, weil über ihre Thätigkeit daselbst durchaus nichts bekannt ist. Die päpstliche Weisung der Gesandtschaft ist aber noch bekannt und bietet ein wichtiges Zeugnis für die Absichten des päpstlichen Stuhles und für die Zustände der katholischen Kirche in Bayern zu Anfang des achten Jahrhunderts. Der Inhalt derselben ist kurz folgender: Die päpstlichen Gesandten sollen sich mit dem Herzog über den Zusammentritt einer Versammlung von Priestern, Richtern und allen Großen des Landes berathen. Gegenstand der Berathung soll vor allem die Sorge um eine echtgläubige und wissenschaftlich gebildete Geistlichkeit sein. Niemand soll zur Priesterweihe zugelassen werden, der nicht lesen und schreiben kann; ebenso sollen nur körperlich und sittlich unbescholtene Männer die heiligen Weihen empfangen. Die bereits vorhandenen Priester sollen geprüft werden auf ihre Rechtgläubigkeit und kirchliche Gesinnung, namentlich auf ihre Stellung zum heiligen Stuhle, ferner auf ihre wissenschaftliche Befähigung, das heißt, ob sie imstande sind, das alte und neue Testament zu lesen. Wo eine dieser Bedingungen fehlt, soll der betreffende Priester von den gottesdienstlichen Berrichtungen ferngehalten werden. Ferner sollen im Lande drei bis vier Bisstümer errichtet werden oder auch mehr. Wenn es das Bedürfnis erheische, soll überdies eine besondere Residenz für einen Erzbischof in Aussicht genommen werden. Weitere

¹ Vergleiche Sepp, „De aetate s. Erhardi“ als Anhang zur „Vita s. Hrodberti primigenia“. Ratisbonae 1891. S. 59 ff.

Vorschriften beziehen sich auf kirchliche Einkünfte und das Opfer der Gläubigen, welches in vier Theile zerlegt werden sollte: für den Bischof, die Geistlichkeit, die Armen und Reisenden und das Kirchenviduum.

Aus den bisherigen Verordnungen geht hervor, daß es damals in Bayern um die Bildung der Geistlichkeit und die Verfassung der Kirche nicht am besten bestellt war. Deshalb gab es auch noch so viel Aberglauben und heidnische Gebräuche, welche in den weiteren Bestimmungen der päpstlichen Weisung behandelt werden. Eben unter nahen Verwandten, erklärte der Papst, seien untersagt. Unreine Speisen gebe es nicht außer dem, was dem Gözen geopfert werde. Man solle das Volk aufklären über die Eitelkeit der Traum- und Zeichen-deuterei. Die Zauber- und Beschwörungsformeln, die von den Heiden übernommene verschiedenartige Feier des ersten Monats-tages, die Zauberei der Wahrsager und Loswerfer, das alles sei zu verbieten. Zuletzt wird noch vor den Kezern gewarnt, welche, wie früher bemerkt, die Auferstehung der Leiber und die Nothwendigkeit der Buße leugneten, die Ehe verwarfen, die Rückkehr des Teufels zu seiner früheren Engelswürde und anderes lehrten.

Die vom Papste angestrebte Ordnung der Kirchenverhältnisse in Bayern kam aus unbekanntem Gründen noch nicht jetzt, sondern erst zwei Jahrzehnte später durch den hl. Bonifacius wirklich zur Durchführung. Unterdessen wirkte noch ein anderer Missionär in Bayern, gleichfalls ein Glaubensbote aus dem Frankenlande:

Der hl. Corbinian, erster Bischof von Freising.

Corbinian wurde um das Jahr 680 zu Chârtres bei der französischen Stadt Orleans geboren und erhielt in der Taufe den Namen seines schon verstorbenen Vaters Waldifiso. Später gab ihm die Mutter, Corbiniana, ihren eigenen Namen und nannte ihn Corbinian. Schon als Knabe war er ein Freund religiöser Uebungen. Gebet und Psalmengesang, fromme Lesungen und Gespräche waren ihm Lieblingsbeschäftigung und Erholung. Nach dem Tode seiner Mutter — er war damals zweiundzwanzig Jahre alt — bezog er eine einsame Klausel in der Nähe des Germanuskirchleins zu Chârtres, wo er mit einigen Dienern seines Vaterhauses vierzehn Jahre lang ein Klosterleben führte. Der Ruf seiner Frömmigkeit und hinreißenden Beredsamkeit drang

aber weit hinaus über die stille Zelle, und von nah und fern strömten Leute jeden Standes herbei, um das göttliche Wort aus seinem Munde zu hören und bei ihm Trost und Rath zu suchen. Sogar der mächtige Majordomus des Frankenreiches, Pipin von Heristall, schickte einen Boten, um sich seinem Gebete zu empfehlen, begnadigte auf seine Bitten hin einen Verurtheilten und schenkte ihm ein kostbares Gewand, das er selbst bisher bei den Feierlichkeiten des Märzfeldes getragen hatte. Dadurch sah sich aber Corbinian in der ihm liebgewordenen Einsamkeit gestört und in seinem Streben nach Demuth und Vollkommenheit gehindert, und er faßte den Entschluß, mit den Seinigen und mit seiner Habe nach Rom zu wallfahren und dort in der Nähe der Apostelgräber eine neue Einsiedelei zu gründen. Darnach saß auf dem päpstlichen Thron Gregor II. (715 bis 731), wenn die Angabe der Lebensbeschreibung richtig ist; wahrscheinlich kam aber Corbinian schon unter dessen Vorgänger, Papst Constantin, um das Jahr 709 in die ewige Stadt. Er fand eine liebevolle Aufnahme, da der Papst die hohe Begabung und hinreißende Beredsamkeit des Heiligen wohl zu schätzen wußte. Die Erlaubnis, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, erhielt indes Corbinian nicht, sondern der Papst weihte ihn zum Bischof ohne bestimmten Sitz, das heißt zum bischöflichen Glaubensprediger, und erteilte ihm das Pallium mit der Erlaubnis, überall, wohin er komme, das Predigeramt auszuüben. Corbinian kehrte zunächst in seine Heimat nach Frankreich zurück und predigte mit hinreißender Gewalt, aber auch mit rücksichtsloser Schärfe, vor Hoch und Niedrig, selbst vor dem Hofe des fränkischen Majordomus Karl Martell; zuletzt konnte er aber dem alten Drange nach Einsamkeit nicht mehr widerstehen und er zog sich neuerdings in seine einsame Zelle bei Châtres zurück. Er suchte sich dort dem Zubrang des Volkes möglichst zu entziehen und beschränkte sich darauf, denen, die zu ihm kamen, bloß das Evangelium zu verkünden; aber in stets größeren Scharen zog das Volk herbei und nach sieben Jahren wanderte Corbinian abermals nach Rom, um sich mit Erlaubnis des Papstes in irgend ein abgelegenes Kloster zurückzuziehen. Er nahm diesmal einen eigenthümlichen Weg über den Rhein nach Schwaben und Bayern, um über den Brennerpaß nach Italien zu kommen. Herzog Theodo von Bayern und dessen Sohn Grimwald in Freising luden ihn dringend ein,

in Bayern zu bleiben; aber Corbinian ließ sich nicht halten und zog weiter. In Tirol wurde sein Saumpferd von einem Bären zerrissen, der, durch des Heiligen Wort gezähmt, bei der Weiterreise die Stelle des Lastthieres versah. In Rom wurde er vom Papst Gregor II. freundlich empfangen, aber wieder wurde seine Bitte, die bischöfliche Würde niederlegen und sich in die Einsamkeit zurückziehen zu dürfen, abschlägig beschieden. Vom Papste ermuntert, widmete er sich neuerdings der Predigt des Evangeliums. Auf seiner Rückreise ward er auf Befehl des Bayernherzogs Grimwald, dessen Vater inzwischen gestorben war, in Meran angehalten und nach Freising geführt. Corbinian fügte sich dem milden Zwange, doch nur unter der Bedingung, daß Herzog Grimwald die Ehe löse, welche er verbotenerweise mit Piltrudis, der schönen Witwe seines verstorbenen Bruders, geschlossen hatte. Eher, erklärte er, werde er die herzogliche Schwelle nicht betreten. Mit beharrlicher Strenge hielt er sich vierzig Tage vom Hofe fern und sandte demselben nur täglich seine Mahnworte und Drohungen zu. Es war für den Herzog ein schwerer Kampf. Doch nach vierzig Tagen erklärte er feierlich, den Umgang mit Piltrudis aufzugeben und warf sich reuig vor dem Bischof nieder. Piltrudis aber war von da an die ausgesprochene Feindin des Bischofs.

Jetzt zog Corbinian in die herzogliche Burg ein und speiste mit dem Herzog an demselben Tische, bis er für sich und seine Cleriker eine eigene Wohnung errichtet hatte. Von da an begann auch die eigentliche apostolische Thätigkeit Corbinians: Er wurde der Gründer des Bisthums Freising. Er brauchte das Christenthum nicht erst neu einzuführen, aber umso nöthiger war es, dasselbe zu befestigen und von heidnischem Aberglauben und Gebräuchen zu reinigen, die sich im Volke noch erhalten hatten. Um sein Bischofsamt zu befestigen, suchte er vor allem die Domkirche von Freising auch mit weltlichem Besitz auszustatten. Zu diesem Zwecke erwarb er mit Hilfe Grimwalds und mit neunhundert Goldschillingen, die ihm der fränkische Hausmeier Pipin geschenkt hatte, mehrere Besitzungen in Mais und Rortsch. Er ritt mit dem Herzoge selbst dahin, um das Land zu bebauen und fruchtbar zu machen, zugleich baute er dort eine Kirche zu Ehren des hl. Valentin und für sich selbst ein Haus.

In Freising ließ er auf dem Domberg eine bischöfliche Wohnung und etwas später ein Benedictinerkloster erbauen, während

auf dem nahen Letmonsberge ein Bethaus des hl. Stephan entstand, welches den ersten Grundstein für das spätere Kloster Weihenstephan bildete. Dorthin begab sich Corbinian täglich zum Chorgebet und Gottesdienst. Als er einst durch Leibeschwäche daran verhindert war, sahen seine hingehenden Jünger die Kirche plötzlich von übernatürlichem Lichte erglänzen und hörten himmlische Lieder singen; das machte ihm den Berg so lieb und wert, daß er daselbst ein Haus baute und es mit den Seinigen bezog.

Der Charakter des heiligen Corbinian war so eigenthümlich derb und streng, daß wir ihn kaum mehr verstehen, wenn die Züge wahr sind, welche Bischof Arbeo in seiner Lebensbeschreibung berichtet. Was indes unter anderen Verhältnissen unerklärlich erscheinen müßte, war bei den rauhen Männern seiner Umgebung nichts Unerhörtes. Barbaren, sagt ein schweizerischer Geschichtschreiber (Johann von Müller), haben für innere Würde keinen Sinn. Ihre Lehrer mußten groß wie Bischöfe oder wunderbar wie Einsiedler sein. Es waren derbe, bärenhafte Naturen, die der Heilige unter das Joch Christi zu beugen hatte, und die Erzählung von dem Bären, den Corbinian auf dem Brenner zwang, ihm als Lastthier zu dienen, entspricht sehr gut dem Bilde, welches uns Arbeo über das gewaltige, alles niederwerfende Auftreten Corbinians entwirft. Es ist erstaunlich, welche Gewalt der Heilige über den Herzog Grimoald ausübte.

Einmal speiste der Gottesmann an des Herzogs Tafel. Als er ein Gebet gesprochen und die Speisen gesegnet hatte, warf der Herzog seinem Lieblingshunde ein Stück von dem gesegneten Brote vor. Da sprang Corbinian auf, und mit einem Fußtritt den Tisch umstoßend, erklärte er, der sei des Segens nicht wert, der ihn so wenig achte, und augenblicklich verließ er den Saal. Die Herzogin erklärte, heftig aufgebracht, den Vorfall für ein todeswürdiges Verbrechen, aber der Herzog war so weit entfernt, ihm zu zürnen, daß er vielmehr die Burgthore verschließen ließ, damit der Gast nicht unversöhnt entfliehe, und mit Bitten und Geschenken nicht abließ, bis Corbinian die Hand zur Versöhnung reichte und versprach, auch ferner an der herzoglichen Tafel theilzunehmen.

Ein andermal ritt Corbinian den Domberg hinauf, als ihm eine Doctor-Bäuerin begegnete, die er schon länger wegen

Zauberei im Verdachte hatte. Ihre Begleiter führten eine Kuh und trugen verschiedene Eswaren und Geschenke, welche die Bäuerin eben am Hofe erhalten hatte. Diese zeigte sie dem Bischofe und bemerkte ihm, daß es ihr gelungen sei, mit Zaubersprüchen des Herzogs krankes Söhnlein zu heilen, und das sei



Der hl. Magnus stiftet die Abtei Füssen in Schwaben.

Nach dem Gemälde von Julius Frank im bayerischen Nationalmuseum.

ihr Lohn. Corbinian faßte diese Bemerkung als Hohn auf. Mit einem Sprung war er vom Pferde, züchtigte die Wunderdoctorin mit eigener Hand, entriß ihr ihre Geschenke und ließ dieselben am Stadthore unter die Armen vertheilen. Bestürzt und wüthend eilte das Weib zur Herzogin. Dieser war der Vorfall erwünscht, um ihren Racheplänen gegen den Bischof zu dienen. Sie gewann heimlich ihren Schreiber Ninus für einen Mordanschlag auf

Corbinian. Der Meuchelmörder besetzte einmal in der Morgendämmerung mit einigen Mitverschworenen die Ausgänge des Hauses und drang dann mit entblößtem Schwerte in das Schlafgemach des Heiligen: Aber dieser war nicht da. Rechtzeitig gewarnt, war er in der Nacht auf ein Landgut geflohen, von wo er mit den Seinigen eilends nach Mais zog. Dort fand er bei der Kirche des hl. Valentin, den er hoch verehrte, eine sichere Zufluchtsstätte, bis es ihm die Verhältnisse ermöglichten, wieder nach Freising zurückzukehren. Piltrudis hatte nach Corbinians Flucht den Herzog Grimoald vermocht, den Entschluss, sie zu verlassen, wieder aufzugeben; aber es dauerte nicht lange, so brach ein furchtbares Verhängnis über das herzogliche Haus herein. Grimoald wurde 725 von seinen Feinden erschlagen, Minus, welcher Corbinian hatte ermorden wollen, kam auf schauderhafte Weise um. Piltrudis wurde von Karl Martell nach Frankreich weggeführt und musste später auf einem Esel nach Italien wandern, wo sie im Elend starb.

Auf Grimoald folgte Herzog Hugbert, welcher den hl. Corbinian alsbald nach Freising zurückrief. Dort wirkte er nun noch fünf Jahre unbehelligt und unermüdet bis zu seinem Tode am 8. September 730. Corbinians letzter Wunsch war, in der Kirche des hl. Valentin zu Mais in Südtirol seine letzte Ruhestätte zu finden; gleichwohl wurde er in der Domkirche zu Freising beerdigt, und erst als göttliche Strafgerichte das Volk an den letzten Wunsch des Heiligen mahnten, wurde sein Leichnam nach Mais überführt und dort beigesetzt. Dort ruhte er bis zum Jahre 769, wo ihn der Verfasser seiner Lebensgeschichte, der vierte Bischof von Freising, Arbeo, mit Genehmigung des Herzogs Thassilo II. am 20. November feierlich nach Freising überführen und in der dortigen Domkirche beisetzen ließ.

2. Das Christenthum im südwestlichen Deutschland (in Schwaben, Württemberg, Baden, Elsass, Vorarlberg und der Schweiz).

Kurz vor dem Jahre 300 nach Christus hatte der deutsche Völkerbund der Alemannen (Schwaben), welche bis dahin unruhig hinter dem römischen Grenzwall längs der ganzen Mainlinie gestanden hatten, diesen Römerwall endgiltig durchbrochen und das südwestliche Deutschland in Besitz genommen, so dass sich Alemannien von der Rheinbrücke bei Mainz bis

zur Donaubrücke an der Güns und zum Bodensee erstreckte, während gleichzeitig die Burgunder sich im alemannischen Oberland festsetzten. Ein Jahrhundert später war alles Land zwischen den Alpen, dem Jura und den Vogesen, also auch das Elsass (seit 408) alemannisch. So weit jetzt noch die deutsche Sprache herrscht, so weit erstreckte sich damals die Herrschaft der Alemannen in Südwestdeutschland und im westlichen Alpengebiet. Während im ehemaligen römischen Böhmenland, in Württemberg und Baden, der Rückzug der römischen Bevölkerung vor den Alemannen so ziemlich die Vernichtung der schwachen Anfänge des Christenthums bedeutete, so daß das Land nach der Völkerwanderung beinahe rein deutsch und rein heidnisch war, so hat sich links des Rheins und im bayerischen Schwaben ein ansehnlicher Theil des alten Volkes und damit des Christenthums gerettet. Nie hat es dort an Gläubigen ganz gefehlt; das beweist die ununterbrochene Verehrung der alten Heiligen, wie der hl. Afra und das Vorhandensein christlicher Priester aus früherer Zeit, wie des Pfarrherrn Willimar in Arbon am Bodensee, dafür spricht der Fortbestand verschiedener Bisthümer. In Augsburg, Basel, Chur, Windisch und Straßburg bestanden nachweislich bischöfliche Sitze noch nach der Völkerwanderung, und die meisten derselben reichten tief in die Römerzeiten zurück. Der Bischofsstuhl von Windisch wurde um das Jahr 560 durch Bischof Maximus nach der etwa zwanzig Stunden östlich gelegenen Bodenseestadt Constanz verlegt, weil Windisch in der Zeit der Völkerwanderung soviel gelitten hatte, daß man vermuthen kann, die sehr herabgekommene Stadt habe nicht mehr als würdiger Bischofsitz erscheinen können.

Tiefer als die Mission von den alten Bischofsitzen aus, griff ein äußeres Ereignis in die religiöse Entwicklung des Alemannenvolkes ein, nämlich die Schlacht bei Zülpich im Jahre 496. Zwei Jahrhunderte lang hatte das Volk in den neuen Wohnsitzen seine Freiheit und Unabhängigkeit behauptet; aber eben damit auch an dem altererbten Götzendienste festgehalten, ohne bei der Masse des Volkes dem Lichte, von welchem damals schon das ganze römische Reich widerstrahlte, Eingang zu gestatten. Diese so tapfer vertheidigte, durch keine Kriegskunst römischer Feldherren gebrochene Freiheit und Unabhängigkeit fand aber jetzt, gerade zwei Jahrzehnte nach dem

Untergange des römischen Reiches, ihr Grab auf dem Schlachtfelde bei Zülpich.

In der Mitte zwischen Aachen und Bonn trafen sich die feindlichen Heere der Alemannen und Franken. Zahllos standen dem fränkischen Völkerbunde unter König Chlodwig die Alemannen gegenüber. Das Kämpfen und Ringen war gewaltig, in Strömen floss das Blut und Chlodwigs Frankenheer war der Vernichtung nahe. Er flehte zu seinen Heidengöttern, aber das Morden unter seinen Leuten ward immer entsetzlicher. Da fiel ihm ein, was ihm seine fromme christliche Gemahlin Chlothilde so oft vom Christengotte und seiner Macht erzählt hatte, thränenfeuchten Auges zum Himmel emporblickend, rief er flehend: „Jesus Christus! Chlothilde sagt immer, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hilfe, sagt sie, gibst du den Bedrängten und Sieg denen, die auf dich hoffen. Hilf mir jetzt, ich bitte dich demüthig, und ich will an dich glauben; denn meine Götter helfen mir nicht.“ Wirklich wandte sich die Schlacht, der Sieg neigte sich auf die Seite Chlodwigs und seiner Franken; der Alemannenkönig fiel und die Alemannen erkannten, daß ihre Sache unrettbar verloren sei. „Schone des Volkes, wir sind dein,“ riefen sie dem Sieger zu. Chlodwig gebot sogleich Einstellung der Feindseligkeiten und nahm die Unterwerfung der Alemannen an. Die Folgen des Sieges waren groß. Das ganze Land am linken Rheinufer und das Gebiet zwischen Neckar und Main giengen in fränkischen Besitz über und Alemannien hatte aufgehört, ein eigenes Reich zu sein: Es wurde dem großen fränkischen Reiche einverleibt; nur behielt es selbständige Verwaltung unter einem Herzog aus einheimischem Geschlechte.

Chlodwig hielt sein Versprechen. Um Weihnachten 496 ließ er sich in der Kirche zu Rheims durch Bischof Remigius, den die hocherfreute Königin herbeigerufen hatte, taufen. Die Straßen waren mit bunten Decken behängt, die Kirche mit weißen Vorhängen geschmückt. Hell duftende Kerzen und Wohlgerüche verbreiteten sich im Tempel. „Ist das das Himmelreich, heiliger Vater?“ fragte Chlodwig, indem er die schön geschmückte Kirche betrat. Als der Bischof vom Kreuzestode Christi sprach, rief der König: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, es wäre ihm nichts geschahen.“ Dreitausend Franken ließen sich am gleichen Tage mit Chlodwig taufen. Als der König zu dem Taufbecken hinzutrat, redete ihn der Heilige mit den Worten

an: „Beuge still dein Haupt, stolzer Sigambrer, verehere, was du bisher verfolgt hast, und verfolge, was du bisher verehrt hast.“ An dem rohen Sigambrer gewann die Kirche einen muthvollen Vertheidiger von gewaltiger Kraft. Das Gefühl von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Taufe Chlodwigs und der höheren Bedeutung der Dinge ist sinnreich in der Sage ausgesprochen, daß, als der Priester mit dem Salböl nicht durch die Volksmenge kommen konnte, eine schneeweiße Taube das Oelfläschchen im Schnabel und ein Engel ein mit Lilien gesticktes Banner herbeigebracht habe.

Chlodwigs Uebertritt zur katholischen Kirche wurde nicht bloß entscheidend für die Bekehrung der Franken, sondern auch für die Bekehrung der deutschen Völker des ganzen Abendlandes. Von da an schwindet die Irrlehre des Arianismus, welche bei den deutschen Völkern auf außerdeutschem Boden soviel Anhang gefunden hatte. Von Frankreich zogen die Glaubensboten aus, welche ein oder zwei Jahrhunderte nach Chlodwigs Bekehrung die Donauländer bekehrten, wie ein hl. Rupert, St. Emmeram und Corbinian. Die Zülpicher Schlacht sollte also nicht bloß den siegreichen Franken die Quelle höheren Glückes werden; auch den besiegten Schwaben und Elsäßern mußte durch sie die Thüre zum Christenthume geöffnet und der Weg zu demselben gebahnt werden. Wie die Freiheit des Knaben gezähmt, seine Unabhängigkeit beschränkt, er selber der Zucht der Schule übergeben werden muß, wenn er die höhere Freiheit und Selbständigkeit des Mannes gewinnen und festhalten soll, so scheint auch die Selbständigkeit der deutschen Völker in Südwestdeutschland, in der Knabenzeit ihrer Bildung, eine Schranke gebraucht zu haben, damit aus ihr eine höhere Freiheit, die christliche, hervorgehen konnte. Freilich könnte man denken, der Besiegte hasse den Sieger und deshalb auch dessen Religion und es könnte den Schwaben ebenso ergangen sein, wie später den unglücklichen Ureinwohnern Amerikas, die nicht einmal den Himmel mit den Spaniern gemeinsam haben wollten; aber das ist der Unterschied: die Alemannen waren wohl besiegt, aber nicht zu Sklaven gemacht; sie waren unterworfen, aber sie wurden nicht geknechtet. Deshalb bestand auch kein Hindernis, daß die Religion der katholisch gewordenen Franken sich auch unter den von ihnen abhängigen und mit ihnen vielfach in Be-

ziehung tretenden Alemannen mehr und mehr verbreitete, zumal bekannt ist, mit welchem Eifer die fränkischen Könige, wenn auch nicht in selbstloser Absicht, für die Ausbreitung des Christenthums und den äußeren Glanz der Religion sorgten.

Freilich hat die Zülpicher Schlacht allein die besiegten Schwaben und Elsäßer nicht zum Christenthum geführt. Es mußte noch manches hinzutreten, bis Südwestdeutschland wirklich christlich war. Nach der Zülpicher Schlacht hatte ein Theil des besiegten Volkes beim Ostgothenkönig Theodorich Zuflucht gesucht und dieser hatte ihnen Wohnsitze im Oberinntal, in Graubünden und theilweise selbst in Italien angewiesen. Durch diese Berührung mit einer christlichen Bevölkerung wurde sicher die Verbreitung des Christenthums unter den Schwaben selbst gefördert. Die Güter der zu Theodorich Geflohenen oder im Kampfe Gefallenen wurden in fränkische Königshöfe umgewandelt; dadurch kamen christliche Beamte und Verwalter ins Land und machten häufig ihre Höfe oder Wohnungen zu Mittelpunkten christlichen Lebens. Die Verlegung des Bisthums Windisch nach Constanz, welches ein mächtiger Stützpunkt für das Christenthum in den Bodenseeländern wurde, die Verbindung mit Elsaß, welches aus römischer Zeit noch viele Anknüpfungspunkte an das Christenthum bewahrt hatte, und schnell christlich wurde; das den Schwaben von den Frankenkönigen gegebene Gesetz mit seinen vielen auf christlicher Grundlage beruhenden Bestimmungen und ähnliche Gründe halfen mit an der Verbreitung des Christenthums in Südwestdeutschland. Zuletzt waren es aber, wie überall so auch hier, eigentliche Glaubensboten, welche die schon vorhandenen Keime des Christenthums hegten und pflegten; so besonders Fridolin, St. Columban und Gallus, Trudpert und Pirmin.

Diese Männer kamen zumeist aus Irland, der westlichsten der britischen Inseln. England war längst christlich. Schon im dritten Jahrhundert waren in England die Heiden die Ausnahme und die Christen die Regel. Aber über die Meerenge nach dem nahen Irland drang kein Strahl dieses neuen Lichtes vor der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts hinüber. Selbst da kam das Glaubenslicht nach Irland nicht von England, sondern vom Festlande und vom Süden her. Palladius, von Papst Cölestin I. in die Mission geschickt, war der erste Apostel, welcher Irlands Boden betreten hat; aber nicht er,

sondern der große hl. Patricius sollte nach göttlichem Rathschlusse Irland zum Christenthum bekehren. Ein Schotte von Geburt und gleichfalls von Papst Cölestin mit Sendung und Vollmacht ausgerüstet, landete der neugeweihte Priester im Jahre 432 in Irland und wirkte in allen Theilen der Insel mit so ausgezeichnetem Erfolge, daß bei seinem Tode (17. März 493) Irland fast ganz christlich war und bald den Namen „Insel der Heiligen“ erhielt. Ein jugendfrisches, lebendiges Christenthum blühte auf Irland, nicht aber ein romfremdes oder gar romfeindliches, wie man behauptet hat. Ein katholisches, lebendiges Christenthum haben die irischen Glaubensboten dem Festlande und namentlich dem Südwesten Deutschlands gepredigt. „Ihnen war kein Meer zu gefahrvoll, kein Land zu entlegen, das sie nicht dienend erobern und dem sie nicht erobernd dienen sollten. Das wirkte in ihnen die lebendige Kraft des Evangeliums und die Begeisterung für die Sache des Herrn. Vom Süden war das Licht des Christenthums nach Irland gedrungen: mit reichlichen Zinsen gaben die Iren dem Süden das Geliebte wieder heim, eingedenk ihres Herrn, der einen an alle, alle an einen, und alle an alle gewiesen hat.“¹

Der hl. Fridolin.

Der erste bekannte Glaubensbote aus Irland, welcher auf deutschem Boden wirkte, war der hl. Fridolin. Die ältesten Nachrichten über ihn verdanken wir einem Mönche, namens Balthar, welcher im zehnten Jahrhundert gelebt und eine Lebensgeschichte des Heiligen geschrieben hat. Derselbe war nach langen Wanderungen in ein von Fridolin gestiftetes Kloster, Helera an der Mosel, gekommen und hatte dort eine ihm bisher unbekanntes Lebensgeschichte des hl. Fridolin gesehen. Er hätte dieselbe gern in das Kloster zu Säckingen, dem er eigentlich angehörte, mitgenommen, was man ihm aber begreiflicherweise nicht gestattete. Tinte und Pergament zum Abschreiben der Lebensgeschichte waren aber nicht vorhanden und so entschloß sich Balthar, das Buch möglichst genau auswendig zu lernen, um es dann zu Hause aus dem Gedächtnisse niederschreiben zu können. So entstand die der Hauptsache nach sicher glaubwürdige Lebensbeschreibung des hl. Fridolin, wie sie uns erhalten ist.

¹ Hefele, S. 242.

Nach derselben stammte Fridolin aus einem hochangesehenen Adelsgeschlechte Irlands, erhielt von Kindheit auf eine christliche Erziehung und einen gründlichen Unterricht in den Wissenschaften, verließ, von der Gnade des heiligen Geistes angeweht, allen irdischen Reichthum und ließ sich zum Priester weihen, um seiner Heimat das Wort Gottes zu verkünden. Von Stadt zu Stadt predigte er mit großer Gewalt und wunderbarem Erfolge. Da gewahrte er in sich selbst einen Feind, den Ehrgeiz, wegen der allgemeinen Hochachtung und Verehrung, welche ihm zutheil wurden und er beschloß, das Land seines Ruhmes zu verlassen und in fernen Landen den Glauben an Christus zu verkünden. Eine große Volksmenge, zumeist Arme, schaute weinend dem Schiffe nach, das den Heiligen aufs Festland herübertrug. Nach längerer Wanderung und Wirksamkeit unter den Franken, kam Fridolin zu den größtentheils arianischen Westgothen im Süden und Westen Frankreichs und nahm bleibenden Aufenthalt in Poitiers, wo einst der große Kirchenlehrer Hilarius gelebt und gewirkt hatte. Hilarius (gestorben in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 368) hatte, ähnlich wie der Kirchenlehrer Athanasius, seine Hauptaufgabe in der Bekämpfung der arianischen Irrlehre gefunden und darum den Namen „Athanasius des Abendlandes“ erhalten. Die gleiche Aufgabe stellte sich Fridolin. Allein das alte Hilariuskloster lag seit der Völkerwanderung (409) in Trümmern und selbst die Reliquien des Heiligen waren unter den Trümmern begraben. Diese wieder aufzufinden und Kirche und Kloster des Heiligen neu aufzubauen, war die erste Sorge Fridolins. In mancher stillen Nacht flehte er um Erfüllung seines Herzenswunsches. Der hl. Hilarius soll ihm in einer nächtlichen Erscheinung die baldige Erfüllung seiner Gebete zugesichert haben. Vom Bischof der Stadt unterstützt und zum Abte des verfallenen Klosters ernannt, setzte Fridolin sein Gebet fort und begab sich mit dem Bischofe zum Frankenkönig Chlodwig, um dessen Unterstützung zum Wiederaufbau des Klosters und Verwendung beim Westgothentönig zu erbitten. Es war ohne Zweifel Chlodwig der erste dieses Namens, welcher seit der Allemannenschlacht bei Zülpich (seit Weihnachten 496) Christ war. Wohl nicht lange nach dessen Befehring kamen Fridolin und sein Bischof an den königlichen Hof. Chlodwig nahm sie freundlich auf und gewährte ihre Bitte. Zur königlichen Tafel geladen, soll Fridolin durch ein Wunder viele heidnische Große, welche zugegen waren, be-

fehrt haben. Der König ließ nämlich unversehens einen kostbaren Krystallbecher fallen, daß er klirrend in vier Stücke zerbrach. Fridolin aber soll ihm denselben wieder ganz zurückgegeben und die heidnischen Gäste dadurch für den Glauben gewonnen haben. Königlich beschenkt, kehrte Fridolin nach Poitiers zurück, ließ die Reliquien des Hilarius aus dem Schutte erheben, ehrerbietig verwahren und begann den Bau der neuen Kirche mit großem Eifer.

Das neue Kloster war gegründet, da kamen zwei Verwandte Fridolins über das Meer nach Poitiers. Wieder sah Fridolin in Traume den hl. Hilarius, welcher ihm die Weisung gab, die Leitung des neuen Klosters seinen zwei Neffen zu übergeben und selber mit einem Theile der gefundenen Reliquien nach Alemannien zu wandern, denn dort sei eine vom Rheine umflossene Insel, das von Gott verordnete Ziel seiner apostolischen Reisen. Unter lautem Wehklagen der Bewohner von Poitiers, die in ihm ihren Vater zu verlieren glaubten, schied Fridolin und gieng abermals zu König Chlodwig, um sich von demselben die Vollgewalt zu erbitten, auf der fraglichen, noch unbekanntem Insel nach Gutdünken zu schalten. Auf seiner Wanderung kam er zuerst an die Mosel und erbaute nahe am Ufer derselben ein Kloster zu Ehren des hl. Hilarius. Es hieß Helera. Dann zog er weiter in die Thäler der Vogesen, errichtete auch hier auf einer Höhe eine Hilariuskirche und eine dritte zu Straßburg. Von da nahm er seinen Weg durch das Reich der Burgunder. Unterwegs beschäftigte er sich in den dortigen Klöstern mit deutschen Sprachstudien und besuchte in Rhätien zuerst den Bischof von Chur (in der Schweiz). Auch hier blieb er solange, bis er eine Hilariuskirche errichtet hatte, und erkundigte sich unterdessen bei den Bewohnern und Handelsleuten mehrfach, ob niemand um eine vom Rheine umflossene, bis jetzt noch menschenleere und unbebaute Insel etwas wisse. Da er nur unsichere Antworten erhielt, suchte er lange unter Mühen und Beschwerden umher, bis er endlich an der Stelle der heutigen badischen Stadt Säckingen, ungefähr da, wo der Rhein die große Biegung von Westen nach Norden macht, fand, was er suchte. Fridolin betrat die tiefliegende, den Anwohnern des linken Ufers als Weideplatz dienende Insel, um einen Platz zum Kirchenbau zu suchen. Als ihn die Leute vom Ufer aus auf der Insel umhergehen sahen, eilten sie herbei und jagten ihn unter Schlägen davon, weil sie ihn für einen Viehdieb hielten. Dem Heiligen

blieb nichts übrig, als wieder zum König zu gehen und sich durch eine förmliche Schenkungsurkunde das Recht über die Insel bestätigen zu lassen. Durch königliche Boten unterstützt, konnte sich Fridolin nunmehr in den ruhigen Besitz der Insel setzen, machte sie urbar und begann wohl an derselben Stelle, wo noch heute die Kirche und die Stiftsgebäulichkeiten stehen, den Bau einer Kirche und eines Klosters zu Ehren des hl. Hilarius. Mittlerweile begab er sich in die Wohnung eines Mannes am Ufer, namens Wacherus, dessen Sohn und Tochter er taufte. Die Eltern scheinen schon vorher Christen gewesen zu sein. Des Wacherus Tochter wurde später die erste Jungfrau des von Fridolin selbst errichteten Frauenklosters. Wahrscheinlich nach dem Tode seines königlichen Beschützers Chlodwig erneuerten die benachbarten Bewohner ihre Feindseligkeiten gegen den Heiligen und machten alle Anstrengungen, ihm durch ein förmliches Schiedsgericht den Besitz der Insel streitig zu machen, aber ein mächtiges Wunder Fridolins, das dem Rhein ein anderes Bett anwies, führte sie von ihrem Vorhaben ab. Sie riefen ihn jetzt demüthig zu sich und leisteten ihm Abbitte. Jetzt erst konnte Fridolin das angefangene Werk, nämlich den Bau seines Klosters und seiner Kirche, vollenden. Hier war dann der Mittelpunkt einer langen und segensreichen Thätigkeit Fridolins und seiner Mönche. Wie weit sich dieselbe im Umkreise erstreckte, erzählt uns sein Biograph Balthar nicht mehr, statt dessen berichtet er von vielen Wundern des Heiligen, namentlich, daß er in Glarus einen Todten zum Leben erweckt habe, und rühmt seine Tugenden, besonders seine Milde und Sanftmuth; wie er sogar Knaben, welche die Äpfel des Klostersgartens stahlen, gegen einen rauhen Mönch zur Flucht verhalf, und ähnliches. Nach den Besitzungen und Rechten des Klosters Säckingen zu schließen, welche wie anderswo, wohl nur der Lohn für apostolische Arbeit waren, hätte sich das Missionsgebiet Fridolins und seiner Mönche über das obere Elsaß, einen großen Theil der Schweiz und die Westthäler Vorarlbergs, über den südlichen Schwarzwald und den Breisgau erstreckt. Nach einer alten Sage hätte Fridolin auch in Augsburg gepredigt und das Schottenkloster zu Constanz gestiftet. Das Andenken Fridolins ist unter dem Landvolke Südwestdeutschlands im Segen geblieben, weil er selbst vielen Segen christlicher Bildung daselbst verbreitet hat und seine Stiftung in Säckingen ein Anhaltspunkt für das

Christenthum in der ganzen Umgebung geworden ist. Der Todestag des Heiligen ist der 6. März; sein Todesjahr ist unbestimmt, wird aber mit Wahrscheinlichkeit ungefähr auf 540 angegeben.

Die Heiligen Columban und Gallus in Deutschland.

Ungefähr ein Jahrhundert nach Fridolins Ankunft in Deutschland ließen sich zwei andere Glaubensboten seiner Nation im Osten von Fridolins Stiftung Sädingen nieder: St. Columban und Gallus, ersterer vorübergehend, letzterer auf immer.

Columban war um das Jahr 545 im Südosten Irlands aus hochadeligem Geschlechte geboren. Mit strenger Sorgfalt überwachte die Mutter die Erziehung des reichbegabten Knaben, der sich mit großem Eifer dem Studium der weltlichen und heiligen Wissenschaften widmete. Glänzend überwand der schön-gewachsene Jüngling die Lockungen aufdringlicher Sinnlichkeit und entschloß sich, durch Wort und Beispiel einer frommen Klausnerin ermuntert, die Heimat zu verlassen, wo man seiner Tugend nachstellte. Seine Mutter wollte ihn zurückhalten. Um ihm den Ausgang zu verschließen, warf sie sich über die Thürschwelle des Hauses hin: rasch entschlossen schritt er über das geliebte Hindernis hinweg mit dem Trostworte des Heilands auf den Lippen: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht wert. „Gott“, sprach er zur Mutter, „wird dein Tröster sein. In diesem Leben werden wir uns nicht wiedersehen, wohl aber im Himmel.“ So riß er sich vom Elternhause los und schloß sich frommen Männern an, die ihn in der heiligen Schrift unterrichteten. Dann trat er in das Kloster Bangor ein und lernte daselbst unter der Leitung des heiligen Abtes Comgall das sanfte Joch Christi tragen und ihm nachfolgen, indem er sich selbst verleugnete und sein Kreuz auf sich nahm. So bezeichnet seine Lebensbeschreibung seine Gesinnung. Es ist dieselbe, welche Columban später in seiner Klosterregel aussprach.

Eine Reihe von Jahren verbrachte Columban in Bangor als Zierde des Klosters und Vorbild für seine Mitbrüder. Er war dreißig Jahre alt, als ihn die Wanderlust seiner Landsleute ergriff. Er wollte weiter. Wie Abraham wollte er nicht bloß die Heimat, sondern auch das Vaterland verlassen, um im eigentlichen Sinne Fremdling zu werden und in der Fremde für das Heil der Seelen zu wirken. Vergebens versuchte der Abt ihn zurückzuhalten. Mit zwölf Gefährten — unter ihnen war

der hl. Gallus — verließ er, vom Segen seines Abtes begleitet, gegen Ende des sechsten Jahrhunderts das Vaterland. Er hat es nie wieder gesehen; aber noch vierzig Jahre später hieng sein ganzes Herz an ihm.

Er landete in der Bretagne und wanderte mit seinen Genossen ins Frankenreich. Die religiösen Zustände daselbst konnten ihm nicht gefallen, umsoweniger, als ihm die Glaubensglut seiner Landsleute auf der Insel der Heiligen noch lebhaft vor der Seele stand. Die Franken hatten zwar seit König Chlodwig den christlichen Glauben, aber es fehlte ihnen dessen Blüte, die Tugend. Schuld daran waren die unaufhörlichen Kriege und wie es scheint, auch der Mangel einer geordneten kirchlichen Leitung. Diese Verhältnisse waren für Columban und seine Genossen eine Aufforderung zu unermüdeter Thätigkeit; wohin er kam, da predigte er mit apostolischem Eifer das Evangelium. Auf diesen Wanderpredigten kam er in die Vogesen, wo er auf Bitten des fränkisch-burgundischen Königs Guntram seinen bleibenden Wohnsitz nahm, um den Bewohnern das doppelte Glück des Christenthums und der Cultur zu bringen. Ein altes halbverfallenes Schloß, Anagrates, in schauerlicher Waldesstille am Südwestabhang der Vogesen, ward der erste Sitz der frommen Colonisten. Aus dem Flechtwerk der Baumäste und Waldruthen bauten die Brüder ihre Hütten; Baumrinde, Waldkräuter und wilde Aepfel waren ihre einzige Nahrung, bis am dritten Tage ein Landmann der Nachbarschaft und später der Abt eines benachbarten Klosters sie mit besseren Lebensmitteln versorgte. Bald verschwand um die Hütten der Brüder herum die Wildnis, aber ebenso rasch mehrte sich auch die Zahl der Brüder, welche der Ruf des Namens und der Thaten Columbans herbeigelockt hatte. Söhne aus allen Ständen wurden Columban zur Erziehung anvertraut, und in kurzem reichte der eng begrenzte Raum von Anagrates nicht mehr aus. So sah sich der Abt genötigt, in derselben Wüste ein weiteres Kloster zu gründen. Acht Meilen vom alten entfernt standen die Trümmer des Bergschlosses Luxeuil (Luxovium) und daneben Reste alter Bäder. Hier baute Columban sein zweites größeres Kloster, und als für die stets wachsende Zahl seiner Jünger auch dieses nicht mehr Raum genug bot, gründete er noch ein drittes an einer quellenreichen Anhöhe in jener Gegend, dem er den Namen Fountain gab. Er selbst führte als Abt von Luxeuil

die Oberaufsicht; die Vorsteher der beiden anderen Klöster sollten für alle Zukunft dem Abte von Luxeuil untergeben sein. Jetzt entwarf Columban seine Ordensregel, an deren Spitze er die großen Gebote der Liebe Gottes und des Nächsten stellte. Hier hat er dann seine segensreiche Thätigkeit mit stiller Betrachtung in den dunklen Vogesenwäldern verbunden und, wie später Franciscus, den zutraulichen Thieren in der Waldeseinsamkeit gepredigt, wenn er keine Menschen vor sich hatte.

Weil Columban auch im Frankenreiche an den kirchlichen Gebräuchen, wie er sie in seiner Heimat gesehen hatte, festhielt, gerieth er nach einiger Zeit in Streit mit der fränkischen Geistlichkeit über die Osterfeier, welche in alter Zeit nicht überall gleichmäßig berechnet und nicht zu gleicher Zeit begangen wurde. Im Orient und ebenso in Irland feierte man Ostern am vierzehnten Tage des Frühlingsmonats Nisan, ohne Rücksicht auf den Wochentag. In Rom und im ganzen Abendlande feierte man die Woche, in welcher der vierzehnte Tag des Frühlingsmonats fiel, als Festwoche: Ostern am Sonntag und den Freitag als Todestag Christi. Kaum war dieser Streit einigermaßen zur Ruhe gekommen, als Columban sich gegen die verkommene merovingische Königsfamilie in einen schweren Kampf verwickelt sah, welcher damit endete, daß der Heilige nach zwanzigjähriger Thätigkeit aus Luxeuil vertrieben wurde. Columban hatte nämlich in seinem Feuereifer zu dem Treiben der herrschsüchtigen Königin Brunhilde und ihres sittenlosen Entfels Theuderich nicht geschwiegen, sondern das offene Wort eines apostolischen Mannes gesprochen. Das ließ die erbitterte Königin nicht ruhen, bis der Heilige mit Gewalt aus dem Lande geschafft war. Ueber Nantes sollte derselbe mit seinen Gefährten nach Irland zurüchbefördert werden, aber ein Sturm warf sie wieder an die Küste. Columban beschloß, jetzt nach Italien zu wandern. Nach langer Reise kam er nach Metz, wo ihn der austrasische König Theudebert huldvoll aufnahm und bat, innerhalb der Grenzen seines Reiches zu bleiben. Er möge sich niederlassen wo es ihm gefalle, überall sei er genehm. Von da an wird das Wirken des Heiligen für Deutschland von großer Wichtigkeit. Columban nahm das Anerbieten an und wanderte mit Gallus, der nie von seiner Seite wich, weiter nach Mainz. Bischof Leonisius von Mainz gewährte ihnen ein gastliches Obdach und bereitwillige Unterstützung. Mit seinen

Segenswünschen zogen sie weiter rheinaufwärts bis in die Schweiz und an den Zürichersee. Dort ließen sie sich zu Tucconia (jetzt Tuggen) eine halbe Stunde vom See entfernt, nieder. Es betrückte sie tief, in so herrlicher Gegend noch so viel Heidenthum und verkehrte Gewohnheiten der rohen Bewohner zu finden. Dieselben zur Wahrheit und auf eine höhere Bildungsstufe zu führen, war das unablässige Streben der Missionäre. Namentlich zeichnete sich Gallus durch apostolischen Eifer aus. Eines Tages traf Columban auf eine Volksmenge, welche um ein großes Gefäß herumstand, das mit Bier gefüllt war. Auf die Frage, was sie damit wollten, erhielt er die Antwort, man bereite dem Allvater Wodan ein Opfer. In heiligem Zorne blies Columban an das Gefäß, krachend sprang es auseinander und schäumend floß das Götterbier vom Opfersteine. Betroffen ruhten aller Augen auf Columban; der aber hielt ihnen in seiner strengen Weise die Thorheit und Widersinnigkeit ihres alten Aberglaubens vor und befahl ihnen nach Hause zu gehen. Daraufhin ließen sich viele taufen, und andere, die schon getauft waren, entschlossen sich zu einem besseren Leben. Als aber nicht lange darauf die noch übrigen heidnischen Einwohner ihren alten Göttern Opfer darbrachten, zündete Gallus in seinem rasch entschlossenen Feuereifer die Gözenthaine an und warf die zubereiteten Opfergaben in den See. Das erbitterte die Heiden so sehr, daß sie den hl. Columban mißhandelten und Gallus nach dem Leben strebten, weshalb die Glaubensboten rasch das Land verließen und an den Bodensee herabzogen. Dort fanden sie in dem alten Römerorte Arbon bei dem frommen Priester Willimar gastfreundliche Aufnahme. Dieser führte die Pilger zuerst in die Kapelle, um mit ihnen ein gemeinsames Gebet zu verrichten, und dann zu einem einfachen Mahle, während dessen Gallus aus der heiligen Schrift vorlas und mit solcher Macht über heilige Gegenstände sprach, daß Willimar sich der Thränen nicht erwehren konnte. Sieben Tage lang blieben die Gäste bei Willimar, dann fuhren sie auf einem Rachen über den See nach dem in Trümmern liegenden Bregenz, das ihnen der Pfarrer von Arbon als überaus passenden Ort zur Niederlassung empfohlen hatte. Es war eine prächtige Fahrt auf dem See mit den dunkelgrünen Fluten, den lachenden Hainen und Weingärten, den üppigen Wiesenfluren und kräftigen Waldungen am Ufer und der schneeigen

Alpenwelt am südlichen Horizont. Sie stiegen ans Land und fanden, wahrscheinlich an der Stelle wo heute das Kloster Mererau steht, ein früher der hl. Aurelia geweihtes Kirchlein, das bei der Zerstörung der Stadt verschont geblieben, aber damals von den Einwohnern wieder zu einem Heidentempel eingerichtet worden war. Dort verrichteten die heiligen Männer ihr Gebet, dann untersuchten sie die ganze Gegend und konnten die Angaben ihres priesterlichen Freundes in Arbon nur bestätigen. Es war ein entzückendes Landschaftsbild und Arbeit gab es übergenug. Sogleich bauten sie sich Wohnungen in der Nähe des Aureliakirchleins. In diesem standen zu jener Zeit drei vergoldete Götzenstatuen aus Erz, welche an der Wand befestigt waren und von den Heiden angebetet wurden. Sanct Gallus benützte ein heidnisches Fest, an welchem sich eine große Volksmenge bei dem Kirchlein versammelt hatte, um zu derselben von dem wahren Gotte und seinem Sohne Jesus Christus zu sprechen. Seine Rede war gewaltig, und daher konnte er es am Schlusse, wo er von der Richtigkeit der Heidentempel redete, wagen, zum Beweise die drei Götterbilder im Tempel von der Wand zu reißen, an einem Steine zu zertrümmern und in den naheliegenden Bodensee zu werfen. Als die Heiden sahen, daß sich ihre vermeintlichen Götter an den Missionären nicht rächten, bekehrte sich ein Theil des Volkes, beichtete die Sünden und sagte Gott für die Erleuchtung Lob und Dank; die anderen aber giengen erbittert und rachesinnend hinweg. Columban aber segnete Wasser, besprengte damit die Kirche, und während die Geistlichkeit unter Psalmengesang rings um dieselbe zog, weihte er sie für den christlichen Gottesdienst wieder ein. Darauf salbte er den Altar, legte die Reliquien von der hl. Aurelia hinein, bekleidete den Altartisch mit Leinwand und brachte hierauf rechtmäßig das heilige Mesopfer dar. Drei Jahre blieb Columban ungestört in Bregenz, unermüdet lehrend und die verschiedenen Künste des Friedens übend. Im Klosterlein beim Aureliakirchlein hatte sich eine ansehnliche Zahl frommer Schüler um ihn gesammelt. Für jeden mußte er eine nützliche Beschäftigung. Die einen bauten die Zellen aus, andere legten den Garten an oder pflanzten Apfelbäume auf den Wiesen, Gallus dagegen strickte Netze und verlegte sich mit außerordentlichem Glücke auf den Fischfang. Einstens saß er in stiller Nacht in seinem Fischerkahn und sah

still betend nach seinen Nezen, als er einen Dämon des Gebirgs nach seinem Genossen, der sich in der Tiefe des Sees aufhielt, rufen hörte. Auf die Antwort des letzteren „Hier bin ich“ entgegnete der Bergteufel: „Mach dich auf und komm mir zu Hilfe, daß wir diese Fremdlinge, die mich aus meinem Tempel vertrieben und meine Bilder zerشلugen, aus dem Lande jagen.“ Der Seeteufel erwiderte: „Gerade befindet sich einer von diesen Männern auf dem See, aber ich kann ihm nicht schaden, denn er betet beständig und schläft nie.“ Gallus machte erschrocken das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach zu ihnen: „Im Namen Jesu Christi befehle ich euch aus dieser Gegend zu weichen, ohne daß ihr euch untersteht, irgend jemand hier zu schaden.“ Rasch fuhr er ans Ufer und erzählte seinem Abte, was er gehört hatte. Dieser rief sogleich durch das gewohnte Glockenzeichen die Brüder zum mitternächtigen Gebete zusammen, und kaum hatte der Psalmengesang begonnen, so hörte man von den Gipfeln der Berge ringsumher das Heulen und Toben der Dämonen, welche von dannen flohen. Schön stellt diese Legende das siegreiche Vordringen des Christenthums gegenüber dem zurückweichenden heidnischen Götzendienste dar. Um die gleiche Zeit konnte Columban bei seinem Schaffen und selbst im Traume des Gedankens nicht los werden, daß er berufen sei, zu den Slaven in den südlichen Donaugenden zu wandern, um diesen Völkern, die Gott noch nicht kannten, das Licht des Glaubens zu bringen. Hätte der Heilige diesen Plan ausgeführt, so wäre er der Apostel der Slavenvölker geworden, welche damals die österreichischen Alpenländer und das ganze Gebiet bis zur Donau und Enns in Besitz genommen hatten. Ein nächtliches Traumgesicht, welches Columban für einen Wink der Vorsehung hielt, brachte ihn aber von diesem Vorhaben wieder ab.

Je mehr die Mission in Bregenz Fortschritte machte, desto erbitterter wurden die noch übrigen Heiden. Sie ließen kein Mittel unversucht, die Missionäre zu vertreiben. Sie stahlen ihnen eine Kuh und als ihnen zwei Brüder nacheilten, erschlugen sie dieselben im Walde. Mit Mühe konnte man ihre Leichname in das Kloster zurückbringen und beerdigen. Dann versuchten es die Verfolger beim Schwabenherzog Gunzo, der zu Ueberlingen residierte, mit Verleumdungen. Die Fremdlinge seien nur gekommen, um dem Herzoge Schaden zu bringen,

sagten sie, namentlich gehe die öffentliche Jagd immer mehr zurück, seitdem unter ihren Händen die Wildnisse und Waldungen immer mehr schwänden. In der That waren diese Klagen nicht ohne Wirkung auf Herzog Gunzo, der übrigens schon Christ gewesen zu sein scheint. Zudem war König Theuderich, welcher früher die Heiligen aus Luxeuil vertrieben hatte, durch einen Sieg über seinen Bruder Theudebert auch Herr der Bodenseeländer geworden. Alles das wirkte zusammen, den alten Wunsch Columbans, nach Stalien zu wandern, wieder wachzurufen. Als der Tag der Abreise gekommen war, im Jahre 618, hat Gallus, der gerade von einer heftigen Fieberkrankheit befallen war, im Lande bleiben zu dürfen. Er könne jetzt unmöglich mitreisen. Columban aber war, aus was für einem Grunde nur immer, mißtrauisch. Vermeinnend, Gallus schütze seine Kränklichkeit nur vor, um den liebgewonnenen Ort nicht verlassen zu dürfen, antwortete er: „Ich weiß mein Bruder, daß es dir lästig ist, solche Mühen zu übernehmen. Deshalb bleib nur hier, aber das sage ich dir, solange ich lebe, sollst du nicht mehr Messe lesen.“ So schieden beide. Gallus hatte den Vorwurf sicher nicht verdient. Columban aber wanderte ins Longobardenreich, wo ihn Theodolinde, die Freundin Gregor des Großen, mit Freuden aufnahm. Dort stiftete er das Kloster Bobio zwischen Genua und Mailand zur Vertilgung der Reste arianischer Ketzerei und beschäftigte sich wie früher mit gelehrten Studien und frommen Uebungen. Wie sovieler große Männer, zog es ihn mehr und mehr in die Einsamkeit. Auf dem Bobio gegenüberliegenden Ufer der Trebia, am Abhange eines ungeheuren Felsens, hatte er eine verborgene Höhle gefunden und zu einer Kapelle eingerichtet, die er der allerseeligsten Jungfrau weihte. Dort brachte er die letzten Tage seines Lebens in Gebet und Fasten zu und erschien nur alle Sonn- und Festtage im Kloster, bis ihn am 21. November 615 der Herr zu sich rief.

Drei Jahre nach seinem Tode kam Jonas aus Susa in das Kloster Bobio. Diesem verdanken wir die Lebensgeschichte des hl. Columbans. Da sich derselbe durchwegs auf Aussagen von Augenzeugen stützte, so ist das Bild, welches er von dem Heiligen gibt, getreu, und ohne allen Argwohn aufzunehmen.

Nach der Abreise seines Meisters Columban fuhr Gallus nach Arbon zurück zu Pfarrer Willimar, erzählte ihm unter

Thränen, was vorgefallen war und bat ihn um Pflege, bis er sich von seiner Krankheit etwas erholt hätte. Mit der alten Liebe und Hochachtung nahm ihn der ehrwürdige Pfarrer auf, wies ihm ein Haus nahe bei der Kirche an und stellte ihm zwei



Der hl. Bonifacius gründet die Bisthümer Würzburg und Eichstätt durch die Weihe des hl. Burchard und Willibald.

Nach dem Gemälde von Hiltensberger jun. im bayerischen Nationalmuseum.

seiner Cleriker, Magnoald und Theodor, zur Verfügung. Unter ihrer sorgsamten Pflege genas der Kranke schon nach wenigen Tagen. Nun dachte er daran, eine neue Niederlassung zu gründen. Noch wußte er nicht wo. Ein Diacon des Arboner Pfarrherrn, Hiltibold, der alle Wege und Stege in weitem Umkreise kannte, weil er sie als Fischer und Bogelsteller häufig

genug durchstreifte, gieng ihm mit Rath und That an die Hand. Er erzählte ihm von einer einsamen wasserreichen Stelle, in tiefer Waldeseinsamkeit, die für ein Klösterlein passend wäre, wie kein zweiter Platz, wenn sie nur nicht der Aufenthalt von wilden Thieren wäre; besonders habe er schon wiederholt Bären und Wölfe dort getroffen. Gallus fürchtete sich nicht vor wilden Thieren und bat den Diacon ihn an jene Stelle zu begleiten. Die Nacht brachte er im Gebete zu. Bei Sonnenaufgang trat er unter den Segenswünschen Willimars mit dem Diacon die Wanderung an. Es war eine wildromantische Gegend, durch die sie zogen. Ziemlich steil gieng es bergan und die Stämme riesiger Fichten schienen mit den Felswänden zu wetteifern, die links und rechts emporstiegen. Immer undurchdringlicher ward der Wald, innerhalb dessen Abgründe gähnten, zu denen eine Menge Quellen hinabfluteten. Der weiche, dicht mit Moos überzogene Waldboden erschwerete das Fortkommen der Wanderer. Die Felswände zeigten unheimliche Höhlen, in denen sich Bären, Füchse und Wölfe aufhielten. Hoch über dem Walde kreiste der Steinadler, dessen Nest sich noch weiter oben im Gebirge befand. Gallus und sein Begleiter waren bis zur dritten Mittagsstunde gewandert, als der Diacon die Frage an ihn richtete, ob er sich nicht mit ihm auf einem Felsvorsprunge niederlassen wollte, um sich durch einige Nahrung zu stärken; denn sie hatten Brot und ein Netz zum Fischfange in den wasserreichen Wald mitgenommen. Gallus schüttelte das Haupt und entgegnete: „Ich werde nicht eher etwas über meine Lippen bringen, als bis mir Gott eine Ruhestätte zeigt.“ So wanderten sie weiter. Schon hatte sich der Tag geneigt und die Sonne gieng im Rücken der Wanderer weit draußen überm Bodensee zur Küste. Da kamen sie in ein enges Waldthal und hörten von ferne das Brausen eines Gebirgsbaches, der sich in jähem Falle zwischen hohen Felsen herabstürzte. Es war die wilde Steinach. Als sie näher kamen, gewahrten sie, wie der Wasserfall am Fuße des Felsens ein größeres Wasserbecken ausgehöhlt hatte, in dem sie eine Menge von Fischen erblickten. Alsogleich warfen sie ihre Netze aus. Der Fang, den sie machten, war groß und Hiltibold schlug an einem Kieselstein Feuer, um die Fische zu bereiten. Die Flammen des zusammengelegten Reisigs prasselten lustig empor und die gefangenen Fische wurden an einem Angelhaken hineingehalten. Während Gallus betend vorwärts schritt,

verstrickte er sich mit dem Fuße in einen Dornbusch und fiel zur Erde. Rasch sprang Hiltibold, herbei ihn aufzuheben: „Laß mich“, sprach Gallus, „hier ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich fürder wohnen am Orte meiner Wahl, und Gott dienen.“ (Siehe Abbildung: Der hl. Gallus im Dornbusch.) Er betete leise und als er sich wieder erhoben hatte, fertigte er aus einer Haselruthe ein Kreuz und hieng die Reliquienkapsel, die er am Halse trug, daran. Dann steckte er das Kreuz an der Stelle in die Erde, wo er gestrauchelt war, warf sich mit seinem Begleiter vor demselben nieder und betete inbrünstig um Segen für sein Unternehmen. Hierauf nahmen sie ein einfaches Mahl ein und legten sich auf dem weichen Moosboden zur Ruhe. Hiltibold fürchtete sich vor der Nähe der wilden Thiere und schloß in der Nacht nur selten die Augen. So bemerkte er, wie Gallus während der Nacht wieder aufstand, um abermals vor dem Kreuze zu beten. Mittlerweile nahte sich ein Bär vom Berge her und verzehrte die Ueberreste des Mahles. Gallus befahl ihm Holz herbeizutragen, um das Feuer zu unterhalten. Das Thier folgte dem Befehl, dafür warf ihm Gallus ein ganzes Stück Brot vor und gebot ihm, dieses Thal zu verlassen und niemandem Schaden zu bringen. Des anderen Morgens sollen die beiden Männer wieder seltsame Dämonenstimmen und ein Heulen und Jammern von den Bergen gehört haben, welches von den abziehenden Geistern der Finsternis kam. In der That mußte in dieser Gegend die Finsternis dem Lichte, Heidenthum und Waldeswildnis dem freundlichen Lichte christlicher Cultur und Gesittung weichen; denn als Gallus am anderen Tage den Ort genauer besichtigte, blieb ihm kein Zweifel mehr, daß hier wirklich sein künftiges Daheim sei. Hier wollte er eine Zelle bauen in heiliger Waldeseinsamkeit, hoch oben im Gebirgsthal, das dunkle Berg Rücken von den milderen Gestaden des Bodensees sondern, wo steinige Waldbäche vorüberbrausen und die riesigen Wände des Alpsteins, dessen Spizen, mit ewigem Schnee umhüllt, im Gewölke verschwinden, sich als schirmende Mauer zur Seite erheben.

Während Gallus am zweiten Tage seinen Begleiter Hiltibold nach Hause zurückschickte, blieb er selbst noch drei Tage lang und weihte den liebgewonnenen Ort mit Fasten und Beten zur Ehre und zum Dienste Gottes ein. Um die schmucklose Galluszelle an der Steinach entstand in Wälde ein fruchttragender

Acker. Die Zahl der Hütten mehrte sich und ein Kirchlein erhob sich in ihrer Mitte. Die ehemalige Wildnis belebte sich mit Schülern, die sich um ihren Lehrer Gallus scharten, der nach wie vor in die Umgegend auszog, um das heidnische Volk zu bekehren. Daneben unterrichtete er seine Jünger und legte so den Grund zu dem berühmten Stift Sanct Gallen, das aus seiner Stiftung hervordruchs.

Von seiner neuen Heimat im Sennwald kehrte Gallus am vierten Tage wieder zu seinem Freunde Willimar nach Arbon zurück, dem Hiltibold bereits von den Großthaten des Heiligen berichtet hatte. Willimar und sein Diacon verehrten ihn wie einen Propheten des Herrn; denn sein Leben war ein Leben strengster Buße und sein Leib war durch Fasten und Abtötungen sehr abgemagert.

Während Gallus bei seinem Freunde Willimar weilte, traf zuerst die Nachricht ein, daß Gaudentius, der Bischof der Stadt Constanz, gestorben sei; am siebenten Tage eine andere, daß der Herzog Gunzo die Priester Willimar und Gallus auf den zwölften Tag nach Ueberlingen entbiete: seine Tochter Fridiburga, die Braut des austrasischen Königs Sigebert, sei nämlich von einem bösen Geiste besessen, der selbst aussage, daß er nur von Gallus, welcher ihn schon zu Tuggen und Bregenz verbannt habe, ausgetrieben werden könne. Zwei fränkische Bischöfe, welche König Sigebert zu diesem Zwecke geschickt habe, hätten über den unreinen Geist nichts vermocht, sondern nur die Reihe ihrer eigenen geheimen Sünden hören müssen. Allein Gallus war nicht zu bewegen, in Ueberlingen zu erscheinen, sondern kehrte sogleich zu seiner Zelle zurück, verbot den Brüdern, die sich bereits angesiedelt hatten, irgend jemanden von seinem Aufenthalte etwas zu sagen und eilte mit zweien seiner Schüler weiter über den Sennwald, bis er nach Grabs im Thurischen kam, wo er bei einem gottesfürchtigen Diacon namens Johannes eine Woche lang gastfreundliches Obdach fand. Willimar, welcher unterdessen den Herzog Gunzo von der Flucht des Heiligen in Kenntnis gesetzt hatte, wußte Gallus auf die dringende Bitte des Herzogs hin mit Hilfe herzoglicher Leute in Grabs aufzufinden, als er eben in einer verborgenen Höhle in einem Buche lag. Jetzt konnte Gallus nicht länger widerstehen. Vom Diacon Johannes mit ungesäuerten Brötchen, einem Fäßchen Wein und einigem Oele, dazu mit Butter, Honig und gebratenen Fischen

beschenkt, kehrte er über seine Zelle nach Arbon zurück und fuhr noch in der Nacht über den Bodensee. Am Morgen wurde der Heilige vor die kranke Herzogstochter geführt. Sie lag unbeweglich in den Armen ihrer Mutter, mit geschlossenen Augen und offenem Munde, aus dem ein Schwefelgeruch aufstieg. Gallus fiel auf die Knie nieder, sprach ein rührendes Gebet und, indem er ihr die Hände auflegte, befahl er dem bösen Feinde, von dem Geschöpfe Gottes zu weichen. Sogleich schlug das Mädchen die Augen auf und war vollkommen geheilt und Gallus führte sie in die Arme ihrer hochbeglückten Eltern. Die heilige Communion beschloß den Vorgang, den manche für ein bloßes Sinnbild der Bekehrung und Taufe der Herzogstochter halten. Der Herzog wollte in seiner überwältigenden Freude dem Heiligen nebst vielen Geschenken das Bisthum Constanz übertragen, aber Gallus schlug diese Würde aus; ihm stand der Sinn nach dem stillen Frieden seiner einsamen Hochlandszelle. Dorthin kehrte er reich beschenkt und glücklich zurück; denn jetzt war er in den Stand gesetzt, an die Errichtung umfassenderer klösterlicher Gebäude zu gehen, wozu ihm auf Befehl des Herzogs Gunzo auch der Präfect von Arbon jederzeit ausgiebige Unterstützung gewähren mußte.

Unterdessen hatte König Sigebert die Wiedergenesung seiner Braut, der Herzogstochter Fridiburga, erfahren und traf Anstalten, sich mit ihr zu vermählen. Glänzende Festlichkeiten wurden vorbereitet, als die königliche Braut plötzlich erklärte, sie wolle als Jungfrau ihr Leben in einem Kloster beschließen; denn der Herr habe sie gerettet, ihm allein wolle sie fortan dienen. Sigebert achtete, wenn auch schweren Herzens, den hochherzigen Entschluß und ließ es geschehen, daß Fridiburga im Kloster zu Metz den Schleier nahm.

Wieder erhielt der hl. Gallus das Anerbieten, die bischöfliche Kirche von Constanz zu leiten, sei es, daß seit Gaudentius der bischöfliche Stuhl unbesetzt geblieben, oder in den drei Jahren auch dessen Nachfolger, Bischof Martian, schon gestorben war. Da Gallus sich zur Annahme der bischöflichen Würde nicht entschließen konnte, berief der Herzog im Jahre 614 oder 615 drei alemannische Bischöfe nebst der zahlreichen Geistlichkeit des Landes zur Bischofswahl nach Constanz. Auch der heilige Gallus war zugegen, begleitet von den Diaconen Maginold und Johannes, von denen er besonders letzteren mittlerweile in

den heiligen Wissenschaften gründlich unterrichtet hatte. Der Auforderung des Herzogs, einen würdigen Bischof nach den Kirchenfatzungen zu wählen, folgte der einstimmige Ruf des gesammten Clerus und Volkes: „Gallus soll Bischof werden. Er ist hochgeachtet in der ganzen Gegend, gelehrt, gerecht und keuschen Sinnes, voll Sanftmuth und Demuth, freigebig und geduldig, ein Vater der Witwen und Waisen. Er soll Bischof werden!“ Der Herzog fragte Gallus: „Hörst du, was sie von dir sagen und wollen?“ Dieser aber erwiderte: „Möchte es doch wahr sein, was sie von mir sagen. Aber ich bin ein Fremdling; die Kirchenfatzungen wollen aber einen Eingeborenen zum Bischof. Ich habe einen solchen bei mir, den Diacon Johannes; der ist geeignet für die bischöfliche Würde, ihn hat Gott berufen, diesen möchte auch ich empfehlen.“ Wirklich ward Johannes trotz seines Widerstrebens zum Bischof gewählt und noch an demselben Tage von den anwesenden Bischöfen geweiht. Gallus beschloß die heilige Handlung mit einer ergreifenden Predigt, und blieb dann noch sieben Tage beim neuen Bischof, dessen treuester Berather und väterlicher Freund er auch nach der Rückkehr in sein Kloster blieb.

Von da an werden die Nachrichten über das Leben des hl. Gallus spärlicher. Außer verschiedenen Wundern erfahren wir nur noch, daß er den Tod seines Meisters Columban vorausschaute und zum erstenmale wieder die heilige Messe las, daß ihm die äbtliche Würde des von Columban gestifteten Klosters Luxeuil angeboten wurde, die er ebenso wie die bischöfliche zu Constanz ablehnte, und daß er nicht lange darauf selber von der Welt Abschied nahm. In den letzten Jahren seines Lebens scheint Gallus selten mehr seine Zelle verlassen zu haben; er that es nur, um den umliegenden Orten, wo es noch immer einzelnte Heiden gab, die Wahrheiten des Glaubens zu verkünden. Am Feste des hl. Michael hatte der heilige Greis noch, den dringenden Bitten seines Freundes entsprechend, eine Predigt in Arbon gehalten. Als er am 1. October in seine Zelle heimkehren wollte, ergriff ihn ein heftiger Fieberfrost und er mußte bleiben. Nur vierzehn Tage dauerte seine Krankheit; heiteren Antlitzes und unermüdet betend, sah er seiner letzten Stunde entgegen; am 16. October starb er, wie seine von Walafried Strabo verfaßte Lebensgeschichte berichtet, fünfundneunzig Jahre alt, in den Armen seines Freundes Willimar. Sein Todesjahr

wird verschieden angegeben und dürfte zwischen das Jahr 640 und 650 fallen. Manche setzen es um zwanzig Jahre früher an. Auch die Altersangabe ist unsicher und wird mehrfach auf siebenzig Jahre herabgesetzt.

Seine irdische Hülle wurde in sein Kloster zurückgebracht und dort in Gegenwart des Bischofs Johannes und einer zahlreichen Volksmenge beigesetzt. Den zahlreichen Wundern an seinem Grabe entsprach die bald beginnende großartige Wallfahrt des gläubigen Volkes nach St. Gallen, das bereits zu einem ansehnlichen Kloster herangewachsen war. (Die Abbildung: Das frühere Kloster St. Gallen.) Die Mönche des Klosters, welche in den ersten Zeiten nach der Regel des hl. Columban lebten, setzten das Werk des hl. Gallus fort. Dieses bestand darin, die letzten Reste des Heidenthums auszuroden und das Christenthum zum vollen Eigenthum des Volkes zu machen.

Schon vor dem Auftreten des hl. Gallus hat es in den Bodenseeländern eine beträchtliche Anzahl von Christen gegeben. Daran läßt sich nicht zweifeln. Der Alemannenherzog Gunzo und ein großer Theil seines Adels erwiesen sich durch die Antheilnahme an der Bischofswahl zu Constanz als christlich. Zahlreiche Priester und Diacone fanden sich im Lande und namentlich bei der genannten Bischofswahl; kurz, das Land war zum großen Theil christlich und Gallus, noch mehr aber seine Stiftung, das Kloster St. Gallen, hatte weniger die Aufgabe, das Christenthum erst nach Südwestdeutschland zu tragen, als die schon vorhandenen Keime daselbst zu pflegen und weiter zu verbreiten. Nichtsdestoweniger war die Wirkjamkeit des Gallusklosters eine hochbedeutende, wie die zahlreichen Schenkungen beweisen, welche dem Kloster im weitesten Umkreise gemacht wurden und die nicht minder zahlreichen Kirchen, welche in den Bodenseeländern dem hl. Gallus geweiht sind. Hätten nämlich die Mönche des hl. Gallus nicht wohlthätig auf die betreffenden Gegenden eingewirkt und wäre ihre Missionsarbeit den Bewohnern derselben nicht als segensreich erschienen, so würden diese schwerlich dazugekommen sein, jenem Kloster so beträchtliche Theile ihrer Besitzungen zu schenken, wie sie es thatächlich gethan haben. Hiernach verdankt ein großer Theil der Schweiz und des südwestlichen Deutschlands dem hl. Gallus und seiner Stiftung, wenn nicht die erste Gründung, so doch die nachhaltigste Förderung und Wahrung christlicher Bildung und Gesittung.

Die heiligen Glaubensboten Magnus und Theodor, Crudpert und Pirmin.

Zu den bedeutendsten Mönchen und Missionären aus der ersten Zeit des Klosters St. Gallen zählen die Heiligen Magnus und Theodor, welche im Allgäu predigten: der erstere in Füssen, Theodor in Rempten.

Magnus hat nach der leider sehr unzuverlässigen und sagenreich ausgeschmückten Legende zuerst Magnoald geheissen und wäre der nämliche Magnoald gewesen, welcher als Gehilfe des ehrwürdigen Pfarrherrn Willimar in Arbon zugleich mit seinem Collegen Theodor den hl. Gallus während seiner Fieberkrankheit pflegte. Nach der Genesung des Heiligen schlossen sich Magnoald und Theodor demselben an und wurden seine ersten Schüler in der Galluszelle. Bei der Heilung der Herzogstochter Fridiburga und der Bischofswahl in Constanz waren sie zugegen. Als der Meister des hl. Gallus, St. Columban, im Kloster Bobio gestorben war, pilgerte Magnoald nach Italien, um nähere Nachrichten über seinen Tod zu holen und den Stab desselben nach St. Gallen zu bringen. Als nach weiteren zehn Jahren auch Gallus gestorben war, wurde Magnoald sein Nachfolger in der Leitung der klösterlichen Genossenschaft. Nach einigen Jahren überfiel ein gewisser Graf Otwin die südlichen Ufer des Bodensees und verwüstete die ganze Gegend von Constanz bis Arbon. Die Bewohner hatten ihre Wertsachen nach der Galluszelle geflüchtet, wo sie dieselben gesichert glaubten. Aber Otwin mit seinen Gefellen raubte sie auch dort sammt den heiligen Gefäßen, ja sie durchwühlten sogar das Grab des hl. Gallus, in dem sie reiche Schätze vermutheten. Magnoald und Theodor, die allein im Kloster zurückgeblieben waren, wurden mißhandelt und verwundet. Auf die Nachricht von dem Unglücke des Klosters eilte Bischof Boso von Constanz herbei, legte die Gebeine des hl. Gallus wieder an ihren Ort und sorgte für die Erhaltung und den Fortbestand der Gallusstiftung.

Bald darauf kam ein Priester der Diocese Augsburg, namens Tozzo, als Pilger zum Grabe des hl. Gallus und erzählte, daß er auf seinem Wege durch unwirtliche und noch unbekannte Gegenden im heutigen Allgäu gekommen sei. Magnus und Theodor, welche sich an der verwüsteten Stätte ihres Meisters nicht mehr heimisch fühlten, schlossen sich ihm an und kamen zuerst nach Bregenz, wo Magnoald einem blinden Bettler durch ein Wunder das Augenlicht wieder gab. „Herr,“ rief

dieser, „du bist Magnus und groß sind deine Werke.“ Von dieser Zeit an nannte das Volk den Magnoald Magnus. Der wunderbar Geheilte schloß sich den heiligen Männern auf ihrer weiteren Reise an. Die Legende erzählt, die frommen Wanderer hätten eine wunderbare Fackel mitgeführt, welche sich zur Nachtzeit selbst entzündete und nicht abnahm, auch im Sturmwind und Regenschauer nicht erlosch. Diese Fackel dürfte ein schönes Bild für das himmlische Licht des Evangeliums sein, welches die geistige Dunkelheit verscheucht und mit immer gleicher Kraft leuchtet in stillen Nächten und in brausenden Gewittern. Wenn erzählt wird, der hl. Magnus habe auf seiner weiteren Reise das Land von Schlangen, Drachen und sonstigem Ungeziefer befreit, so deutet dies entweder auf das Zurückweichen der Mächte der Finsternis und des Heidenthums gegenüber dem siegreich vordringenden Christusglauben hin oder auf die gleichzeitig mit der Einführung des Christenthums erfolgende Cultur des Landes, welche den Aufenthaltort wilder Thiere in freundliche, blühende Gefilde umschuf.

Vom Bodensee nach Nordosten wandernd, gelangten die apostolischen Männer zuerst in ein Hügelland herab zu einer zerstörten und verlassenen Römerstadt an der Iller, dem heutigen Rempten. Gerade wollten sie zum Gebete niederknien, als plötzlich aus den Ruinen eine mächtige Schlange hervorschoß: Tozzo und der geheilte Blinde suchten ihr Heil in der Flucht, aber Magnus trat ihr entschlossen entgegen und schlug sie im Namen Jesu Christi tödtlich auf das Haupt. Vereint predigten sie das Evangelium und viele ließen sich von Tozzo taufen. Als Hirten der Neubekehrten ließ Magnus den geheilten Blinden und Theodor zurück. Er selbst wanderte mit Tozzo und neuen Gefährten weiter nach Nordosten und gelangte nach dem jetzigen Spjach. Dort traf er mit dem Bischof von Augsburg zusammen und erhielt von demselben landeskundige Führer und das Versprechen thatkräftiger Unterstützung. Magnus wollte nämlich in das Gebirge hinaufziehen. Unterwegs tödtete er, wie die Legende erzählt, einen furchtbaren Lindwurm mit Pech. In einer schönen, fruchtbaren Ebene, wo jetzt das Pfarrdorf Waltenhofen steht, hängte Magnus an einem dichtbelaubten Baume nahe dem rechten Ufer sein Reliquienkreuz auf und weihte die Stelle zu einem Orte des Gebetes. Dann bauten sie ein Kirchlein zu Ehren der seligsten Jungfrau und des hl. Florian. Tozzo blieb als Seel-

sorger beim Kirchlein zurück. Magnus zog am rechten Ufer weiter bis zur Stelle, wo der Fluß sich durch die wilden Felsenschluchten einen Weg bahnt und wo vier Straßen auseinanderliefen. Dort überschritt er den Lech, erbaute am linken Ufer eine Zelle nebst einem Kirchlein und legte so den Grund zur Abtei und Stadt Füssen. Später wurde Magnus vom Bischof zu Augsburg zum Priester geweiht — bisher war er bloß Mönch gewesen — und wirkte noch viele Jahre segensreich in diesem entlegenen Gebirgswinkel. Nicht bloß die Befehrung und geistige Hebung des Volkes lagen ihm am Herzen, sondern auch die wirtschaftliche Wohlfahrt desselben; denn der Heilige wußte, daß das Christenthum bei dem rohen und ungefiteten Volke keine festen Wurzeln fassen könne, solange dieses nicht an Ackerbau und an irgendeine Landkultur gewöhnt war. Bald verschwand manche undurchdringliche Wildnis und mit ihr die gefährlichsten Raubthiere: fruchtbare Gefilde und prangende Gärten dehnten sich an ihrer Stelle aus. Auf dem Säuling entdeckte der Heilige eine Eisenader und lehrte die Bewohner deren Ausbeute. So wurde er wie alle Missionäre vor und nach ihm nicht bloß der geistige Wohlthäter seines Landes, sondern auch der Begründer ihres irdischen Glückes und Wohlstandes. Die Lebensbeschreibung setzte seinen Tod auf den 9. September 655 an einem Sonntage früh neun Uhr. Er war dreiundsiezig Jahre alt. Gerade sein Todesjahr wird verschieden angegeben. Mit guten Gründen setzen die neueren Schriftsteller dasselbe um hundert Jahre später an und verbinden damit die Annahme, daß die Schüler des heiligen Gallus, Magnoald und Theodor und die heiligen Magnus und Theodor von Füssen und Rempten verschiedene Personen waren. Letztere seien zwar auch Schüler des hl. Gallus gewesen, aber nicht unmittelbar, sondern in dem Sinne, daß sie Mönche seines Klosters in St. Gallen waren, und zwar die letzten, welche vor Einführung der Benedictinerregel nach der alten Regel des hl. Columban und Gallus lebten. Richtig ist dann die Angabe, daß sie von St. Gallen aus in das Allgäu zu Missionsarbeiten gezogen sind, weshalb um 895 ein Arm des hl. Magnus nach St. Gallen übertragen wurde.

Die Verehrung, namentlich des hl. Magnus, verbreitete sich bald nach seinem Tode in Schwaben, Bayern, der Schweiz, im Elsaß und selbst in Belgien.

Vor Magnus und Theodor wirkte ungefähr gleichzeitig mit

Gallus der hl. Trudpert im Breisgau, wo er das nach ihm benannte Kloster gründete. Seine Heimat scheint Irland gewesen zu sein, weshalb er nicht, wie eine spätere Lebensbeschreibung erzählt, ein Bruder des aus fränkischem Königsge schlecht stammenden hl. Rupert von Salzburg gewesen sein kann. Nach frommen Reisen in Italien kehrte er über die Alpen zurück und gewann im Breisgau die Gunst eines Vornehmen, namens Othert, dem das erlauchte habsburgische Geschlecht seinen Ursprung verdanken soll. Dieser gab dem heiligen Mann die Erlaubnis, auf seinen Besitzungen sich einen Aufenthaltort auszusuchen; seine Jäger mußten ihm dabei behilflich sein. Trudpert suchte und fand einen Ort seiner Ruhe in einem stillen Thale, das von der Neumagn durchströmt wird. Dort ließ er sich nieder bei einem Wasserfall des Flüsschens an einem von gesunden, kräftigen Kräutern und Gesträuchen bewachsenen und von Felsen umringten Platze und begann sofort den Bau einer klösterlichen Zelle. Er reutete das unfruchtbare Gesträuch aus, ebnete den Boden, zog Wasserleitungen, am Tage geschäftig wie Maria, nachts in Betrachtungen zu den Füßen des Herrn wie Martha. Sein Gönner Otpert besuchte ihn selbst, schenkte ihm den Ort als Eigenthum und stellte ihm noch überdies sechs Knechte zur Verfügung, welche ihm bei der Arbeit helfen sollten. Mit ihrer Hilfe baute Trudpert vor allem ein Kirchlein zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus.

Drei Jahre hatte er bereits in dieser Gegend unter beständiger Arbeit zugebracht, da verdroß die Knechte der anstrengende Dienst. Zwei von ihnen — sie waren Brüder — machten Mordanschläge auf den Heiligen. Als er eines Tages, von der Arbeit erschöpft, sich um die Mittagsstunde auf eine hölzerne Bank zu einer kurzen Ruhe und Erholung niedergelegt hatte, erschlugen sie ihn, indem ihm einer der Brüder mit einem Beile das Haupt spaltete. Die Mörder ergriffen die Flucht, waren aber wie von Blindheit geschlagen und fanden keinen Ausweg aus der Wildnis. Sie kamen immer wieder auf den Schauplatz ihres Verbrechens zurück, bis sie am vierten Tage von den Leuten Otperts gefangen genommen wurden. Der eine ermordete sich selbst, der andere wurde gehängt. Otpert versäumte nicht, die Leiche seines heiligen Freundes ehrenvoll beizusetzen. Er hatte dieselbe noch unentstellt gefunden, die alten, sanften Züge im bleichen, blutigen Antlitz, den Mund mild wie

zum Segen geöffnet. In einem steinernen Sarge wurde er in der Petruskapelle, die Trudpert gebaut hatte, beerdigt und bald war St. Trudperts Grab das Ziel vieler frommer Waller.

Er war durch Mörderhand gefallen, noch ehe er seine Missions-thätigkeit recht beginnen konnte, ungefähr im Jahre 743. Es wäre auch nicht seine Aufgabe gewesen, ein noch heidnisches Land zu bekehren, sondern die schon vorhandenen Keime des Christenthums zu pflegen und weiter zu verbreiten. Woran ihn Mörderhand hinderte, das leisteten die Mönche seiner Stiftung, des St. Trudpert-Klosters.

Nicht minder segensreich wurde für Süddeutschland ein anderer Klostergründer, der hl. Pirmin. Er war um das Jahr 720 Wanderbischof von Meltis, worunter man gewöhnlich Meaux in Frankreich versteht, während andere Metz oder ähnlich lautende Orte im Elsaß oder in der Schweiz dafür halten. Für Deutschland wurde Pirmins Thätigkeit erst von Bedeutung, als der vornehme und fromme Alemanne Sintlaz, Besitzer der Insel Reichenau bei Constanz, ihn gelegentlich einer Wallfahrt kennen lernte und voll Bewunderung über die Zucht und Ordnung unter seiner Geistlichkeit ihn zum Apostel seiner Heimat zu gewinnen suchte, um dem Sinken des kirchlichen Sinnes und der Gefahr kirchlicher Verwilderung vorzubeugen. Pirmin war nicht abgeneigt, den Wünschen des frommen Besitzers von Reichenau zu entsprechen, erklärte ihm aber, ohne die nöthigen kirchlichen Vollmachten sei es ihm nicht möglich, im fremden Lande die Mission zu beginnen. Um diese zu erhalten, begaben sich beide Männer nach Rom. Papst Gregor II. zeigte sich anfangs mißtrauisch, aber durch die große Frömmigkeit Pirmins und den edlen Eifer seines Begleiters bald gewonnen, ertheilte er freudig seine Einwilligung und den oberhirtlichen Segen zu dem Unternehmen; zugleich gab er ihnen ein Empfehlungsschreiben an den Frankenkönig mit. Am fränkischen Königshofe war damals fast die ganze Gewalt in den Händen des thatkräftigen Hausmeiers Karl Martell, welcher sich der Mission aufrichtig annahm und nicht nur die Bischöfe des Reiches ermahnte, Pirmin zu unterstützen und ihrer Hirtenpflichten eingedenk zu sein, sondern auch die neue Stiftung des Heiligen mit Staatsgütern ausstattete. Pirmin begann nun seine neue Heimat, eine Bodenseeinsel, urbar zu machen. Rasch war die vorher in Wildnis starrende und durch Schlangen und allerlei

Unthier unnahbare Insel zu einem blühenden Garten umgeschaffen. Der fruchtbare Boden wurde mit Bäumen und Weinreben besetzt, ein stattliches Haus erhob sich daraus für Mönche und daneben ein Bethaus zur Ehre des Herrn. Es war eine Lust, hier zu leben. Der Ort aber hieß Sintlazau, später Reichenau. Pirmins Benedictiner-Kloster daselbst erlangte bald einen großen Ruf. Dort leuchtete das Licht der Frömmigkeit und heiligen Wissenschaft wieder frisch und kräftig, als es in der verdorbenen Umgebung vielfach durch die Schuld der einheimischen Geistlichkeit zu erlöschen drohte; von dort giengen für verschiedene Diöcesen unseres Vaterlandes die trefflichsten Bischöfe hervor. Namentlich Constanz, Basel, Straßburg und Speier hatten Bischöfe aus dem dortigen Benedictiner-Kloster. Reichenau allein lieferte dreizehn Erzbischöfe und vierunddreißig Bischöfe, darunter den großen Bischof von Regensburg, den hl. Wolfgang.

Leider mußte Pirmin schon nach drei Jahren die Reichenau — zu einer reichen Au war sie durch ihn geworden — wieder verlassen; es war im Jahre 727. Zwischen dem Schwabenherzog Theutbald und dem fränkischen Hausmeier Karl Martell waren nämlich arge Feindseligkeiten ausgebrochen und deshalb mußte der Heilige als Freund Karl Martells aus dem Lande Theutbalds weichen. Reichenau wurde deshalb nicht verwaist; denn Pirmin bestellte sich in Haddo, dem nachmaligen, berühmten Bischof von Straßburg und Meffen der hl. Odilia, einen würdigen Nachfolger. Pirmin selbst aber predigte vor allem in der Umgegend von Straßburg im Elsaß, verbesserte dortselbst die schon vorhandenen klösterlichen Anstalten und gründete neue, um den Segen, den er an Reichenau knüpfte, auch anderen Gegenden zu vermitteln. Das erste dieser neugegründeten Klöster war Murbach im oberen Elsaß, dann Pfäfers am Rhein, Ober- und Niederaltaich an der Donau in Bayern und verschiedene andere Klöster in den Rheingegenden. Besonders war der Heilige auch darauf bedacht, diese Klöster zu Schulen tüchtiger Seelsorger zu machen. So durchwanderte er Vorarlberg, Schwaben, Elsaß, Bayern und das südliche Franken, bis der Abend seines Lebens herannahte. Von einem fränkischen Großen, namens Wernharius, auf seine Besitzungen in der Gegend von Zweibrücken gerufen, gründete er daselbst sein letztes Kloster Hornbach mit einer Marienkirche, und nachdem er noch eine Unterredung mit dem hl. Bonifacius gehabt hatte, starb er ebendort

am 3. November 753. Seit dem Jahre 1577 ruhen seine irdischen Ueberreste in der Universitätskirche zu Innsbruck.

Einen Blick auf den Zustand Südwestdeutschlands zu seiner Zeit gewährt uns eine Schrift des hl. Pirmin, welche auf uns gekommen ist. Sie ist ein Auszug aus der heiligen Schrift, besonders aus der Lebens- und Leidensgeschichte des Herrn, welche der Heilige auf das Leben anwandte. Gerade dadurch gibt er aber interessante Aufschlüsse über das kirchliche Leben seiner Zeit; er führt alles an, was im kirchlichen und gottesdienstlichen Gebrauch war; wie die zehn Gebote und das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntnis, die Hauptfeste der Kirche, auch die Ordnung der kirchlichen Aemter durch die Apostel wird nicht übergangen. Dabei wirft Pirmin einen Blick auf seine Zeit und freut sich ihrer: denn durch Gottes Gnade gelangen zum Heile der Frommen gute Männer zur bischöflichen Würde. Freilich sieht er auch Schatten. Er sieht Männer, die in der Kirche Gottes vielmehr zu herrschen als zu nützen suchen. Ein klarer, denkender Geist spricht aus dem Buche Pirmins, frische Anschauung verbindet sich mit sinniger Betrachtung. Vor allem aber: Pirmin wollte dem Volke religiöse Weisung darbieten. Darum stellte er den Gegensatz von Sünde und Gnade in die Mitte und wollte, daß die Glaubenslehren der Kirche, ihre Feste und Einrichtungen vom Volke mit Verständnis aufgefaßt und betrachtet würden.

Im zweiten Theile des Buches spricht Pirmin nicht als Heidenprediger. Er setzte voraus, daß seine Zuhörer sämmtlich Christen seien und daß sie die Taufe in der Regel noch als Kinder empfangen hätten. Aber er fand das ganze Leben durchzogen mit religiösen Uebungen, die aus dem Heidenthume stammten. Nicht sofort wurden die Orte, die den heidnischen Deutschen heilig gewesen waren, von ihren christlichen Enkeln vergessen. An Felsen und Bäumen, in Schluchten und bei den Wasserquellen, besonders auch an Kreuzwegen liebte man zu beten und Gelübde zu lösen. Dort hiengen die Kranken hölzerne Bilder ihrer kranken Gliedmaßen auf, davon hofften sie Genesung und so dankten sie für Heilung. Mancher kräftige Zauberspruch wurde noch gesungen, manch kräftiger Zauberspruch noch bereitet. Noch suchte man die Quellen zu segnen, indem man Brot in das Wasser warf und das gerodete Land, indem man Getreide und Wein über die Wurzelstöcke der Bäume ausschüttete. Die

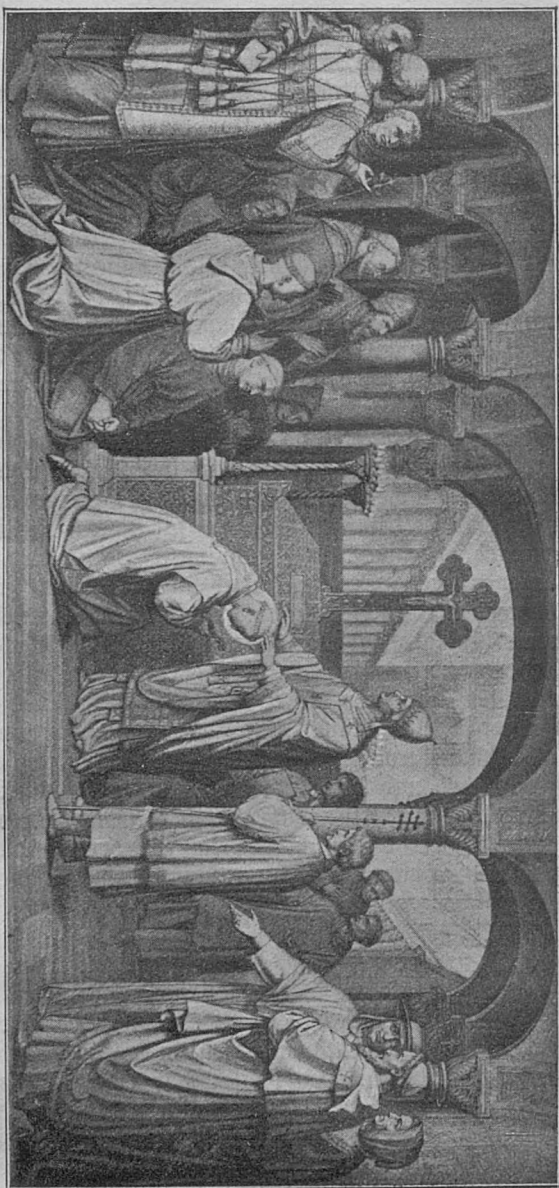
Kunst des Wettermachens und viele andere abergläubische Dinge aus dem Heidenthum waren nicht ausgestorben. Noch gab es viel Heidenthum und ein schwaches Christenthum, als Pirmin seine Wirksamkeit begann. Christliche Sitten und Lebensanschauungen gegenüber den heidnischen herrschend zu machen, daran arbeitete er: Die Gebete im Waldesdunkel und an dem murmelnden Quell sollten verdrängt werden durch die Darbringung von Wachslöchtern, Del und Weihrauch in den Kirchen; die alten Feste aus dem Heidenthum durch die kirchlichen Sonn- und Festtage; die heilige Beicht und Communion, das Gebet in der Kirche und im Hause sollten die mannigfachen Gebräuche aus dem Heidenthum ersetzen. Die alte Götterlehre sollte verschwinden vor Gottes Wort in der heiligen Schrift. Statt an Kreuzwegen zu tanzen, soll der Christ in der Kirche stille beten und in seinem Herzen pfalieren und achtsam auf Gotteswort und die heilige Schrift merken. Von den Eltern sollten ihre Kinder und Pöthen das apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser lernen.¹

Somit war in der Zeit Pirmins für eigentliche Missions- thätigkeit und Heidenbekehrung nicht mehr Platz, für kirchliche Arbeit dagegen noch sehr viel. In Schwaben und im Elsaß und theilweise auch in Bayern und der östlichen Schweiz wurde diese Arbeit zum großen Theil durch Pirmins Klöster geleistet. Sie bildeten untereinander eine Art Benedictinercongregation; denn sie lebten nach der Regel des hl. Benedict und standen mit einander in Verbindung. Nur aus einem Pirminskloster sollten die Aebte hervorgehen; sie sollten gegenseitig eine Art von Reformatiöns- und Aufsichtsrecht haben. Durch die Stiftung des Donauklosters zu Niederaltaich in Bayern wurde Pirmin auch Wohlthäter der österreichischen Länder; denn von dort aus entfalteteten die Mönche ein äußerst segensreiches Wirken durch alle österreichischen Länder.

3. Das Christenthum am Main (in Thüringen).

Die nordwestlichen Nachbarn Bayerns, die Thüringer, scheinen mit dem Christenthum verhältnismäßig spät bekannt geworden zu sein. Thüringen hieß bis ins achte Jahrhundert das Land vom Thüringerwald und Main bis an die

¹ Vergleiche Saut I, 319 ff.



21. Bonifatius erzählt von Kaiser Gregor II. die Sollenheit, als Missionar nach Sibirien zu gehen.

Donau. Erst nach dem Verlust seiner Selbständigkeit mit der Schlacht an der Unstrut (531) und durch die Verbindung mit dem Reiche der Franken fand das Christenthum auch in Thüringen, ähnlich wie im Schwabenland, allmählich Eingang. Ein Jahrhundert später erhielt Thüringen einen eigenen Herzog, namens Radulf oder Rhuod, der wohl sicher noch Heide war. Je selbstständiger und unabhängiger von den Frankenkönigen er und seine Nachfolger das Land regierten, desto weniger konnte vom Frankenreiche her sich ein christlicher Einfluss auf Thüringen geltend machen, weshalb dasselbe unter Radulfs Enkel, Herzog Gozbert, noch beinahe heidnisch erscheint. Erst unter ihm erfolgte eine eigentliche Missionierung der Maingegenden durch den

hl. Kilian und seine Genossen.

Die Heimat des hl. Kilian war die „Insel der Heiligen“, Irland. Dort verlebte er seine Jugend, welche vornehmlich dem Studium der heiligen Wissenschaften geweiht war; dort erhielt er als Lohn für seinen Fortschritt in Wissenschaft und Tugend die bischöfliche Würde, jedoch ohne einen bestimmten Bischofsitz. Das Wort des Herrn: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und so folge er mir nach,“ nahm er sich zum Lösungswort und widmete sich dem opfervollen Berufe eines Wander- oder Missionsbischofs in fremden Ländern. Mit den gleichgesinnten Priestern Colonat, Gallo und Arnubalis, dem Diacon Totnan und weiteren sieben Gefährten verließ er nach dem Beispiele sovieler seiner Heimatgenossen das Vaterland, um fremden Völkern das Evangelium zu verkünden. Sie kamen ins Land des Herzogs Gozbert von Thüringen nach Würzburg. Land und Leute gefielen ihnen überaus: das Land mit seinem anmuthigen Wechsel von Berg und Thal an den grünen Ufern des Mains, und die stattlichen Männer mit dem offenen und freundlichen Antlitz; nur eines nahmen die Missionäre mit Betrübnis wahr, daß der Herzog und sein Volk noch Heiden waren. Sie dem Christenthum in die Arme zu führen, stellten sich Kilian und seine Gefährten zur Lebensaufgabe. Von Rom wollten sie sich Sendung und Segen zu dem Unternehmen holen. Im Spätherbste 686 kamen sie in der ewigen Stadt an. Von Papst Conon, der im October des nämlichen Jahres die Tiara empfangen hatte, um sie kaum ein Jahr lang zu tragen,

erhielten sie gerne die gewünschte Sendung, worauf Kilian mit dem Priester Colonat und dem Diacon Totian im Sommer 687 nach Würzburg zurückkehrte, während sich die übrigen neun Gefährten von ihnen trennten, um anderswo zu wirken. Das Befehrungswerk in Würzburg wurde mit großem Eifer begonnen. Auch der Herzog Gozbert ließ sich taufen, und mit ihm sein Volk in großer Menge; die Mission nahm den glänzendsten Verlauf. Leider war sie von kurzer Dauer. Der Herzog war mit Geilane, der Witwe seines Bruders, vermählt. Nachdem derselbe im Christenthum hinlänglich erstarkt schien, versuchte es Kilian, ihn zur Aufgebung dieser ungeseglichen Verbindung zu bewegen. Der Herzog erklärte sich, allerdings schweren Herzens, zur Auflösung der Ehe bereit, aber Geilane sann auf Rache. Die Abwesenheit ihres Gemahls, der wegen eines Heerzuges außer Landes war, bot ihr gewünschte Gelegenheit, die heiligen Männer rasch aus dem Leben zu schaffen. Dem heiligen Kilian blieben die Absichten der Herzogin nicht verborgen; darum hielt er sich mit seinen beiden Gefährten durch Gebet und Fasten für den Tag der Prüfung bereit, und als die von Geilane gedungenen Schergen kamen, begrüßte er diese Stunde als die längst ersehnte und schönste seines Lebens. Die Leichen der Gemordeten wurden noch in der Nacht unter dem Boden ihrer eigenen Wohnung in die Erde verscharrt; ein Kreuz, ihre Bücher, kirchliche Kleider und was sie sonst gehabt hatten, wurde mit ihnen vergraben, damit alle Spuren der Missionäre verwischt wären.

Als dann der Herzog zurückkehrte und nach den heiligen Männern fragte, erwiderte ihm Geilane, diese wären aus dem Lande fortgezogen, niemand wisse wohin. So wäre das Andenken der ersten Apostel Würzburgs untergegangen, wenn nicht die Vorsehung in anderer Weise gesorgt hätte. Eine fromme Christin, Burgunda, war Zeugin des blutigen Vorfalles gewesen und machte ihn offenbar. Nach einer späteren Erzählung hatte sie ihre Wohnung neben derjenigen der heiligen Glaubensboten gehabt und die Nacht, in welcher Kilian mit seinen Gefährten ermordet wurde, im Gebete durchwacht und deshalb um das Schicksal der heiligen Märtyrer gewußt. Die Blutspuren habe sie dann mit einem reinen Leinentuch aufgetrocknet und sorgfältig aufbewahrt, aber aus Furcht vor der Herzogin nicht gewagt, das Geheimniß zu offenbaren. Erst auf dem Sterbebette

habe sie erzählt, was sie von dem Martertod der Heiligen wußte. Daraufhin wurde an dem von Burgunda bezeichneten Orte nachgegraben und man fand die heiligen Gebeine nebst deren Bücher und Gewänder, welche trotz der Feuchtigkeit des Bodens noch unversehrt erhalten waren. Der Mörder der Glaubensboten wurde nach dem Berichte der Lebensgeschichte des hl. Kilian durch schwere Gewissensbisse wahnsinnig und zerfleischte sich selbst mit den Zähnen, daß er starb. Gailane verfiel der Besessenheit und fand einen schrecklichen Tod. Selbst das baldige Erlöschen des herzoglichen Stammes wurde später als ein Strafgericht Gottes aufgefaßt.

Seit dem Tode der heiligen Märtyrer (8. Juli 689) kam das Missionswerk am Main ins Stocken. Gozberts Sohn, Hedanus II., suchte den hl. Willibrord für die Missionierung des Landes zu gewinnen, die aber besonders seit dem Aussterben der herzoglichen Dynastie und der Bedrängung Thüringens durch die heidnischen Sachsen ohne wesentlichen Erfolg blieb, bis der hl. Bonifacius dieselbe zum Abschluss brachte und einen seiner Schüler, den hl. Burchart, der neu errichteten bischöflichen Kirche von Würzburg vorsetzte (742). Dieser ließ die Leiber des hl. Kilian und seiner Genossen ausheben und 743 zuerst in der Kirche auf dem Marienberg beisetzen. Neun Jahre später wurden sie im Würzburger Dom niedergelegt. Außer seinen Gebeinen besitzt die Würzburger Kirche noch ein wertvolles Andenken des hl. Kilian, nämlich dessen Evangelienbuch, welches in der dortigen Universitätsbibliothek aufbewahrt wird.

4. Das Christenthum am Rhein und in Friesland.

Wie am oberen Rhein die Alemannen (Schwaben), so herrschten am Mittelrhein weit hinab die Franken. Sie waren unter den deutschen Stämmen nach der Völkerwanderung die ersten, welche das Christenthum annahmen. Weil sie bald auf einen langen Zeitraum das herrschende Volk des Abendlandes wurden, welches den übrigen Ländern nicht nur Gesetze, sondern auch christliche Missionäre gab, ist ein Blick auf die Christianisierung der Franken gerechtfertigt, obwohl sie hauptsächlich das nach ihnen benannte Frankreich und nur theilweise deutsches Land, nämlich das mittlere Rheingebiet, bewohnten.

Man knüpft die Bekehrung der Franken gewöhnlich

an die Taufe ihres Königs Chlodwig I., welche ihm Bischof Remigius von Rheims am Weihnachtstage des Jahres 496 ertheilte. Die Bekehrung Chlodwigs in der Almannenschlacht bei Zülpich wurde früher erwähnt; dreitausend Franken ließen sich zugleich mit ihm taufen. Die Taufe Chlodwigs war darum ein weltgeschichtliches Ereignis; denn sie hatte die Bekehrung des fränkischen Stammes zur Folge; aber nicht in der Weise, als ob es weiter nichts gebraucht hätte, als den König und das Volk zu taufen, um das ganze Land katholisch zu machen. Die Taufe des Königs war nicht die einzige That, welche nöthig war, um das Frankenland zu bekehren, sie war nur der Anstoß zur Bekehrung des Volkes. Sie war auch nicht die erste That. Schon vor der Almannenschlacht hat seine christliche Gemahlin, die fromme burgundische Prinzessin Chlotilde an seiner Bekehrung gearbeitet; freilich ohne äußeren Erfolg, aber nicht erfolglos. Als Chlotilde ihm einen Sohn gebar, gab er zu, daß das Kind getauft wurde. Er selbst, obwohl noch ein Heide, war bei der heiligen Handlung in der festlich geschmückten Kirche zugegen. Der Knabe starb kurz nach der Taufe. Dies hinderte aber nicht, daß auch der nächstgeborene Sohn des Königs die Taufe erhielt. Wie beim König, so war auch beim fränkischen Volke der Bekehrung schon vorgearbeitet: es fehlte nur noch ein äußerer Anstoß, und das war für Chlodwig die Almannenschlacht, für das Volk aber die Bekehrung Chlodwigs. Wie einst für die römische Welt die Bekehrung Constantins des Großen das Signal für den allgemeinen Sieg des Kreuzes wurde, so hatte die Bekehrung Chlodwigs eine ähnliche Bedeutung für die deutsche Welt. Auch ohne den Uebertritt Chlodwigs wäre das Christenthum bei den deutschen Völkern, so gut wie einst bei den römischen, zum Siege gelangt; nur die Art und Weise der Glaubensverbreitung wäre eine andere gewesen. Dadurch, daß Chlodwig seinem Volke mit dem Uebertritt zum Christenthum vorangien, war es entschieden, daß der Menschheit ein neuer Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum erspart blieb. Während die römische Welt durch das Blut der Märtyrer christlich wurde, ist es die deutsche Welt auf friedlichem Wege geworden.

Friedlich, aber nicht mühelos und nicht auf einmal vollzog sich die Bekehrung des fränkischen Volkes. Es bedurfte noch unendlicher Mühen und vieler Opfer, bis das Christenthum im

Volke feste Wurzel faßte. Mit der Taufe des Königs und selbst des Volkes war das Bekehrungswerk noch bei weitem nicht abgeschlossen, ja kaum angefangen. Chlodwig selbst war nach seiner Taufe noch lange kein vollkommener Christ. Auch hierin war er dem großen Constantin nur allzu ähnlich. Beide haben sich mit Blutbefehlen und Grausamkeiten in ihrem eigenen Hause befleckt, und doch traten beide aus Ueberzeugung der christlichen Kirche bei, weil sich beiden der Christengott als allein stark und mächtig erwiesen hatte, vor dem sie sich in Ehrfurcht beugten. Die rauhen Kriegsmänner wußten und verstanden es nicht besser. Was sie als Heiden für recht gehalten hatten, galt ihnen auch später vielfach nicht als Sünde, denn allzu tief hatten sie den Geist des Christenthums noch nicht erfaßt. Sie waren mit einem Worte Christen im Glauben, im Leben waren sie noch halbe Heiden. Im Volke stand es nicht viel besser. Neben dem Christenthum bestand das Heidenthum noch lange Zeit fort, nicht bloß insofern es noch vereinzelte Heiden gab, sondern auch deshalb, weil die Christen noch viele heidnische Gewohnheiten an sich trugen. Die heidnischen Opferrahlzeiten, das Schwören über dem Kopfe eines Thieres, das Aussprechen religiöser Formeln über dem Trinkhorn, wie man es aus dem Heidenthum wußte, und ähnliche Gebräuche wollten nicht verschwinden; ebenso mußte lange, lange Zeit immer wieder gegen die Verehrung von Felsen und Quellen, gegen heidnische Gesänge und Tänze, gegen unchristliche Todtenopfer und ähnliche Gebräuche gekämpft werden. Mancher Rest heidnischen Aberglaubens war noch nicht das Bedenklichste, was noch lange blieb; schlimmer waren die unchristlichen Sitten. Man fragte nicht darnach, was erlaubt war, sondern was man durchführen konnte. Die Gerechtigkeit entartete zur Grausamkeit, die Strafen waren Racheacte oder Thaten unnöthiger Grausamkeit. Die endlosen Kriege nährten diese Lust zu Gewaltthaten; sie waren ebenso wie der alte Hang zur Trunksucht ein Erbstück der deutschen Vorfahren. Nur eines hatten sie nicht ererbt, die keuschen Sitten, welche der römische Geschichtschreiber Tacitus an den alten Deutschen so sehr zu rühmen wußte. Durch die Berührung mit den entarteten Römern waren sie selbst mehr oder minder entartet, und wie die Römer, hatte auch sie der „verfluchte Hunger nach Gold“ und Sinnenlust erfaßt. Die alten römischen Bewohner waren nämlich von den Franken nicht vertrieben worden, sie mußten ihnen nur

als Sklaven dienen, oder wenn sie die Freiheit wieder erlangten, das Eigenthum ihrer neuen Herren bebauen. So mußte eine Verwandte des Kirchenschriftstellers Salvian, eine bejahrte, einst wohlhabende Witwe, als Tagelöhnerin um ihr tägliches Brot arbeiten. Wer irgend konnte, war freilich ausgewandert; aber vielen war dieses wegen Mangels aller Mittel nicht möglich gewesen, am wenigsten der Landbevölkerung. So waren sie geblieben und mit ihnen ein gutes Stück des alten römischen Verderbens und der alten Genußsucht, die den neuen Herren des Landes nicht lange fremd blieb. Die Sittenlosigkeit der merovingischen Königsfamilie ist fast sprichwörtlich geworden, und auch im Volke herrschte wenig gute Sitte und Sittlichkeit; außerdem galten die Franken allgemein als treulos und eidbrüchig.

Da gab es also Missionsarbeit genug, auch nach der Befehung Chlodwigs. Es galt ein noch jugendfrisches, aber nicht mehr jugendreines Volk der Verführung zu entreißen und vor dem Verderben zu bewahren. Es war keine ausgelebte, nicht mehr besserungsfähige Welt, wenn nur die tobenden Leidenschaften des Volkes gebändigt werden konnten. Das Christenthum allein hatte dazu die Kraft. Die Kirche allein hatte die große Umwandlung aller Zustände während der Völkerwanderung unverändert überdauert. Wohl mochten die Bischofstühle während der gewaltigen Stürme manchem Wechsel unterworfen sein: untergegangen sind sie durchaus nicht alle.

Gerade in den deutschen Rheinlanden haben sich mehrere Bisthümer über die Völkerwanderung hinübergerettet. Theilweise wurden sie bald erneuert. Trier und wahrscheinlich auch Köln hatten den Vorrang von Metropolen; es entsprach der stets festgehaltenen Erinnerung an die alten Verhältnisse, daß Metz, Toul und Verdun sich als Suffragan-Bisthümer anschlossen. Das neu auftretende Bisthum Maastricht, das sich als Erbe des alten Bisthums Tongern betrachtete, wird von Köln abhängig gewesen sein; ganz ungewiß ist, ob dies auch von Mainz, Worms, Speier und Straßburg gilt.

In Köln nennt Georg von Tours noch nach dem Jahre 400 einen Bischof Severin. Er scheint nach der Eroberung der Stadt durch die Franken die Reste der christlichen Gemeinde wieder gesammelt und erhalten zu haben, weshalb sein Name unvergessen blieb und unter die Zahl der Heiligen gereiht wurde.

In Trier wurde die Bischofsreihe sicher nicht unterbrochen, trotz der stets wiederholten und stets schrecklicheren Verwüstungen der Stadt. Der Kirchenschriftsteller Salvian schildert sie: Er sieht die Straßen der Stadt geschwärzt, keinen Theil verschont, überall Brandstätten, Aschenhaufen und blutige Leichen, die einen verpestenden Hauch verbreiten. Trotzdem verließ der Bischof die bedrängte Herde nicht. Jetzt galt es ja, nicht bloß die augenblickliche Noth zu lindern, sondern noch mehr neuen Muth in die verzagenden Herzen zu flößen, die übrig gebliebenen Gläubigen gegenüber den Eroberern und neuen Gebietern zu vertreten und wiederholt die Stadt aus ihren Trümmern emporzurichten. Samblichus wird als Bischof gleich in den ersten Jahren der neuen Herrschaft genannt. Er hat die Unglücklichen und Wankenden wieder aufgerichtet, er hat sie getröstet, wenn sie trostlos waren, daß sie, einst reich und angesehen, jetzt als Knechte dienen mußten, er hat seinen Mitbischöfen, Priestern und Gläubigen als vollendetes Muster aller Tugenden vorangeleuchtet. Vielleicht war es seinem Einflusse zu danken, daß bald der fränkische große Arbogast in Trier zum Christenthum übertrat und eine mächtige Stütze der christlichen Gemeinde wurde. Jedenfalls ist und bleibt Samblichus der größten einer unter Triers Hirten.

Einer seiner Nachfolger war nicht minder groß. Nicetius von Trier, hochgebildet, vom Volke geliebt, von Königen geehrt, ein Hirt und Vater der ihm Anvertrauten. Schon bei seiner Geburt soll sein künftiger Beruf gekennzeichnet worden sein. Nackten Hauptes, wie alle Gebornen, soll er doch wenige Haare in einem Umkreis gehabt haben, so daß man glauben konnte, sie bezeichneten den künftigen Priester. Er wurde es auch und leitete mit großem Erfolg zuerst ein Kloster, ehe ihn das Volk von Trier zum Bischof begehrte. Mit königlichem Geleite zog er in seine Bischofsstadt und schon auf dem Wege mußte er für seine Kinder, die Armen, sorgen. Man erreichte nämlich Trier nicht mehr und schlug das Nachtlager auf freiem Felde auf. Unbekümmert um die Eigenthümer, ließen seine Begleiter die Pferde in die Saaten der Armen laufen. Als Mahnungen nichts halfen, hat der Bischof selbst die Pferde von dem Gut der Armen getrieben. Ihnen blieb seine Sorge während seiner ganzen Amtsführung zugewendet. Gegen sich sorg, hatte er eine stets offene Hand gegen Nothleidende aller Art. Darum sind

auch die Zeitgenossen unerfchöpflich im Lob des großen Bischofs. Tag für Tag predigte er dem Volke, nahm das Bekenntnis ihrer Sünden entgegen und bat Gott um die Nachlassung derselben. Schon in seinem Leben verherrlichte ihn Gott durch Wunderkraft. Einst kam ein Mann aus Südfrankreich in langwallendem Barte. Er erzählte, daß er mit mehreren Bauern nach Italien segeln wollte. Da entstand ein gewaltiger Sturm. In der Angst rief er Gott und des Nicetius Vermittlung an, seine heidnischen Begleiter aber schrien der eine zu Jupiter, der andere zu Merkur oder Minerva und Venus. Diese halfen nicht, obschon die Noth immer größer wurde. Da bat er sie, den hl. Nicetius anzurufen, daß er ihnen Gottes Barmherzigkeit vermittele, und alle riefen einstimmig: Gott des Nicetius, hilf uns! — und die See legte sich. Er aber habe gelobt, seinen Bart nicht eher abzunehmen, als bis er bei Nicetius vorgekommen sei. Bei aller Größe war Nicetius von tiefer Frömmigkeit erfüllt. Man sah ihn um die Mittagszeit, wenn die Kirchen leer waren, in eine Kutte gehüllt in die Kirche eilen, um seine Andacht zu verrichten.

Solch treffliche Bischöfe gab es im Frankenreiche, wenigstens in den ersten Zeiten nach Chlodwig, viele; so, um von allen nur einen zu nennen, den ebenso kirchlich gesinnten als thatkräftigen Remigius von Rheims. Sie waren die Träger der Bildung, die Männer des Volkes, das Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart und darum die Herren der Städte und die Stützen des Staates. Sie erfüllten Pflichten, welche die Vertreter des Staates unerfüllt ließen. Darum genossen sie auch das Vertrauen der Könige. Diese liebten es sogar, in geistliche Verwandtschaft mit den Bischöfen zu treten, indem sie dieselben zu Taufpathen ihrer Kinder wählten. Niemand wurde am Hoflager so ehrfurchtsvoll behandelt als die Bischöfe. Der Einfluss der Bischöfe im Reiche wuchs mit der Zunahme des Kirchenvermögens in dieser Zeit, dessen Verwaltung für die ganze Diöcese dem Bischof unterstand. In der letzten Römerzeit war das Vermögen oft äußerst karg gewesen. In Clermont zum Beispiel wohnte der Bischof in der Sacristei, so arm war die Kirche. Aber seit der Bekehrung Chlodwigs vermehrte sich das Vermögen der Kirche durch Schenkungen der Fürsten und Privaten fortwährend, so daß nach und nach der dritte Theil aller Güter und des Bodens Kirchengut wurde. „Indem die Kirche darüber wachte,“ sagt ein Protestant, „daß den Hörigen nur mäßige Leistungen

aufgelegt wurden, sorgte sie dafür, daß sie zufriedene Hinterlassen hatte.“¹

Unter dem Einflusse der Bischöfe mußte nothwendig auch das kirchliche Leben Fortschritte machen. In das Rheingebiet wurden durch König Theoderich I. zahlreiche Cleriker aus Clermont versetzt, um zunächst dem Priestermangel in Trier abzuhelpfen. Nach und nach mußte das Heidenthum verschwinden, zumal die Thätigkeit der Bischöfe und ihrer Geistlichkeit durch die Klöster und verschiedene Glaubensboten unterstützt wurde. Bischöfe und Klöster ergänzten sich schon dadurch gegenseitig, daß die Leiter der Kirche gern den Klöstern entnommen wurden. Nachdem ein protestantischer Schriftsteller eine Reihe solcher Bischöfe angeführt hat — es ist neben andern der erwähnte Nicetius von Trier darunter — bemerkt er: „Die Namen zeigen, daß es nicht die schlechtesten Männer waren, welche aus dem Kloster zur Bischofswürde gelangten.“² Die deutschen Rheinlande scheinen übrigens damals an Klöstern verhältnismäßig arm gewesen zu sein. In Trier bestand wohl ein Stift bei St. Maximin; außerdem wissen wir von einem Kloster des Wulflaich bei dem alten Castell Eposium.

Wulflaich stammte aus dem Süden, aus der Lombardei. Der Ruhm des hl. Martin hatte ihn aus seiner Heimat nach dem fränkischen Reiche gezogen. Hier wurde er ein Schüler des Abtes Aredius. Später ließ er sich als Einsiedler in der Diöcese Trier nieder. Er wollte das Höchste in der Vollkommenheit leisten: Als sogenannter Säulenheiliger predigte er dem Volke, nur von Brot und Wasser und einigen Kräutern lebend und auf einer Säule stehend, die er nie verließ, bis ihm der Bischof diese Art der Wirksamkeit verbot. Er hatte es den berühmten Säulenstehern des Morgenlandes nachahmen wollen, welche, wie ein gewisser Simeon, dreißig und mehr Jahre auf hohen Säulen lebten; Wulflaich hatte nicht an das rauhere Klima Deutschlands gedacht, welches eine derartige Lebensweise unmöglich machte. Im Winter quälte ihn die Kälte so sehr, daß ihm die Nägel von den Füßen fielen und Eiszapfen an seinem Barte hiengen. Deshalb hat ihm sein Bischof diese Lebensweise untersagt.

Ebenfalls im Gebiet der Diöcese Trier wirkte gegen die

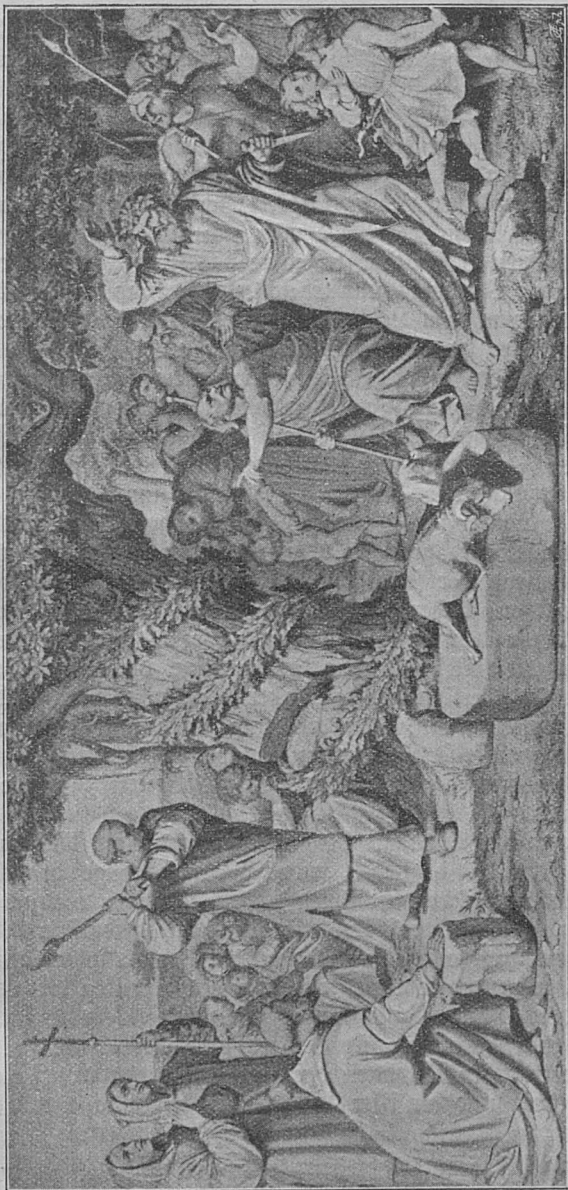
¹ Hauck I, 136.

² Hauck I, 223.

Mitte des sechsten Jahrhunderts der hl. Goar, von Geburt ein Franke. Er predigte zunächst für die noch theilweise heidnischen Leute auf dem Lande. Am Ufer des Rheins baute er mit Erlaubnis des Bischofs Felicius eine Zelle und ein Kirchlein, welches der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit wurde. Durch seine Predigten, seine weitbekannte Gastfreundschaft und seine tiefe Frömmigkeit erwarb er sich das Vertrauen des Volkes in hohem Grade, aber gerade wegen seiner Gastfreundschaft scheint man das Mißtrauen des Bischofs Rustikus gegen ihn wachgerufen zu haben. Zur Verantwortung gezogen, bestand Goar glänzend. In seiner Zelle am Rhein starb er um das Jahr 575. Ein ansehnliches Stift und das liebliche Städtchen Goar zwischen Coblenz und Mainz erhoben sich später über der letzten Ruhestätte des Heiligen.

Rechts des Rheines kam es jetzt noch nicht zur Errichtung eines Bischofssizes. Hier herrschte während des sechsten Jahrhunderts noch das Heidenthum. Erst bedeutend später begann man die Bekehrung der deutschen Stämme diesseits des Rheines ins Auge zu fassen.

Die Schilderungen, welche Gregor von Tours (gest. 594) über die religiösen Zustände des fränkischen Reiches gibt, sind jedenfalls auf die deutschen Rheingegenden. Trotz vieler Fehler und großer Leidenschaften freute sich das fränkische Volk seines Glaubens. Es waren nicht mehr die traurigen Zustände, wie sie uns aus der Römerzeit durch die Schilderungen Salvians bekannt sind. Der Besuch des Gottesdienstes war allgemein. Wenn Sonntags die Glocke zur Matutin rief, so stand das Volk auf; denn zahlreich versammelte sich die Gemeinde schon zum Frühgottesdienste in der Kirche; auch Könige fehlten nicht. An der heiligen Messe nahm jedermann theil; König Gunthram fürchtete, im Gedränge könne sich ein Mörder an ihn machen; er wagte nicht, ohne zahlreiche Begleitung in die Kirche zu gehen, aber fern blieb er dennoch nicht. War das Fest eines Volksheiligen, so geschah es wohl, daß die Kirchen für die herbeiströmenden Volksmassen nicht ausreichten. Wenn die Synode von Orleans forderte, daß an den Bittagen Knechte und Mägde von aller Arbeit frei sein sollten, damit die gesammte Gemeinde an den Bittgängen theilnehmen könne, so sieht man, wie selbstverständlich es war, daß die Herren und Freien in diesen Processionen mitzogen. Die im Hauptgottesdienste anwesende Gemeinde genoß als solche das heilige Abend-



St. Bonifacius haut in Gessen die Sommerreife nieder.

mahl; es fiel auf, wenn jemand nicht communicierte. Die Verweigerung der heiligen Communion empfanden auch verworfene Menschen hart.

Dem fleißigen Besuche des Gottesdienstes entsprach die starke Vermehrung der kirchlichen Gebäude während des sechsten Jahrhunderts und die Errichtung von Kapellen auf dem Lande. Auch im gewöhnlichen Leben bürgerte sich christliche Sitte mehr und mehr ein. Man betete, ehe man sich zu Tische setzte; man trank nicht einen Becher Wasser, ohne das Kreuzzeichen darüber zu machen; an Verlöbniß und Eheschließung knüpften sich kirchliche Handlungen, den Leichnam geleiteten psallierende Cleriker zum Grabe, hier sprach der Bischof ein Gebet. Die Frage von der kirchlichen Beerdigung der Selbstmörder hat schon das sechste Jahrhundert beschäftigt. In jedem wichtigen Momente drängte sich dem Betheiligten ein Gebet auf die Lippen. Das Gefühl, welches der Franke von der Machtlosigkeit des Menschen Gott gegenüber in sich trug, hat am besten einer ihrer Könige ausgesprochen, als er im Sterben lag; es war der mächtige Chlothar I.: „Ha,“ sprach er, „wie gewaltig muß jener himmlische König sein, der so mächtige Könige tödtet,“ wie Chlothar selbst einer war. Ueberall trat das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das ganze Thun und Lassen deutlich hervor. Freilich ist diese Ueberzeugung im Sturme der Leidenschaften unzähligmale übertönt worden, aber vorhanden war es doch. Eine feste Zuversicht auf Gebetserhörnung, ein demüthiger Glaube, fromme Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien und namentlich das Bekenntniß der vollen Gottheit Christi zeichnete die Franken aus.¹

So war die Annahme des Christenthums für die Franken doch nicht fruchtlos geblieben, wenn sie auch lange brauchten, bis das kirchliche Leben bei ihnen soweit erstarkte. Vielfach war ihre Frömmigkeit noch roh und oft genug mit heidnischem Aberglauben vermischt, aber in vielen Punkten könnten spätere Völker von ihnen lernen, wie einst, wo von den Franken die Lehrer für die anderen Länder ausgiengen, zum Beispiel ein hl. Rupert, Emmeran und Corbinian für Bayern und Oesterreich.

Die nördlichen Nachbarn der Franken waren die Friesen am Niederrhein und am Ufer der Nordsee, in Holland und dem

¹ S auf I, 176 ff.

nördlichen Belgien. Mit den Franken standen sie in vielfachem Verkehr; friesische Handelsleute kamen rheinaufwärts bis nach Worms, aber umgekehrt waren auch fränkische Kriegerleute nach Friesland gekommen und hatten den südlichen Theil des Landes der fränkischen Herrschaft unterworfen. Deshalb waren die Beziehungen zwischen Friesland und dem Frankenreiche nicht die besten, als fränkische Missionäre nach Friesland kamen, um dort das Christenthum zu verkünden. Man war mißtrauisch gegen Männer, von welchen man fürchtete, daß sie das Land nicht bloß christianisieren, sondern auch politisch unterjochen wollten. Die Mission begegnete daher den größten Schwierigkeiten. Als Apostel der Belgier gilt

der hl. Amandus.

Im Jahre 594 im westlichen Frankreich von vornehmen christlichen Eltern geboren, trat er gegen den Willen seines Vaters in ein Kloster, dann verbrachte er fünfzehn Jahre unter Gebet und Studien in einer Zelle auf der Stadtmauer von Bourges. Im Jahre 627 pilgerte er nach Rom, um die Gräber der Apostel aufzusuchen. Tag für Tag wallte er in der ewigen Stadt von Kirche zu Kirche, die Nächte brachte er auf den Stufen von St. Peter zu. Der Apostelfürst selbst erschien ihm nach der Lebensbeschreibung und forderte ihn auf, nach Nordfrankreich zurückzukehren und dort zu predigen; das heißt, er erhielt durch den Nachfolger Petri, Papst Honorius, Vollmacht und Sendung als Glaubensprediger. 628 wurde er zum Wanderbischof geweiht und begann nun mit Genehmigung des Frankenkönigs die Mission in Friesland, da, wo die fränkische und friesische Bevölkerung sich berührte und wo das Heidenthum noch in ungebrochener Macht bestand. Der Mittelpunkt seiner Thätigkeit war Gent. Er baute mehrere Gotteshäuser, die er den Apostelfürsten Petrus und Paulus weihte; auch gelang es ihm, zwei Abteien zu gründen. Dabei hatte er aber mit unausgesetzten Verfolgungen und Mißhandlungen zu kämpfen. Zweimal sah er sich genöthigt, sein Arbeitsfeld zu verlassen. Das erstemal zog er, von königlichen Truppen beschützt, in die weiteste Ferne nach Kärnten, wo er mehr Erfolg zu ernten oder die Märtyrerkrone zu erringen hoffte. Aber dort traf er ein noch unfruchtbareres Feld; nur wenigen Slaven konnte er die christliche Taufe ertheilen. Er kehrte nach Friesland zurück

und wirkte abermals in Gent, wieder unter vielen Störungen, bis er im Jahre 647 auf den bischöflichen Stuhl in Maastricht erhoben wurde. Bald entstanden in diesem Bisthume eine Menge Kapellen; unermüdllich besuchte Amandus die Orte, die zu seinem Sprengel gehörten, unablässig verkündete er das Wort Gottes und war bemüht, das gesunkene kirchliche Leben bei Geistlichkeit und Volk zu heben: leider ohne sichtbaren Erfolg. Er bat den Papst, auf seine Stellung verzichten zu dürfen, nur ungerne willigte dieser ein und Amandus zog sich 665 nach Elnö zurück, wo er den Grund zur späteren St. Amandus-Abtei legte und am 6. Februar 684 starb.

Ungefähr gleichzeitig wirkte der hl. Eligius, früher Kunst-arbeiter am Hofe Dagoberts des Großen. Er hatte mehr Erfolg als Amandus, welcher in der gleichen Gegend gepredigt hatte. Die großartige Freigebigkeit, die er in der Ausstattung seiner Klöster und in der Fürsorge für Arme und Gefangene bewies, gewann ihm die Herzen des Volkes; regelmäßig speisten zwölf Arme an seinem Tische. Völlig vermochte freilich auch er die Abneigung der Friesen gegen das Christenthum nicht zu besiegen, aber er ließ sich dadurch nicht beirren, selbst unter Lebensgefahren unverdrossen weiter zu arbeiten. Seit 641 Bischof von Rohon, starb er am 1. December 659, siebzig Jahre alt.

Auch von England kamen Missionäre, wie der hl. Livinus, die Mönche Egbert und Wigbert, und seit dem Jahre 678 für kurze Zeit Wilfried von York; aber erst des letzteren Schüler, der hl. Willibrord, wurde der eigentliche Apostel der Friesen.

658 in Northumbrien geboren, in englischen und irischen Klöstern gebildet, landete er 690 mit elf seiner Genossen an der Rheinmündung. Zuerst begaben sich die Glaubensboten zu dem fränkischen Hausmeier Pipin von Heristal, der sie freundlich aufnahm, ihnen den südlichen Theil Frieslands als Arbeitsfeld anwies und seinen Schutz gegen den argwöhnischen Friesenkönig Ratbod versprach. Ihre Wirksamkeit war nicht ohne Erfolg: manche Heiden ließen sich taufen. Um jedoch rascher zum Ziele zu kommen, reiste Willibrord zweimal nach Rom und wurde das zweitemal im Jahre 695 in der Kirche der hl. Cäcilia vom Papst Sergius I. zum Erzbischof der Friesen geweiht und mit Reliquien der Heiligen für die zu gründenden Kirchen ausgestattet. Während seiner ersten Abwesenheit hatten seine Missionsgefährten den Suibert zum Bischof bestellt und ihm in Eng-

land die Bischofsweihe ertheilen lassen; als aber Willibrord aus Italien zurückkam, verließ Suitbert seine Genossen in Friesland, predigte in der Gegend des heutigen Soest (in Westphalen) und gründete, als er durch die Sachsen vertrieben wurde, auf der ihm von Pipin geschenkten Rheininsel Kaiserswerth ein Kloster. Willibrord wählte nach seiner Rückkehr dem Willen Pipins gemäß Utrecht als Bischofsitz. Von dort aus entfaltete er eine äußerst segensreiche Missionsthätigkeit. Täglich wuchs die Zahl der Gläubigen, denn Willibrord bemühte sich vor allem, einen eingebornen Clerus heranzubilden und überall Kirchen und Klöster zu gründen. Der südliche Theil wurde fast völlig für den Glauben gewonnen. Auch im nördlichen, dem König Ratbod unterworfenen Theile predigte Willibrord; ja bis nach Dänemark und auf die Insel Helgoland erstreckte sich seine Wirksamkeit. In Dänemark fand er allerdings einen steinichten Boden, aber er verzagte nicht. Was er selbst nicht vermocht hatte, sollten dänische Glaubensboten versuchen; er nahm deshalb eine Zahl dänischer Knaben mit sich, um sie als Prediger unter ihrem Volke auszubilden. Auf der Rückkehr wurde sein Schiff nach der den Friesen heiligen Insel Helgoland verschlagen. Er predigte auch hier und fand bei etlichen Männern Glauben. Da versammelte er sie an einem Duell, den die Heiden als heilig verehrten: nur schweigend wagten sie aus seinem Wasser zu schöpfen; in ihm hat er die Befehrten getauft. Auch ließ er einige Thiere zum Unterhalte der Seinigen tödten. Auch das war auf der heiligen Insel ein Verbrechen; denn die Thiere auf Helgoland waren heilig. Willibrord wäre beinahe ein christlicher Märtyrer geworden. Die empörten Bewohner ergriffen den Heiligen und seine Gefährten und brachten sie vor Ratbod, damit dieser sie richte. Drei Tage nacheinander wurde je dreimal das Los über sie geworfen; aber da es jedesmal zu ihren Gunsten ausfiel, entgingen sie dem Tode, mit Ausnahme eines einzigen, der einem Gößen geschlachtet wurde. Leider mußte der Heilige seine Thätigkeit auf mehrere Jahre unterbrechen, weil zwischen den Franken und Friesen ein Krieg ausbrach, in welchem König Ratbod siegreich war, die christlichen Kirchen und Klöster zerstörte und die Geistlichen und Mönche aus seinem Lande verjagte. Willibrord scheint sich unterdessen in sein Kloster Echternach bei Trier zurückgezogen zu haben, bis er nach Ratbods Tod die Thätigkeit in Friesland wieder aufnehmen konnte. Es galt

vor allem die Wunden zu heilen, welche der Rückschlag in das Heidenthum der christlichen Kirche in Friesland geschlagen hatte. Vom hl. Bonifacius, der im Jahre 719 nach Friesland kam, unterstützt, arbeitete er unverdrossen und mit großem Erfolge weiter. Er konnte auf eine fünfzigjährige reiche Missionsarbeit zurückblicken, als er am 6. November 739 im Kloster Echternach das Haupt zur letzten Ruhe legte. Vollendet wurde sein Befehrungswerk unter den Friesen erst unter Karl dem Großen.

5. Der hl. Bonifacius, Apostel der Deutschen, und seine Gefährten.

Der hl. Bonifacius wurde um das Jahr 675 in der gebirgigen aber fruchtbaren Grafschaft Devon im südwestlichen England als Sohn eines angelsächsischen Grundbesitzers geboren. In der Taufe erhielt er den Namen Winfried. In christlichem Ernste erzogen, kam der kaum sechsjährige Knabe auf Klostersgedanken, als einmal Ordensleute, welche eine Art Volksmission hielten, im elterlichen Hause des hl. Bonifacius übernachteten. Sie hatten ihm so gut gefallen, daß er nicht ruhte, bis er auch einer der Ihrigen war, trotz des anfänglichen Widerstrebens seines Vaters. In zwei Klöstern seiner Heimat genoß er eine ebenso treffliche Erziehung, als einen gründlichen Unterricht. Wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnisse wurde aus dem Schüler bald ein Lehrer und wenn die Verehrung der Schüler ein Zeugnis für den Wert des Lehrers ist, so ist Bonifacius ein trefflicher Lehrer gewesen. Auch als hervorragender Prediger wird er gerühmt: Kein Wunder, daß man dem eifrigen Mönche bald die Priesterweihe gewährte. Bonifacius war ein vollkommener Priester und ein ganzer Mönch. „Was die Jugend lockt, was die Sinnlichkeit reizt, hatte über ihn keine Macht, die Forderungen des Gehorsams, wie sie die Benedictinerregel enthält, wurden von ihm treulich erfüllt: in Wort und Wandel, in Glaube und Keuschheit bot sein Leben für alle ein Beispiel.“¹ Es dauerte nicht lange, so wurde Bonifacius wegen seiner hervorragenden Eigenschaften in weiten Kreisen bekannt; ein reicher Freundeskreis, darunter ein Erzbischof und ein Königssohn, umgaben ihn, zu hochwichtigen Unterhandlungen wurde er beigezogen und er gieng — daran war nicht zu zweifeln — einer

¹ Saut I, 416.

glänzenden Laufbahn entgegen, wenn er in seiner Heimat blieb. Aber er verließ England. Wie in Hunderten vor und nach ihm erwachte auch in ihm die Wanderlust und die Sehnsucht, in der Ferne unter Heidenvölkern das Evangelium zu verkünden. Er war seiner Heimat nicht überdrüssig geworden: bis ins greise Alter hegte er die wärmste Liebe für das Vaterland, das er in jungen Jahren verließ; um vollkommen zu werden und um fremden Völkern das Glaubenslicht zu bringen, wollte er um Christi willen alles verlassen. Nach den deutschen Ländern standen ihm Herz und Sinn, denn er wußte, daß noch tiefe Finsternis über manch schönem Gau Deutschlands lag. Schweren Herzens sah der Abt einen Schüler scheiden, der die Zierde und der Stolz des Klosters gewesen war.

Von zwei Mönchen seines Klosters begleitet, kam er über London zur See nach Holland, um die Mission unter den Friesen zu beginnen. Die Verhältnisse im Lande waren äußerst ungünstig; denn die Friesen lagen gerade im Kampf mit den Franken und stampften die junge Saat des Christenthums, welche eben der hl. Willibrord mit unendlicher Mühe gepflegt hatte, wieder in den Boden. Tiefe Wehmuth kam über Bonifacius, doch nicht Muthlosigkeit. Kühn entschlossen gieng er gerade auf sein Ziel los und suchte eine Unterredung mit König Ratbod selbst, dem unversöhnlichen Feinde des Christenthums in Friesland. Er muß dem heidnischen Fürsten imponiert haben, denn weder der Aufenthalt, noch die Thätigkeit im Lande wurde ihm verwehrt. Aber wie die Dinge lagen, konnte an einen Erfolg nicht gedacht werden. Im Spätherbste 716 entschloß sich Bonifacius, wieder nach England zurückzukehren. Es genügte ihm, während seines halbjährigen Aufenthaltes sich eine möglichst genaue Kenntniß der friesischen Zustände erworben zu haben. Er wartete auf eine bessere Zeit und kehrte nach England zurück.

Den Brüdern dort kam er erwünscht. Eben war der Abt Winbercht gestorben: sie wählten den Rückkehrenden zu seinem Nachfolger. Einen besseren hätten sie nicht wählen können. Bonifacius sah ein reiches und ehrenvolles Arbeitsfeld vor sich. Aber er war mit seinem wahren Beruf längst im reinen: er wollte nach dem Festlande zurückkehren, wenn es Gottes Wille sei, darum lehnte er mit Zustimmung seines Bischofs Daniel von Winchester die Wahl ab. Dieser war es auch, welcher ihm für seine neue Missionsreise den Weg bahnte, indem er ihm

einen offenen Brief an alle Könige, Fürsten, Bischöfe, Aebte, Priester und die Gläubigen insgesammt mitgab, um ihn denselben zu empfehlen. Diesmal wandte er sich — es war im Spätsommer 718 — zuerst nach Rom. Seine Reise durch das fränkische Gebiet erscheint wie eine Wallfahrt, überall wurden die Kirchen der Heiligen, an denen der Weg vorbeiführte, betend besucht. Im Winter traf er mit seinen Genossen glücklich in Rom ein. Seit 715 saß Gregor II. auf dem päpstlichen Stuhle, welcher den Heiligen freundlich aufnahm und ihm nach reiflicher Prüfung Mitte Mai 719 die Vollmacht erteilte, allen Heidenvölkern, zu denen er immer gelangen könne, das Reich Gottes zu verkünden. Diese allgemeine Vollmacht wurde genauer dahin bestimmt, daß Bonifacius den deutschen Völkern predigen solle. (Siehe Abbildung: St. Bonifaz erhält vom Papst Gregor II. die Vollmacht, als Missionär nach Deutschland zu gehen.) Mit dem Segen des Papstes und vielen Reliquien trat er die Reise nach Deutschland an. Unterwegs besuchte er den Langobardenkönig Luitprand, dann zog er über die Alpen und nach kurzem Aufenthalte in Bayern in die Maingegenden nach Thüringen. Als Bonifacius im Jahre 719 den deutschen Boden betrat, war der weitaus größte Theil des Landes Wald, welcher jahrhundertlang sich selbst überlassen, üppig dahinwucherte und eine Menge wilder Thiere beherbergte. Dem Waldreichthum entsprach ein großer Wasserreichthum der unregelmäßigen und vielfach uferlosen Flüsse. Das Christenthum war bis zum Main und Rhein wohl überall gepredigt, aber nicht überall wurde es befolgt; nördlich des Mains und im Osten des Rheins war Christi Name noch so gut wie unbekannt. Bonifacius sah also ein ungemein weites Arbeitsfeld vor sich liegen. In Thüringen hatte wohl der hl. Kilian mit gutem Erfolge gewirkt, aber Arbeit gab es noch übergenug. Um jedoch die kirchlichen Verhältnisse daselbst erfolgreich ordnen zu können, wollte Bonifacius sich die Zustimmung und Unterstützung des fränkischen Hofes bei Karl Martell erholen. Deshalb verließ er zunächst Thüringen wieder und wandte sich dem Rheine zu. Unterwegs traf ihn die Kunde vom Tode des Friesenkönigs Ratbod, der bisher die Mission in Friesland unmöglich gemacht hatte. Einmal, so erzählt man, sei er schon nahe daran gewesen, selber Christ zu werden; als er aber auf seine Frage, wo sich seine Vorfahren befänden, im Himmel oder in der Hölle, die Antwort erhalten habe, als Heiden seien sie

wohl in der Hölle, soll Rathbod erwidert haben: „Dann will ich lieber zu meinen heidnischen Ahnen in die Hölle, denn als Christ in den Himmel kommen.“ Jedenfalls blieb er ein unverzöhnlicher Feind des Christenthums. Nach seinem Tode konnte man auf eine reichere Beute hoffen. Bonifacius sah im Traume das Bild des Herrn, der ihm gebot, die reife Ernte zu schneiden und die Garben zeitiger Saaten in die himmlischen Scheuern zu sammeln. Als bald eilte er den Rhein hinab nach Friesland und arbeitete dort drei Jahre lang an der Seite des hl. Willibrord mit glänzendem Erfolge. (Siehe Abbildung: Sanct Bonifaz befehrt die Heiden in Friesland.) Als ihn Willibrord, der in der Mission bei den Friesen schon ergraut war, zu seinem Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle ernennen wollte, brach dieser seine Wirksamkeit ab und bat ihn, seine frühere Thätigkeit in Deutschland wieder aufnehmen zu dürfen, denn das sei der Wille des Papstes.

So kam Bonifacius 722 nach Hessen. Das Land war durch die Kämpfe zwischen Sachsen und Franken schwer heimgesucht worden; das Christenthum hatte noch wenig Boden gewonnen. Gerade die Leiden und die Noth der Zeit machten das Volk zugänglich für den Trost des Christenthums. In Hessen hatte Bonifacius seine ersten großen Erfolge zu verzeichnen. Zwei Brüder, Dettic und Deroulf, reichbegütert in Amönburg, waren die ersten, welche sich ihm anschlossen; dem Beispiele der angesehenen Männer folgten tausend andere. Auch ein Jüngling aus königlichem Stamme, Gregor, war in seinem Gefolge. Er hatte sich an den Worten des Heiligen so begeistert, daß er mit ihm ziehen und nie von seiner Seite weichen wollte, und er hat es auch treulich gehalten. Das Volk war in Hessen so arm geworden, daß es nicht imstande war, für den Unterhalt des Heiligen und seiner Begleiter zu sorgen. Dieser theilte das Glend und lebte von der Arbeit seiner Hände: dafür gewann er die Herzen des Volkes im Sturm. In kurzer Zeit entstanden über dreißig Kirchen, welche zunächst einen Mittelpunkt in Amönburg erhielten. Dort hat Bonifacius auf einem weithin sichtbaren Basaltfelsen eine klösterliche Niederlassung gegründet. Von dort aus leitete er die Mission bis zu den Grenzen der Sachsen. Amönburg sollte eine Pflanzschule für die einheimische sächsische Geistlichkeit werden.

Hocherfreut sandte Bonifacius einen Missionsbericht an den

Papst, worauf ihn dieser einlud, zu einer eingehenden Besprechung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland nach Rom zu kommen. Dort weihte ihn der Papst am 30. November 722 zum Missionsbischof für Deutschland, nachdem Bonifacius in der ihm eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit sein Glaubensbekenntnis nicht mündlich, sondern schriftlich abgelegt und den Eid der Treue geleistet hatte. Zugleich verwandelte der Papst seinen Namen Winfried in den Namen Bonifacius. Mit einer Sammlung kirchlicher Vorschriften und vielen päpstlichen Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die Großen und das Volk Thüringens und des Sachsenlandes, an die Bischöfe, die Geistlichen und das christliche Volk Deutschlands reiste Bonifacius im Frühjahr 723 in sein Missionsgebiet nach Deutschland zurück. Er predigte wie früher und spendete das Sacrament der Firmung. Bei Geismar stand eine gewaltige, dem Donnergotte geweihte Eiche, unter welcher die heidnischen Hessen mit Vorliebe dem Donar ihre Opfer darbrachten. Um diesen zu zeigen, daß ihr Donnergott keine Macht habe sie zu schützen, und daß alles Vertrauen auf die Götter Wahn sei, beschloß Bonifacius, sie niederzuhauen und aus ihrem Holze eine Kapelle bauen zu lassen. Es war ein kühner Entschluß, der ihm das Leben kosten konnte: aber trotz Todesdrohungen hieb er mit der Axt an den gewaltigen Stamm. In banger Erwartung standen Heiden und Christen dabei: plötzlich stürzte die Göttereiche krachend zusammen. Daß kein Blitzstrahl den Heiligen zermalmt hatte, das machte den Glauben an die alten Götter wankend. Viele ließen sich taufen. Der Fall dieser Eiche bedeutete im Hessenlande den Fall des Heidenthums. Sie lieferte das Material für die an ihrer Stelle errichtete Kapelle zu Ehren des Apostelfürsten Petrus. (Siehe Abbildung: St. Bonifaz haut in Hessen die Donnereiche nieder.)

Während der hl. Bonifacius mit Gottes sichtbarem Segen und wunderbarem Erfolge die katholische Kirche in Hessen und Thüringen immer weiter ausbreitete, suchte ein benachbarter Bischof, wahrscheinlich Gerold von Mainz, mehr Kriegsmann als Bischof, den Gewinn einzuernten, welchen der Heilige durch seinen Schweiß dem Christenthum verschafft hatte und beanspruchte das benannte Land als einen Theil seiner Diocese. Durch Vermittlung des Papstes und Unterstützung des mächtigen Karl Martell wurde aber dieser ungerechte Anspruch zurückgewiesen und Bonifacius konnte ungehindert weiter arbeiten. Bald gieng

er nach Thüringen, wo das Christenthum durch eine Partei von unkirchlichen Priestern, welche für die Einheit der Kirche keinen Sinn hatten und allerhand Sondergewohnheiten einführten, stark geschädigt wurde. Als das Volk die Begeisterung des hl. Bonifacius für die Kirche und deren Einheit, seinen Muth und seine Ueberzeugungstreue, seine Ruhe und Umsicht kennen lernte, trug es kein Bedenken, seine früheren unkirchlichen Priester zu verlassen und dem hl. Bonifacius unbedingt zu folgen. Die Führer der Gegenpartei mußten aus dem Lande weichen. Die Arbeitslast wurde aber allmählich so groß, daß sich Bonifacius um Gehilfen umsehen mußte. Er wandte sich nach England. Es gab fast keine Priester im Lande, neue Klöster waren nothwendig, wenn man auf Bestand des Christenthums rechnen wollte, bischöfliche Sitze mußten errichtet werden, kurz, Bonifacius brauchte dringend Mitarbeiter. Sie kamen aus seiner Heimat. Von dorther hatte man den Heiligen auch bisher durch Geldspenden und durch Uebersendung von Kirchengewandten und Büchern unterstützt. Dort hatte man seine Thätigkeit mit größter Theilnahme verfolgt. Zu den hervorragendsten unter den neuen Genossen des hl. Bonifacius gehörte Lullus, der später des hl. Bonifacius Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl in Mainz geworden ist, Burkhard, später Bischof von Würzburg, Witta, der Lehrer Karls des Großen, Willibald, der erste Bischof von Eichstädt, und sein Bruder Wunibald, Abt Wigbert, Meginhart und andere.

Aber auch fromme Frauen aus England folgten dem Rufe des Heiligen, so die Mutter des Lullus, Chunigild, und ihre Tochter Berathgilt und Willibalds Schwester Walpurgis; sie wurden Lehrerinnen der weiblichen Jugend in Thüringen; es kamen ferner Thekla und ihre Verwandte Lioba, die bedeutendste von allen. Im Marienkloster auf der Insel Thane hatte Lioba eine ungewöhnlich reiche Bildung erhalten; sie kannte die heilige Schrift und die kirchlichen Vorschriften, manch Väternwort war ihr im Gedächtnis, ein klarer, heller Geist sprach aus ihr, nichts vermochte ihren sinnigen Charakter zu verdüstern. Schön wie die Engel, hinreißend in ihren Reden, offen und mittheilhaftig, gegen alle freundlich, wurde sie von jedermann geliebt, selbst die kampflustigen Germanen senkten das Haupt vor ihr und freuten sich, ihre Kinder unter solcher Aufsicht zu wissen.

Diese Hilfskräfte aus seiner Heimat vertheilte Bonifacius über das ganze Land hin: es wurde nicht mehr nur in einzelnen Kirchen, sondern überall in den Dörfern und den Burgen das Evangelium verkündet. Zugleich wurde es dem Bischofe möglich, eine Anzahl neuer Kirchen zu gründen. In Hessen entstand Frixlar, in schöner Lage an der Edder. Die Kirche wurde dem hl. Petrus geweiht; an der Ohra erhob sich das Kloster Ohrdulf, das alte Klösterlein zu Amönaburg wurde erweitert und erhielt eine neue, dem Erzengel Michael geweihte Kirche. Im Maingebiet wurden drei Frauenklöster gegründet: in Tauberbischofsheim, an dessen Spitze Lioba trat, während die beiden unweit auseinandergelegenen Klöster Kitzingen und Ochsenfurt von Thekla geleitet wurden.

Unterdessen hatte Bonifacius wiederholt Missionsberichte an den Papst gesandt. Als am 11. März 731 Gregor II. gestorben war und das Vertrauen des römischen Volkes den berebten, gelehrten und thatkräftigen Gregor III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben hatte, ordnete Bonifacius unverzüglich eine Gesandtschaft nach Italien ab, um den Papst zu beglückwünschen und ihm nicht nur über die Mission in Deutschland Bericht zu erstatten, sondern auch um über einige Fragen sich Aufschluss zu erbitten. Der Papst brachte der deutschen Mission und ihrem Leiter ein offenes Herz und eine lebhafte Theilnahme entgegen. Um das Ansehen des hl. Bonifacius zu erhöhen und seine Wirksamkeit zu unterstützen, erhob er ihn zur erzbischöflichen Würde und beauftragte ihn, in Deutschland Bisthümer zu gründen und Bischöfe zu weihen (732).

Bonifacius wendete sich, nachdem das Christenthum in Thüringen und Hessen etwas befestigt schien, nach Bayern, wozu bekanntlich auch Oesterreich gehörte. Es war manches Jahr verflossen, seitdem der fromme Herzog Theodo Missionäre aus dem Frankenlande dorthin gerufen und dann selbst eine Pilgerreise nach Rom angetreten hatte, um mit Papst Gregor II. über die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Bayern zu berathen. Theodo war zu früh gestorben, um diese Ordnung durchzusetzen. Als Bonifacius nach Bayern kam, herrschte Herzog Hugbert über das Land, aber nicht selbständig, sondern unter fränkischer Oberhoheit. Er legte der Wirksamkeit des Heiligen kein Hindernis in den Weg. Bonifacius predigte, visitierte viele Kirchen und setzte den Irrlehrer Crenwulf ab, aber zur Er-

richtung von Bisthümern kam es noch nicht. Eine wichtige Eroberung machte aber Bonifacius in der Gegend von Landshut: der reichbegabte junge Sturm, der Sohn eines bayrischen Adelligen, folgte ihm. Er gehörte zu jenen seiner Schüler, die sich innigst an ihn angeschlossen. Er wurde später der Leiter seiner Lieblingsstiftung, des Klosters Fulda.

Der Aufenthalt in Bayern war also nicht fruchtlos gewesen; aber die Hauptaufgabe, die Gründung von Bisthümern, war erst noch zu erfüllen. Sie erschien dem hl. Bonifacius so wichtig, daß er sich mit dem Papste darüber persönlich berathen wollte und darum im Jahre 735 seine dritte Romreise antrat. Damit stand er an einem Wendepunkte seines Lebens. Bisher hatte er die katholische Kirche in Deutschland ausgebreitet, von jetzt ab sollte er sie ordnen. Hatte er bisher neue Christen gewonnen, so galt es jetzt, dieselben der Kirche auch zu erhalten. Die Arbeit war nicht minder wichtig und nicht minder schwierig als die erste.

Fast ein Jahr war Bonifacius in Rom verweilt; denn es gab viel zu berathen und zu überlegen; erst im Frühjahr 736 verließ er die ewige Stadt. Er hat sie nicht wiedergesehen. Bei dem Longobardenkönig Luitbrand in Bavia machte er Raft. Dann zog er über die Alpen nach Bayern, wo unterdessen Herzog Odilo zur Regierung gelangt war. Odilo war ein geborner Fürst, stolz und kühn, ein Mann des Schwertes und des Rathes, der Kirche treu ergeben. Besonders hat er die Kirche in Salzburg mit reichem Besitz ausgestattet und bei der Maximilianszelle im Pongau eine Klosterniederlassung gestiftet. Als Bonifacius nach Bayern kam, lud ihn Herzog Odilo ein, die kirchlichen Verhältnisse des Landes zu ordnen. Es handelte sich bei der nothwendigen Errichtung von Bisthümern nicht bloß um die Abgrenzung der Diöcesen, sondern auch um die richtige Wahl von Bischöfen, auf die er sich verlassen konnte. In den Jahren 736 und 737 wurden vier Bisthümer errichtet: Freising, Regensburg, Passau und Salzburg. Nur Bischof Vivilo von Passau war vom Papste selbst bereits rechtmäßig geweiht; er behielt Passau. Die übrigen Bisthümer erhielten neue Oberhirten: Freising den Bruder des heiligen Corbinian, namens Erenbrecht; Salzburg den Angelfachsen Johannes, Regensburg einen gewissen Gualbus, der zugleich an die Spitze des Klosters St. Emmeram

trat. Einen Erzbischof gab Bonifacius der bayerischen Kirche nicht, weil dadurch die Pläne des Herzogs Odilo, sich von der fränkischen Oberhoheit unabhängig zu machen, befördert worden, und Bonifacius in schwierige Beziehungen zu dem Beherrscher des Frankenreiches, Karl Martell, gekommen wäre. Das Oberaufsichtsrecht über die bayerische Kirche behielt er sich einstweilen selbst vor. So brachte er die Kirche in Bayern mit Rom in dauernde Verbindung und viele Bayern, namentlich Adelige, wanderten nach Rom, um sich in der katholischen Religion und Theologie unterrichten zu lassen.¹ Erst im Jahre 798 wurde Salzburg zum Erzbisthum der bayrischen Kirchenprovinzen erhoben. Da Bonifacius sein Werk in Bayern nur mit Zustimmung des Herzogs und der Großen und im Einverständnis mit dem heiligen Stuhle begonnen hatte, war ein Widerspruch der früheren, nicht immer genug gutgesinnten Geistlichkeit nicht zu befürchten; im Gegentheil konnte sich die weitere Thätigkeit des Heiligen gerade auf die Entfernung untauglicher Geistlicher beziehen. Auch eine bayrische Synode sollte der heilige Bonifacius im Auftrage des Papstes an der Donau, also in Regensburg oder Passau abhalten. Wir wissen nicht, ob dieselbe zustande gekommen ist, doch ist es sicher, daß es nicht allzulange dauerte, bis die erste bayerische Kirchenversammlung stattfand. Jahr und Ort derselben sind unbekannt, ihre Beschlüsse dagegen sind auf uns gekommen und geben interessante Aufschlüsse über die damaligen kirchlichen Zustände in Bayern. Die Versammlung mahnte zur Eintracht zwischen den neuen Hirten und den Gemeinden, es fehlte dem Volke noch an religiösem Sinne: die Theilnahme am Gottesdienste, besonders auch an der heiligen Communion war unbefriedigend; die Beichte wurde ebenso wie die wöchentlichen und jährlichen Fasttage nicht allgemein beobachtet. Die Ehen wurden vielfach ohne Mitwirkung der Kirche geschlossen. Außerdem werden noch Meineid, Unzucht, Trunkenheit und dergleichen als herrschende Laster getadelt. Die kirchliche Versammlung wollte, daß man wenigstens alle drei bis vier Wochen zur heiligen Communion gehe. Mittwoch und Freitag sollten als allwöchentliche, die Quatember als jährliche Fasttage allgemein in Uebung kommen, die Ehen sollten nicht ohne den Priester

¹ Schreiber, Geschichte Bayerns I, 20.

geschlossen werden, das heilige Opfer für Lebende und Todte nicht unterbleiben.¹

Von Bayern gieng Bonifacius nach Thüringen und Hessen, wo er in den Jahren 740 und 741 ebenfalls die kirchlichen Verhältnisse ordnete, und zunächst drei Bisthümer errichtete: Würzburg mit Bischof Burkhard, seinem Schüler, das hessische Bisthum Buraburg in einer jetzt verschwundenen Stadt auf dem Bürberge zwischen den Klöstern Fritzlar und Amönaburg und endlich für die Gegend nördlich des Thüringerwaldes das Bisthum Erfurt. — Nur Würzburg hat sich als Bisthum erhalten, die andern zwei wurden in der Folge wieder aufgelöst.

Auch Willibald, der Nefte des hl. Bonifacius, war zum Bischof geweiht worden; das für ihn bestimmte Bisthum Eichstätt wurde aber erst 745 errichtet. Eichstätt gehörte zum Nordgau, jenem Gebiete nördlich der Donau, um welches die Bayern, Franken und Thüringer nicht selten blutige Kriege führten.

Eben war der Nordgau infolge des Krieges, der zwischen Herzog Odilo von Bayern und den fränkischen Hausmeiern (Pipin und Karlmann) ausgebrochen war, größtentheils von Bayern abgetrennt worden. Es war ein im ganzen noch unbebautes und unchristliches Gebiet. Die Cultivierung dieser Gegend und ihre Bekehrung zum Christenthume ist das Werk dreier Geschwister, naher Verwandten des hl. Bonifacius: nämlich der Brüder Willibald und Wunibald und ihrer Schwester Walpurgis. Sie stammten aus hochadeligem Geschlechte Englands. Um 720 verließen die Brüder ihre Heimat. Beide standen in den ersten Jünglingsjahren. Von dem älteren Willibald war die Anregung zur Wanderung in die Fremde ausgegangen. Seine Eltern hatten ihn, als er kaum drei Jahre zählte, unter dem hohen Kreuze, das vor ihrem Hause errichtet war, zum Klosterleben verlobt. In stiller Klostereinsamkeit war er herangewachsen; ein starker Wille wohnte in seinem schwachen Körper. Es war ihm nicht genug, den Bruder zur Wallfahrt zu begeistern, auch der Vater sollte sich anschließen. Dieser trug Bedenken: der Gedanke an Frau und Kind hielt ihn zurück; er stand in zweiter Ehe, die Kinder waren zum Theil uner-

¹ Nach Saut I, 463 f.

wachsen, aber der zwanzigjährige Willibald mußte ihn durch seine stürmische Begeisterung und Beredsamkeit zu gewinnen. Er folgte den beiden Söhnen, zahlreiche Gefährten schlossen sich an. Langsam durchzog die Pilgerschar das weite Frankreich: man gieng an keiner Kapelle vorüber, ohne sie zu besuchen und darin zu beten. Erst im Spätherbste 720 wurden die Alpen überstiegen. Aber den Anstrengungen der Reise waren die Kräfte des alten Vaters nicht gewachsen: er starb in der Fremde, in Lucca, dort haben ihn seine Söhne bestattet. Von seinem Grabe eilten sie weiter zu dem Ziele ihrer Wallfahrt, nach Rom. Als sie endlich die Stufen der Peterskirche hinanstiegen, da kannte ihre Dankbarkeit keine Grenze, sie waren glücklich, daß es ihnen beschieden war, die schimmernde Basilika des hl. Petrus zu betreten. Während Willibald seine Pilgerreise in das heilige Land fortsetzte, konnte Wunibald sich nicht von Rom trennen. Er trat in eines der römischen Klöster; hier glaubte er eine neue Heimat gefunden zu haben. Dort lernte er den hl. Bonifacius kennen: durch diesen überredet, entschloß er sich, Rom zu verlassen, um an der Arbeit in Deutschland theilzunehmen, und er hat redlich mitgearbeitet. In Thüringen, wo er zunächst verwendet wurde, hatte er sieben Kirchen zu versehen. Später kam er in das Gebiet von Eichstädt, wo sein Bruder Willibald unterdessen Bischof geworden war. Dieser hatte sich sieben Jahre lang im Morgenlande aufgehalten, ein unermüdlicher Besucher der heiligen Stätten. Gern erzählte er, daß er Bethlehem gesehen, sich im Jordan gebadet, in Jerusalem gar oft am Orte des Todes und des Begräbnisses des Herrn, wie an der Stätte seiner Himmelfahrt geweilt habe, auch wie er in die Gefangenschaft der Türken gerathen und erst nach langer Zeit aus derselben wieder befreit wurde. Dann war er in das Kloster des hl. Benedict nach Monte Cassino gegangen und war dort Mönch geworden. Als Bonifacius das dritte Mal in Rom war, bat er den Papst, ihm auch Willibald als Mitarbeiter nach Deutschland zu senden. Der Papst erfüllte diese Bitte. Bald nach Bonifacius machte sich Willibald auf den Weg nach Deutschland, um an der Stätte des Apostels der Deutschen zu wirken. Dieser fand aber in ihm den rechten Mann für einen neuen Bischof. Er bestimmte ihm den Nordgau, aber zunächst noch ohne bestimmten Sitz; denn sein späterer Bischofsitz Eichstädt war noch nicht die Eichenstadt, sondern ein schattiger Eichen- und

Buchenhain mit einem Marienkirchlein auf einsamer Waldeshöhe. Es waren erst die Anfänge einer Ansiedlung und Christianisierung auf dem Gebiete, das Graf Luitger dem hl. Bonifacius geschenkt hatte. Neben dem Marienkirchlein erhob sich jetzt ein Klösterlein des hl. Willibald, und um das Kloster entstanden bald so viele neue Ansiedlungen, daß Eichstätt — so wurde die rasch entstandene Stadt genannt — im Jahre 745 zum Bischofssitz geeignet schien.

Unter Willibalds umsichtiger und eifriger Leitung gelangte das Bisthum zu hoher Blüte. Cultur und Christenthum fanden jetzt auch zwischen Donau und Main eine dauernde Heimat.

Mit seinem Bruder Wunibald kaufte Willibald ein einsames Waldthal zwischen Wörnitz und Altmühl, wo es noch ganz an menschlichen Niederlassungen fehlte. Dort gründete Wunibald das Doppelkloster Heidenheim. Er selbst leitete die Mönche, seine Schwester Walpurgis trat an die Spitze des Frauenklosters. Dort wirkte sie bis an ihr Ende. In Heidenheim stand schon manches Jahr der Sarg, der Wunibald bergen sollte, in der Klosterkirche: der Anblick desselben sollte ihn Tag für Tag an die Nähe des Todes erinnern. Als Wunibald seinen Tod nahe fühlte (am 18. December 761), sagte er zu den um sein Lager versammelten Brüdern: „Von dem Bunde des Gehorsams, den ihr mir gelobt habt, spreche ich euch frei, aber aus der Pflicht des rechten Wandels, dazu ihr euch gegen Gott verbunden habt, entlasse ich euch nicht. Diese Pflicht will ich euch nicht erleichtern.“ Immer hatte er die Gabe, die Menschen zu behandeln: bald freundlich, bald ernst; wenn es sein mußte, fehlte ihm auch die einschneidende Kraft des zündenden Wortes nicht. Sein sprechendes Ebenbild war seine Schwester Walpurgis in der Leitung des Frauenklosters. Ein heiliges Leben und rastloses Wirken gieng von den beiden Klöstern aus. Zahlreiche Ansiedlungen in ihrer Nähe bildeten das freundliche Städtchen Heidenheim auf dem Höhenzuge, den man jetzt Hahnenkamm nennt. Das Doppelgrab des hl. Wunibald und seiner Schwester Walpurgis (gest. 25. Februar 780) blieb in Ehren, namentlich durch das wunderbare Walpurgisöl, eine unerklärte helle Flüssigkeit, welche immer noch aus dem Steinsarge der hl. Walpurgis an bestimmten Tagen in beträchtlicher Menge fließt.

Im Gefolge der drei heiligen Geschwister Willibald, Wunibald und Walpurgis befanden sich nach der Ueberlieferung noch

die beiden Einsiedler Sola und Sebald. Ersterer gründete im Thale der Altmühl eine klösterliche Ansiedlung, Sebald ließ sich an der Regnitz nieder und baute dort eine Kapelle, welche vom hl. Bonifacius geweiht wurde. Seine Einsiedelei bildete den Anfang der Stadt Nürnberg, und damit der Cultur und Christianisierung Mittelfrankens.

Die Reliquien des hl. Sebaldus wurden in Nürnberg hoch verehrt. An Stelle der von Bonifacius geweihten Kapelle erhob sich später die herrliche Sebalduskirche mit dem großartigen Sebaldusgrab, welche als das vollendetste Werk der Eisengießerei und als das größte Heiligthum deutscher Kunst gepriesen wird. Die zahlreichen Pilgerfahrten zum Grabe des hl. Sebaldus beförderten das rasche Ausblühen der mittelfränkischen Hauptstadt Nürnberg.

Unterdessen waren im Spätherbste 741 kurz nacheinander die beiden Männer gestorben, welche die wichtigsten Stellen in der abendländischen Christenheit einnahmen: der gewaltige fränkische Hausmeier Karl Martell und Papst Gregor III. Die Ausbreitung des Christenthums hatte während ihrer Regierung durch den hl. Bonifacius einen raschen und erfreulichen Fortgang genommen.

Durch seine Förderung des Missionswerkes hat Papst Gregor eine reiche Saat gestreut, die Ernte erlebte er nicht mehr.

Karl Martell hat dem Christenthume gegenüber im ganzen keine feindliche Stellung eingenommen. Zwar hat er der Kirche schwer geschadet durch Begünstigung unwürdiger Hofbischöfe und eine weitgehende Entfremdung kirchlichen Besitzes, aber auf der anderen Seite hat er auch die christlichen Missionäre durch seinen Schutz gefördert, wie die Mission in Friesland unter Willibrord und namentlich die Wirksamkeit des hl. Bonifacius. Noch Größeres leistete er der gesammten Christenheit durch seinen gewaltigen Sieg bei Poitiers, in welchem er das Abendland vor der drohenden Gefahr rettete, dem Muhamedanismus in die Hände zu fallen.

Bei seinem Tode theilte er das Reich wie ein wirklicher König unter seine beiden Söhne Karlmann und Pipin. Beide waren bei den Mönchen in St. Denis erzogen worden und blieben den christlichen Grundsätzen, die sie dort aufgenommen hatten, ihr Lebenlang treu. Für das Missionswerk in Deutschland war dieses von eminenten Bedeutung; hier herrschte Karlmann. In

Bayern=Oesterreich regierte ziemlich unabhängig von ihm der nicht minder kirchlich gesinnte Herzog Dilo.

Unter Karlmanns Regierung begann eine neue Thätigkeit des hl. Bonifacius, nämlich die kirchliche Reform durch Abhaltung mehrerer Nationalsynoden oder Kirchenversammlungen der deutschen und fränkischen Bischöfe. Je größer nämlich die Schöpfung des hl. Bonifacius herangewachsen war, desto dringender wurde das Bedürfnis, die einzelnen Diöcesen und namentlich ihre Oberhirten innig miteinander zu verbinden und dadurch die Einheit und Einigkeit in Lehre und Leben der Hirten und des Volkes zu erzielen.

Die erste deutsche Kirchenversammlung wurde am 21. April 742 auf einer Villa Karlmanns abgehalten. Bonifacius wurde hier auch staatlicherseits als Erzbischof anerkannt; außerdem wurden verschiedene Beschlüsse gefaßt, welche den Zweck hatten, alle Priester und Ordensleute zu einem ihrem heiligen Stande entsprechenden sittenreinen und friedlichen Leben anzuhalten, der Kirche die unter Karl Martell geraubten Kirchengüter wieder zurückzugeben, das Familienleben nach christlichen Grundsätzen zu regeln, die dienenden Classen vor einer unchristlichen und unwürdigen Behandlung zu bewahren und die noch vorhandenen abergläubischen Gebräuche abzustellen. Namentlich wurde den Geistlichen die Antheilnahme am Kriegshandwerk ernstlich untersagt; kein Geistlicher durfte in Zukunft mehr Waffen tragen oder in das Feld ziehen. Nur eine entsprechende Anzahl von Feldgeistlichen sollte für Ausübung der Seelsorge mit dem Heere ziehen, damit auch die Krieger Gelegenheit zur Beichte und zur Theilnahme am Gottesdienste hätten. Auch die Klöster wurden nicht außeracht gelassen. Es wurde anerkannt und eingeschärft, daß überall die Regel des hl. Benedict zur Durchführung gelangen solle. Zum Schlusse wurde verordnet, daß derartige kirchliche Versammlungen alle Jahre regelmäßig wiederkehren sollten. Demgemäß fand schon im folgenden Jahre eine solche zu Lixtinä im Hennegau wieder auf einem Schlosse Karlmanns statt. Dort wurden die Beschlüsse vom Vorjahre erneuert und erweitert, letzteres namentlich betreffs der Ehehindernisse. Außerdem wird dieser Kirchenversammlung gewöhnlich eine Taufformel und ein Verzeichniß der heidnischen Gebräuche, die noch im Volke wucherten, zugeschrieben. Die Taufformel, beziehungsweise die Fragen vor der Taufe mit

den Antworten, welche der Täufling zu geben hatte, lauteten: Entfagst du dem Teufel? Ich entfage dem Teufel. Und allem Teufelsdienste? Und ich entfage allem Teufelsdienste. Und allen Teufelswerken? Und ich entfage allen Teufelswerken und Worten, Thunaer und Bodan und Saznote und allen Unholden, die ihre Genossen sind. Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater? Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater? Glaubst du an Christ, Gottes Sohn? Ich glaube an Christ, Gottes Sohn. Glaubst du an den heiligen Geist? Ich glaube an den heiligen Geist. — Es sind fast wörtlich die gleichen Fragen, welche noch immer in der katholischen Kirche bei der Taufe gestellt werden. — Das Verzeichniss der noch im Volke fortlebenden heidnischen Gebräuche eröffnet uns einen Blick in das damalige Volksleben, weshalb einige dieser abergläubischen Gebräuche aus dem Heidenthum näher berührt werden sollen. Es sind nur die Ueberschriften von dreißig Capiteln erhalten, welche aber trotz aller Erklärungsversuche zum Theil noch völlig räthselhaft sind. Sie beginnen mit einem Capitel „von den unheiligen Gebräuchen bei den Gräbern der Verstorbenen und den gottesküsterlichen Verunehrungen der Verstorbenen.“

Die alten Deutschen verbrannten nämlich die Leichen ihrer Verstorbenen, nachdem sie ihnen den Kopf abgehauen hatten, weil man den Todten durch den Sch. in eines gewaltsamen Todes in der anderen Welt nützen zu können glaubte. In das Reich der Seligen, die Walhalla, kamen ja, so wähnten sie, nur die im Kampf gefallenen Helden. Nicht selten wurden Frau und Kinder des Verstorbenen mitverbrannt. Man gab ferner den Verstorbenen Speisen mit ins Grab und goß Wein in dasselbe, damit sie auf ihrer Wanderung in die Ewigkeit etwas zu zehren hätten. Noch auf den Gräbern der Todten hielt man Schmausereien und lärmende Trinkgelage, während man anderseits die Todten wie Heilige verehrte und vor ihren Gräbern Lichter anzündete. Die vielen Schätze, welche man ihnen ins Grab mitgab, mögen Schatzgräbereien und anderen Gebräuchen ihren Ursprung gegeben haben.

Ein weiteres Capitel handelt von den unflätigen Festen im Februar. Man brachte der neuen Leben spendenden Sonne viele Opfer, namentlich Schweineopfer, und feierte ausgelassene Feste, wobei man den Winter zum Thor hinaustrieb und allerlei unsaubere Spiele und Gebräuche verband. Vielleicht sind die

Faschingslustbarkeiten ein Ueberbleibsel jener unreinen heidnischen Feste. Die heidnischen Tempel waren zwar zerstört; aber wie leicht war ein neues, heidnisches Heiligthum bereitet: Eine Hütte aus Laubwerk und Zweigeflecht genügte oftmals, und manchem, der sich eben hatte taufen lassen, war sie soviel wert wie eine christliche Kirche. Die Götterbilder waren gleichfalls vernichtet; aber man ersetzte sie durch eine Puppe aus Leinwandstücken. Andererseits wollte man unheilige Chöre und Gesänge, selbst bedenkliche Spiele und Gelage in die christliche Kirche übertragen. Dagegen mußte die Kirche ankämpfen. „Von den Heiligthümern in den Wäldern“ lautet eine andere Ueberschrift. Es ist die alte Anschauung des Germanenvolkes, welches dunkle Wälder auf einsamen Höhen und schattige Eichenhaine als Wohnungen und Tempel seiner Götter betrachtete.

Noch lange hat sich ein Aberglaube erhalten, welchen ein weiteres Capitel verpönt, „das Anhängen von Zetteln und Bändern“. Täfelchen von Metall, Holz, Schiefer und Pergamentpapier wurden mit Namen beschrieben oder mit den Bildern der Götter bemalt und um den Hals gehängt, um vor Krankheit und Unglücksfällen beschützt zu werden. An die Balken des Hauses band man Kräuter zum Schutze gegen feindliche Gottheiten und ähnliches. Um den stets fortwuchernden Aberglauben siegreich zu bekämpfen, wurde von der Kirche den Gläubigen empfohlen, Kreuze oder Reliquien der Heiligen oder Bilder zu tragen, damit sie von Gott auf die Fürbitte der Heiligen vor allem Uebel beschützt würden. Weiterhin verbot die Synode die abergläubischen Zaubersprüche, das Wahrsagen aus dem Fluge der Vögel oder nach Pferden oder dem Miste der Ochsen oder dem Niesen, endlich das Zeichen- und Losdeuten. In Zauberei und Wahrsagen galten besonders alte Weiber als erfahren. Unter den Vögeln war bei unseren Vorfahren der Rabe als Begleiter des Göttervaters Wodan von Bedeutung. Erschien ein Rabe bei der Darbringung des Opfers, so bedeutete es Glück. Setzte er sich vor ein Haus, worin ein Kranker lag, so mußte derselbe sterben, flogen zwei Rabenschwärme gegen einander, so gab es Krieg. Die Elster kündete Unglück, eine schreiende Nachteule den Tod an. In ähnlicher Weise prophezeite man aus dem Wiehern weißer Rosse, die man besonders verehrte, auch Ochsen, welche nicht geringes Ansehen genossen, gaben Anlaß und Gelegenheit zum Weissagen.



St. Bonifatius und seine Gefährten werden bei Sothum von den Friesen erschlagen.

Um die Zeit der Sommwenden loderten heilige Feuer auf den Höhen: sie wurden verdrängt und geweiht durch das Johannisfeuer und den Christbaum, welche Sinnbilder des erschienenen christlichen Lichtes sein sollen. Verschiedene Naturerscheinungen, wie Mondesfinsternisse, Hagel und so weiter wurden in abergläubischer Weise aufgefaßt. Die Mondesfinsternis betrachtete man als den Kampf des Mondes mit einem Ungethüm, das ihn zu verschlingen drohte, weshalb man durch Zurufe und Getöse aller Art das Unthier zu verschrecken suchte. Traf Hagelschauer die Fluren, so suchte man sofort nach den bösen Menschen, die denselben etwa gemacht haben könnten; an allem Unglück mußten Hexen schuld sein, ein Irrwahn, der noch jahrhundertlang vielen armen Geschöpfen unsägliche Qualen und häufig genug den Tod brachte. Schädliche Gewitter wollte man dadurch ferne halten, daß man einen rothen Hahn schlachtete und auf einen Baumwipfel hieng: das war der Wetterhahn. Die rothen Hähne waren nämlich die heiligen Lieblingsvögel des Donnergottes. Um diesen Aberglauben wirksam zu verdrängen, setzte man in christlichen Zeiten einen Hahn auf den Kirchthurm und machte ihn zum Zeichen der Wachsamkeit oder wollte mit ihm an den Hahn erinnern, welcher den hl. Petrus an seine Verleugnung mahnte. Aus abergläubischen Gründen lief man an bestimmten Tagen in zerrissenen Kleidern und Schuhen umher, man machte Götzenbilder aus Mehls Teig, woran noch die Nikolaus- und Allerseeleengebäcke und ähnliche Gebräuche erinnern. Die Feldprocessionen unter Gebet und Gesang in den Bittagen sollen den Fluch der Sünde von der Erde hinwegnehmen und Unglück ferne halten; sie wurden eingeführt, um ähnliche heidnische Flurumzüge mit Götzenbildern zu verdrängen. Es war heidnischer Gebrauch unserer Ahnen, nach überstandener Krankheit aus Holz geformte Hände oder Füße zum Zeichen der Dankbarkeit einem Götzenbilde anzuhängen. Derselbe Brauch hat sich im Christenthum bis zur Stunde erhalten; an jedem Wallfahrtsorte findet man derlei Dankbezeugungen kindlichgläubiger Gemüther in großer Menge: Insofern im Christenthum dadurch der wahre Gott verehrt werden soll, ist der Gebrauch nicht unerlaubt. Im letzten Capitel handelt die Synode von dem Aberglauben der Heiden, Weiber könnten den Mond verschlingen und die Herzen der Menschen hinwegnehmen. Sokehrte der Hexenwahn in allen möglichen Formen wieder.

Er ist im Volke heute noch nicht bis auf den letzten Rest geschwunden, und doch sind schon die ersten deutschen Kirchenversammlungen unter dem Apostel unserer Länder dagegen aufgetreten. Wenn noch in unseren Tagen in Sprache und Sitten sich Spuren und Reste der heidnischen Vorzeit nachweisen lassen, in welchem Maße wird das alles noch in den Tagen der Gall gewesen sein, wo der hl. Bonifacius dagegen anzukämpfen hatte. Er wurde aber nicht müde, diese Reste heidnischer Finsternis durch das wahre Glaubenslicht mehr und mehr zu verdrängen. Gerade die Kirchenversammlungen wurden dazu benützt. Alle Bischöfe sollten mit ihren Priestern zusammenwirken, Bräuche zu bekämpfen, die mit dem christlichen Glauben unvereinbar waren und selbst die Gefahr des Rückfalles ins Heidenthum in sich schlossen.

Auch in Frankreich hat Bonifacius auf Wunsch und mit Unterstützung Pipins das kirchliche Leben durch Synoden zu heben gesucht. Was dort zum Beispiel in Soissons im Jahre 744 beschlossen wurde, galt in jener Zeit nicht bloß als kirchliches Gesetz, sondern auch als Staatsgesetz. Im Jahre 745 hielten die beiden Beherrscher des Frankenreiches, Pipin und Karlmann, eine für Frankreich und Deutschland gemeinsame Kirchenversammlung ab, auf welcher die in Lehren und Sitten verdächtigen und schon früher verurtheilten Wanderbischöfe Adalbert und Clemens abgesetzt wurden.

Adalbert, ein geborener Franke, hatte das Zeug zu einem frommen Volksprediger und zu einem frechen Betrüger und war doch keines von beiden. Er scheint selbst an seine Albernheiten geglaubt zu haben. Sein größtes Heiligthum war ein Brief des Herrn Jesus Christus selbst. In Jerusalem, so erzählte er, war er auf die Erde gefallen und vom Erzengel Michael an dem Thore Ephrem gefunden worden. Auf mancherlei Wanderungen sei Adalbert in seinen Besitz gelangt. Er wußte das Volk an sich zu locken. Wenn sich die Leute an ihn drängten, um ihm zu beichten, so hörte man ihn sagen: Ich weiß alle euere Sünden, denn alle euere Heimlichkeiten sind mir bekannt. Ihr braucht nicht zu beichten, euere Sünden sind euch schon vergeben, kehrt nur getrost heim. Dadurch gewann er viele und schließlich verehrte man ihn als einen Heiligen und vertheilte seine Haare und Nägel als Reliquien. Statt in der Kirche, richtete er auf Wiesen und Feldern, an Hügelu und an Quellen Kreuze auf, auf offener Flur baute

er Kapellen und mußte durch allen möglichen alten und neuen Aberglauben das ohnehin noch abergläubische Volk an sich zu locken.

Clemens trug mehr von der Kirche abweichende Lehren vor und verwarf namentlich die Ehelosigkeit der katholischen Priester durch Wort und Beispiel. Beide wurden ihrer bischöflichen Würde entkleidet und zur Buße in ein Kloster gewiesen. Auch der unwürdige Bischof Gewilib von Mainz, ein leidenschaftlicher, mit Blutschuld beladener Kriegsmann, welcher dem hl. Bonifacius schon unendlichen Kummer verursacht hatte, wurde abgesetzt. Gewilibs gleichgesinnter Vater war im Kampfe gegen die Sachsen durch einen Wurfspeer getödtet worden. In dem neuen Kriege gegen die Sachsen griff auch Gewilib von Mainz zu den Waffen. Als sich die Heere der Franken und Sachsen an der Weser gegenüberstanden, beschloß Gewilib, für den Tod seines Vaters Rache zu üben. Er erkundigte sich, welcher Sachse im vorigen Jahre seinen Vater durchbohrt habe, und lud dann denselben, scheinbar in bester Absicht, zu einer geheimen Zusammenkunft ein. Beide kamen zu Pferd und trafen sich im Flußbette der Weser. Da durchbohrte Gewilib den nichts Arges ahnenden Sachsen ruchlos mit dem Schwerte, indem er ausrief: „Das gehört dir für meinen ermordeten Vater.“ Bleich und blutig sank der Sachse vom Pferde in die Wellen der Weser. Ergrimmt über den Meuchelmord griffen die Sachsen zu den Waffen, wurden aber besiegt und zurückgeschlagen. Die treulose Blutthat hinderte aber Gewilib nicht im mindesten, sein bischöfliches Amt in Mainz ungeschert weiter zu führen. So wenig hatte der Geist des Christenthums die herrschenden Kreise des Frankenreiches noch durchdrungen, daß man die That des Bischofs als erlaubte, ja verpflichtende Ausübung der Blutrache betrachtete. Während aber alle schwiegen, trat Bonifacius auf der Synode des Jahres 745 gegen Gewilib auf und erklärte, ein mit Blutschuld beladener Bischof könne sein Amt unmöglich weiterführen. Er drang durch und Gewilib mußte sich entfernen, erhielt aber durch seinen Einfluß bei Hofe die reichen Einkünfte zweier kirchlicher Güter, so daß er sein glänzendes Weltleben auch ferner fortsetzen konnte. Milo von Trier dagegen, gleichfalls ein unfürchlicher Bischof, behauptete sich auf seinem bischöflichen Stuhle trotz der Bemühungen des hl. Bonifacius, dessen Werk durch solche Männer

nicht gefördert wurde, und der sich noch dazu Bedenken machte, daß er den Verkehr mit solchen Männern nicht völlig vermeiden konnte. „Ihr sollt wissen,“ schrieb der Heilige an eine Aebtissin seiner Heimat, „daß unser Pilgerwandel durch mancherlei Stürme beunruhigt wird. Ueberall Mühe, überall Kummer. Draußen Kampf und im Innern Angst. Das Schwerste aber ist doch, daß die Hinterlist falscher Brüder die Schlechtigkeit der ungläubigen Heiden weit übertrifft.“ Er meinte die unwürdigen, aber bei Hofe mächtigen Bischöfe Gewilib von Mainz und Milo von Trier. Die Stellung des hl. Bonifacius war ungemein schwierig. Es war nicht so leicht, unwürdige Bischöfe oder Priester ohneweiters zu entfernen. (Was für Personen nannten sich nicht manchmal Priester. Entlaufene Sklaven ließen sich eine Tonjur machen, um vor ihren Herren sicher zu sein und erlaubten sich frevelhafterweise die Ausübung heiliger Functionen.) Sie waren oft die einzigen in einer weiten Gegend, und entfernte man sie, so hatte das Land in weitem Umkreis gar keinen Priester; zudem wußte gewöhnlich die Gemeinde nichts von der Unwürdigkeit ihres Seelsorgers und hieng an demselben. Deshalb mußte Bonifacius ihn im Amte dulden, da er noch dazu zur Zeit Karl Martells von der Regierung beschützt wurde.

Während der hl. Bonifacius unter vielen Mühen und Sorgen, aber mit noch größerem Erfolge für die Befestigung und Ordnung der kirchlichen Verhältnisse im Frankenreich und am Rhein thätig war, hatte sich in Bayern ein Umschwung der politischen und theilweise auch der kirchlichen Verhältnisse vollzogen. Herzog Odilo strebte nach völliger Unabhängigkeit vom Frankenreich und hätte gerne einen erzbischöflichen Sitz für sein Land in Salzburg gesehen, um auch die bayerische Kirche in Gemeinschaft mit Rom und unabhängig von fränkischen Bischöfen zu ordnen. Schließlich führte aber die Spannung zwischen ihm und den Söhnen Karl Martells zum Kriege. Odilo wurde am Lech von den beiden Brüdern Karlmann und Pipin geschlagen, gerieth in Gefangenschaft und mußte sich nach der Rückkehr in sein Herzogthum eine verschärfte fränkische Oberhoheit gefallen lassen. Von da an wollte er auch keinen eigenen Erzbischof mehr, sondern anerkannte als solchen den hl. Bonifacius.

Dieser hatte nämlich im Jahre 746 den durch Gewilibs Absetzung erledigten erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestiegen. Es war nicht seine Absicht gewesen, Erzbischof von

Mainz zu werden. Bonifacius hätte vielmehr zu seinem bischöflichen Sitz Köln erwählt; da sich aber hiergegen Schwierigkeiten erhoben, wurde Mainz die kirchliche Metropole für das christliche Deutschland unter dessen Apostel, dem hl. Bonifacius. Es war von außerordentlicher Bedeutung, daß endlich für die Christen in Deutschland ein Mittelpunkt in Mainz geschaffen war. In Verbindung mit Rom mußte von hier aus die Einheit und Einigkeit der christlichen Kirche in Deutschland gefördert werden. Die Einheit der deutschen Katholiken unter sich und mit Rom zu sichern, war die letzte Arbeit des Apostels der Deutschen. Er hat es auf seiner letzten Synode im Frühjahr 747 zustande gebracht. Wo diese Kirchenversammlung stattgefunden, wissen wir nicht. Es waren dreizehn fränkische und deutsche Bischöfe und mehrere Wanderbischöfe nebst zahlreichen Priestern und Diaconen anwesend. Hier zeigte sich, wieviel Bonifacius schon erreicht hatte. Die Absetzung unwürdiger Bischöfe und Priester war nicht mehr nöthig, und es handelte sich nur darum, zu verhüten, daß nicht ähnliche Zustände wieder einrissen, wie sie Bonifacius beseitigt hatte. Dazu sollten dienen die jährlich wiederkehrenden Versammlungen, die Stellung des Erzbischofs zu den übrigen Bischöfen und namentlich das Verhältnis der deutschen Bischöfe zu Rom. Deshalb brachte Bonifacius auf seiner letzten Synode einen Beschluß zustande, welcher die päpstlichen Rechte klar und unbezweifelt feststellte. Es wurde erklärt, daß die Versammelten den katholischen Glauben, die Einheit mit der katholischen Kirche und die Unterwerfung unter sie bis zu ihrem Lebensende bewahren wollten; dem hl. Petrus und seinem Stellvertreter wollten sie untergeben sein; in allen Stücken sei ihr Begehren, die Gebote des Apostelfürsten zu erfüllen, damit sie zu der ihm anvertrauten Herde gezählt würden. Diese Erklärung wurde einstimmig angenommen und, von allen Mitgliedern der Synode unterzeichnet, dem Papste übersendet.

Der protestantische Kirchenhistoriker Hauck bezeichnet es als den „Silberblick im Leben des Bonifacius“, daß seine ernste Ueberzeugung, die Kirche könne nur in der Gemeinschaft mit Rom und in der Unterordnung unter Rom gedeihen, in der feierlichsten Form auf jener Synode von den fränkischen Bischöfen ausgesprochen wurde. Wie nach einem langen Läuterungsproceß das Silber von Blei und Schlacken rein und hell blinkend zum Vorschein kommt, so betrachtete Bonifacius die innige Ver-

bindung der von ihm gegründeten und ausgebauten deutschen Kirche mit Rom als den Abschluß und die Krone seiner Arbeit.

Von da an tritt Bonifacius mehr und mehr vom Schauplatz des öffentlichen Wirkens auf deutschem Boden zurück. Er konnte es umsomehr, als die Beherrscher des Frankenreiches, Pipin und Karlmann, das kirchliche Leben in jeder Weise förderten. Aber auch Karlmann verschwindet seit 747 vom öffentlichen Schauplatze. Im Sommer dieses Jahres verzichtete er auf die Herrschaft, um sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er hatte glücklich und erfolgreich regiert, gleichwohl gefiel es dem frommen Herrscher in der Einsamkeit der Klosterzelle besser als auf dem Herrscherthron, dessen Besitz in jener Zeit nur allzu oft durch harte Verordnungen und blutige Kriege geschützt werden mußte.

Mit Karlmanns Rücktritt war Pipin Alleinherrscher des großen Frankenreiches und damit der deutschen Länder geworden; er wurde bald noch mehr: Der letzte König aus dem Geschlechte des glorreichen Chlodwig, der schwachsinnige Merowinger Childerich, wurde abgesetzt und Pipin bestieg den Königsthron. Bonifacius hat in dieser vom Papste gebilligten neuen Gestaltung der Verhältnisse keinen näheren Antheil genommen; das einzige, was er that, war, daß er die Salbung des neuen Königs vollzog. (Siehe das Bild: St. Bonifaz salbt Pipin zum Könige des Frankenreiches.) Ihn beschäftigte kein weit aussehender Plan mehr: Schon fühlte er die drückende Last seiner Jahre. Gleichmäßige kirchliche Sitten bis ins kleinste einzuführen, alles zu ordnen, was noch der Ordnung bedurfte, war sein Ziel. Am liebsten weilte sein Geist in diesen Jahren bei seiner Lieblingsstiftung Fulda. In den Jahren seiner erfolgreichsten Thätigkeit hatte er das Kloster gegründet. Dort sah er einen sicheren Stützpunkt für sein Wirken, dort wollte er einst ruhen und rasten von der Mühe des Lebens, dort sollte sein Leichnam die letzte Ruhe finden.

Sein Lieblingsjünger war ihm bei der Errichtung des Klosters an die Hand gegangen; es war Sturm, der als Jüngling dem Heiligen begeistert gefolgt war. Unter der Leitung des gelehrten und frommen Abtes Wigbert hatte er sich trefflich entwickelt; er war ein Muster der Gelehrsamkeit und Tugend; bald erhielt er die Priesterweihe und predigte in der Umgebung des Klosters Friblar. Aber sein Sinn stand nach der stillen

Zurückgezogenheit des klösterlichen Berufes. Drei Jahre nach seiner Priesterweihe erhielt er von Bonifacius die Erlaubnis, sich im buchonischen Wald ein stilles Plätzchen für eine klösterliche Niederlassung zu suchen. Nach manchem vergeblichen Gang in den Waldthälern an den Abhängen der Rhön und des Vogelsberges und manchen Zwischenfällen schien ihm ein Ort, Eichloh genannt, allen Anforderungen zu entsprechen. Bonifacius gab seine Zustimmung, und da Eichloh im Besitze Karlmanns war, so begab er sich selbst an den Hof, um dort Grund und Boden für die Anlage eines Klosters zu erbitten. Karl gewährte ihm einen Besitz von viertausend Schritten rings um Eichloh und bewog die benachbarten Edlen, ihr Eigenthumsrecht an das neue Kloster abzutreten.

Am 12. März 744 nahm Sturmi von der geschenkten Stätte feierlichen Besitz. Dann errichtete er auf einer kleinen Anhöhe ein Kreuz und baute zunächst mit einigen Genossen acht einfache Zellen um dasselbe. Jetzt gieng es an das Ebnen des Bodens und Roden des Waldes, ehe man die Fundamente des Klosters legen konnte. Im Mai kam Bonifacius, und nun wurde der Grund für die Klosterkirche gelegt. Als der Heilige im folgenden Jahre wiederkam, waren die Gebäude bereits fertig. So entstand das Kloster Fulda.

Es war das Lieblingskloster des hl. Bonifacius und sollte eine Musterstiftung für Deutschland werden. Ein paar Jahre nach der Gründung begab sich Sturmi mit zwei Genossen nach Italien, um das Leben in den dortigen Klöstern, namentlich in der Heimat des Benedictinerordens, in Monte Cassino, durch eigene Anschauung kennen zu lernen und dann in Deutschland zu verbreiten. Ein ganzes Jahr blieb er in Italien, die längste Zeit in Rom. Zurückgekehrt, suchte er den hl. Bonifacius in Thüringen auf. Manche Erinnerungen an die Römerfahrten mochten in dem Greise lebendig werden, wenn er seinen Lieblings-schüler von seinen Reiseerfahrungen erzählen hörte. Er mahnte ihn, Fulda soviel er könne, nach dem Muster der italienischen Benedictinerklöster einzurichten. Seine Seele hing an dem Kloster. Jahr um Jahr hielt er sich eine Zeitlang dort auf, um auszuruhen und seinen Geist zu sammeln, um die Brüder zu ermahnen und zu stärken und wohl auch an ihren Handarbeiten theilzunehmen. Unter seiner Beihilfe und der vortrefflichen Leitung des Abtes Sturmi blühte das Kloster Fulda zu einer großen

Stiftung heran, zu einem Sammelpunkte christlichen Lebens und Wirkens, zu einer Leuchte der christlichen Wissenschaft, zu einer Pflanzschule von einheimischen Glaubensboten und Priestern, zu einem Ausgangspunkte christlicher Cultur für das mittlere Deutschland. Indessen wollte Bonifacius in Fulda wohl im Tode ruhen, aber nicht dort sterben. Auf einmal kehrte er zu seinem Jugendplane zurück: Er wollte wieder Missionär sein und zu den Friesen gehen, um ihnen das Evangelium zu verkünden. Zu seinem Nachfolger auf dem Bischofstuhle von Mainz hatte er schon vorher mit Genehmigung des Papstes und Pipins seinen Schüler Lullus bestimmt. Bonifacius begann die neue Missionsarbeit im Vorgefühle seines nahen Todes: Er ließ eine Truhe mit Büchern füllen, die er auch in seinen alten Tagen nicht entbehren konnte. „Alber,“ sagte er zu Lullus, seinem Nachfolger auf dem Mainzer Bischofstuhle, „lege auch das Linnen dazu, in das man meinen altersschwachen Leib hüllen wird.“ Dem treuen Schüler kamen Thränen in die Augen. Auch Lioba wollte er noch einmal sehen. Er mahnte sie, Deutschland nicht zu verlassen, es wäre ihm wie Fahnenflucht vorgekommen. Die zarte Innigkeit zwischen den beiden heiligen Landsleuten trat noch einmal in schönster Weise zutage: Bonifacius wollte ihr auch im Tode nicht ferne sein. Gemeinsam hatten sie in diesem Leben Christo gedient, gemeinsam wollten sie im Tode nebeneinander ruhen und den Auferstehungstag erwarten.

Nachdem Bonifacius alle Anordnungen für den Fall seines Todes getroffen hatte, trat er 753 die Reise nach Friesland an. Seit dem Tode des hl. Willibrord hatte bei dem hartnäckigen Volke das Christenthum eher Rückschritte als Fortschritte gemacht. Zunächst weihte Bonifacius in seinem Schüler Coban einen Bischof für das in seinem Bestande gefährdete Bisthum Utrecht und begann seine apostolische Wirksamkeit mit gutem Erfolge, als ihm von Seite des Kölner Bischofs Hildegard Schwierigkeiten wegen des Bisthums Utrecht bereitet wurden. Bonifacius kehrte nach Deutschland zurück und erwirkte eine ihm günstige päpstliche Entscheidung. Im Frühjahr 755 rüstete sich der unermüdlige Greis wieder zur Reise nach Friesland, diesmal, um nicht wieder zurückzukehren. Sein Herzenswunsch erfüllte sich, er starb als Märtyrer. Bereits hatte er viele Bewohner für das Christenthum gewonnen und dieselben auf den 5. Juni 755 an den Fluß Borne bestellt, um sie an diesem Tage zu firmen.

Diesen Anlaß benützten seine heidnischen Gegner, um ihm nach dem Leben zu streben. Eine Rotte heidnischer Verschwörer fand sich am 5. Juni zusammen, und als die Morgensohle ihre ersten Strahlen auf die einfachen Zelte der christlichen Glaubensboten sandte, stürzten sich die Ruchlosen mit geschwungenen Mordwaffen auf deren Bewohner. Die Begleiter des hl. Bonifacius wollten sich vertheidigen; er untersagte es ihnen und mahnte sie zu standhafter Erduldung des Todes. Zweiundsüßzig Personen wurden außer Bonifacius erschlagen. Dieser war einer der letzten. Als ein Heide zum tödtlichen Streich ausholte, hielt Bonifacius schützend das Evangelienbuch über sein Haupt. Das war sein Schutz im Tode, was ihm sein Trost im Leben gewesen war. (Siehe das Bild: St. Bonifaz und seine Gefährten werden bei Docum von den heidnischen Friesen erschlagen.) Die Mörder hofften in den Habseligkeiten des Heiligen große Kostbarkeiten zu finden. Sie täuschten sich ebenso, wie sie sich getäuscht hatten, wenn sie mit Bonifacius das Christenthum in Friesland hatten vernichten wollen. Wie überall wurden die Blutstropfen der Märtyrer zu Samenkörnern für das Christenthum. Die Zahl der Christen war schon jetzt so groß, daß diese den Tod der heiligen Märtyrer an ihren Mördern rächten und dieselben drei Tage nach der Unthat theils verjagten, theils gefangen nahmen und tödteten. Den Leichnam des hl. Bonifacius brachte man nach Utrecht. Sein stets treuer und dankbarer Schüler Lullus trug Sorge, daß er von da nach Mainz kam, endlich wurde er der Bestimmung des Heiligen entsprechend, in Fulda beigesezt. Der 5. Juni 755 war der Schlusßpunkt einer fast vierzigjährigen rastlosen Thätigkeit, die kein anderer Glaubensbote unseres Vaterlandes übertroffen hat. „Man wird Bonifacius stets zu den großen Männern der Kirchengeschichte rechnen,“ schreibt ein Protestant, einer der besten Kenner der Kirchengeschichte, „er war ein gerader und wahrer Mann, der bei seiner Arbeit nicht sich suchte, sondern dem es auf die Sache ankam, der er diente. Dem, was er für Pflicht hielt, gieng er nie aus dem Wege, auch wenn er eigenen Wünschen deshalb entsagen mußte. Stets entsprach sein Verhalten seinen Ueberzeugungen. . . Man kann nicht eine Handlung entdecken, bei der er seine Grundsätze dem Erfolge geopfert hätte. War er streng, so vor allem in der Beurtheilung seines eigenen Handelns. . . Mit der Festigkeit einer durch keinen Zweifel erschütterten Ueberzeugung, der Treue

des Pflichtgefühls und dem Muthe der Gewissenhaftigkeit verband sich bei ihm die natürliche Gabe zu leiten und die angereicherte Fähigkeit des angelsächsischen Wesens. Darin liegt das Geheimnis seiner Erfolge. Bonifacius hat den deutschen Episcopat mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die deutsche Kirche nur dann blühen könne, wenn sie in enger Gemeinschaft mit Rom lebe. . . Ist, was er that, zu tabeln? Es ist nicht zu verkennen, daß die Einheit der Kirche die Einheitlichkeit der abendländischen Cultur möglich gemacht hat. Was ist aber die abendländische Cultur anderes als die Welt-Cultur? Wer sie in ihrem Werte zu schätzen weiß, wird schwerlich geneigt sein, den Erfolg zu beklagen, welchen die Thätigkeit des größten angelsächsischen Missionärs in Deutschland gebracht hat.“¹

Dieses Urtheil des gelehrten Protestanten verdient umso mehr Beachtung, als man es protestantischerseits so gerne beklagt, daß Bonifacius die deutschen Katholiken unter die Herrschaft des Papstes gebracht habe. Das ganze Riesenwerk des Heiligen wäre wertlos gewesen ohne die Einheit mit dem Mittelpunkte der katholischen Kirche; dem Heiligen war die Erstrebung dieser Einheit etwas selbstverständliches, sie war ihm Ziel und Krone einer unermüdblichen und einzigartigen Lebensarbeit.

6. Die Bekehrung der Sachsen unter Kaiser Karl dem Großen.

Bei einem großen deutschen Volksstamme waren auch die Bemühungen des Apostels der Deutschen, des hl. Bonifacius, erfolglos geblieben. Jahrzehntelang hat er den Gedanken der Mission unter den Sachsen treulich gehegt; bei der Gründung seines Klosters Amönaburg nahm er Rücksicht auf die sächsische Grenze; nach Rom begleitete ihn sein Lieblingswunsch: von Papst Gregor II. erbat er sich Vollmacht und Segen zur Sachsenmission; mit beredten Worten forderte er die Christen seiner Heimat in England auf, für die Bekehrung der Sachsen zu beten. Es war ihm nicht beschieden, seinen Lieblingsgedanken zu verwirklichen. Bei seinem Tode waren die Sachsen noch Heiden. Den ganzen Norden des ehemaligen Deutschland, von der Elbe bis nahe an den Rhein, beherrschten sie, in die drei Zweige der Westphalen, Cupern und Ostphalen getheilt. Sie

¹ Hauck I, 544 und 546.

waren ein gefürchtetes Volk kriegstüchtiger Bauern. Mit ihren langen Lanzen, kurzen Schilden und großen Messern und ihrem Feldzeichen, dem Löwen, über dem ein Adler fliegt, waren die sächsischen Kriegsmänner ein Gegenstand des Schreckens. Mit ihren Schiffen beherrschten sie die Nordsee als überall gefürchtete Seeräuber. Auch nach Britannien waren sie schon früh gekommen und hatten dort festen Fuß gefaßt. Kein Seesturm vermochte sie zu schrecken, ja gerade im Toesen des Sturmes griffen sie am liebsten an, weil man sie dann am wenigsten erwartete. Blitzschnell, wie sie gekommen, verschwanden sie wieder, grausam und fanatisch opferten sie den zehnten Gefangenen ihren Göttern. Wodan war ihr Hauptgott; von ihm wollten ihre Fürsten abstammen, sein Geist erfüllte das Volk und mit dem alten Götterglauben wahrten sie auch die alten Vätersitten am längsten unter allen deutschen Völkern. In unwandelbarer Treue hieng das Sachsenvolk an der von den Vorfahren erbten Scholle. In dem allgemeinen Vordringen und Weiterwandern der deutschen Stämme blieben allein die Sachsen gaue immer in dem gleichen Besiz. Durch die Lage ihres Landes waren die Sachsen vor der unmittelbaren Berührung mit der Bildung, aber auch mit dem Sittenverderben der alten Römerwelt behütet. Das inzwischen liegende fränkische Gebiet bildete gleichsam einen Schutzwall. So wahrten sie die keuschen Sitten der alten Deutschen am längsten. Aber sie blieben auch Barbaren und Heiden, während die Franken und Bayern und andere deutsche Stämme schon längst christliche Bildung angenommen hatten. Das Heidenthum der Sachsen war eroberrungslustig; jedes Jahr kamen sie an den Rhein, verbrannten die Kirchen, erschlugen die Geistlichen und opferten ihren Göttern die Kriegsgefangenen; ihr Wodansglaube war tief eingewurzelt und unbeugsam. Alle Befehrungsversuche der christlichen Missionäre waren bisher bei den Sachsen vergebens gewesen, hauptsächlich auch deshalb, weil sie in jedem christlichen Missionär einen Spion witterten, welcher ihr freies Land unter die Herrschaft der Franken bringen wollte. Die Glaubensboten wurden theils getödtet, theils verjagt. Wohl die meisten sind selbst dem Namen nach unbekannt. Unter den wenigen, deren Namen überliefert sind, war der hl. Suitbert, bekannt als früherer Genosse des hl. Willibrord bei der Mission in Friesland. Er hat um 693 in Westphalen gepredigt. Bald nach

ihm wirkten die zwei heiligen Ewald in derselben Gegend. Diese waren über das Meer gekommen und suchten wenigstens einige Sachsen für Christus zu gewinnen. Aber noch ehe sie ihr Werk recht begonnen hatten, wurden sie ermordet. Ein Bauer,



Zerstörung der Irminsäule.

Nach dem Freskogemälde im Krönungssaale zu Aachen.

den sie baten, er möge sie zu seinem Häuptling führen, erkannte sie als christliche Glaubensboten, und in der Furcht, sie möchten den Häuptling und damit einen ganzen Volksstamm bekehren, wurde er an ihnen zum Verräther. Statt sie hinzuführen, überfiel er sie mit seinen Nachbarsleuten. Ewald der Weiße — den Beinamen erhielt er nach seinem Haupthaar — wurde mit dem Schwerte rasch getödtet, sein Genosse aber langsam zu Tode

gemartert. Die Leichen warf man in den Rhein. So blieb das Land heidnisch bis auf Bonifacius und darüber hinaus. Einer seiner Schüler, Lebuin, der Sohn sächsischer Eltern aus England, machte einen neuen Versuch. Nachdem er zuerst in Deventer, in den heutigen Niederlanden, mit Erfolg gepredigt hatte, aber bald wieder vertrieben worden war, beschloß er, der Gefahr erst recht entgegen zu gehen und direct in das Sachsenland einzudringen. Das Kreuz in der Hand und das Evangelium unter dem Arm eilte er im Priestergewande in die sächsische Volksversammlung an der Weser. Im Augenblick, da das Opfer geschlachtet und das Feuer bereit war, trat er kühn in die Mitte der Versammlung und mahnte als Gesandter Gottes zur Bekehrung und zum Glauben an den einen, wahren Gott. „Wollt ihr mir nicht folgen,“ so schloß er, „dann werdet ihr es büßen. Der Herr des Himmels und der Erde wird einen tapferen König voll Klugheit und Macht senden, der wie ein Waldstrom über euch hinbraust, alles niederschmetternd; euere Weiber und Kinder aber wird er zu Sklaven machen und den Rest der Männer unterjochen.“ Wüthend stürzten sich die Sachsen auf den kühnen Prediger, schon spitzten sie Pfähle, um den Schänder des Heiligthums aufzuspießen, als ihnen ein vornehmer Sachse namens Bato entgegentrat und zurief: „Nicht so, ihr Männer! Oft kommen Gesandte der Nachbarvölker zu uns und wir haben sie stets friedlich aufgenommen und ehrenvoll entlassen. Sollten wir jetzt den Gesandten eines Gottes tödten? Wenn nur nicht seine Weissagung an uns in Erfüllung geht!“ Diese Worte retteten Lebuin, die Sachsen ließen ihn ziehen. Seine Worte aber giengen in furchtbarer Weise in Erfüllung.

Der mächtigste der Frankenkönige, Karl der Große, wurde die Gottesgeißel der Sachsen. Der Entscheidungskampf zwischen Franken und Sachsen war unvermeidlich. Schon Jahrhunderte vor Karl dem Großen hatte er mit blutigen Streifzügen begonnen, unter Karls Vater und Großvater, Pipin und Karl Martell war die Spannung immer ernster geworden. Bei der wachsenden Ausdehnung des Frankenreiches war es bloß eine Frage der Zeit, wann der Entscheidungskampf geschlagen werden sollte. Die Sachsen waren eroberungsfüchtige Heiden, die Franken bekehrungseifrige Christen. An eine Versöhnung beider Völker durch das Christenthum war vorläufig nicht zu denken, weil die Sachsen des Gedankens nicht los werden konnten,

das Christenthum annehmen, heiße, die Freiheit verkaufen und weil sie um keinen Preis von christlichen Missionären, zumal wenn sie aus dem Frankenreiche kamen, belehrt oder bekehrt sein wollten. Es war nicht ein Streit um Grenzen und Land, was die beiden Völker gegen einander führte, sondern die grundlegende Frage, welches von beiden in Deutschland herrschen und in Verbindung damit, ob Christenthum oder Heidenthum im nördlichen Deutschland auf Jahrhunderte hinaus siegen sollte. Deshalb betrachtete es Karl der Große nicht bloß als ein Recht, das Sachsenland seinem Reiche einzuverleiben und die heidnischen Bewohner zu bekehren, sondern auch als eine Pflicht christlicher Fürsten, zumal des Schirmherrn der Kirche, wie er es war. Wenn man auch darüber streiten kann, ob ihn diese Gedanken von Anfang an leiteten, oder erst im Laufe des Krieges ihm zum Bewußtsein kamen, jedenfalls gestalteten sich seine Eroberungszüge in das Sachsenland zu Kreuzzügen; denn ohne die Annahme christlicher Cultur und Gesittung wäre die Unterwerfung der Sachsen ohne Wert und Dauer gewesen. In dem mehr als dreißigjährigen Kampfe hat Karl der Große den Segen des Christenthums in das Sachsenland gebracht; aber die Mittel, deren er sich bediente, waren gewalthätig und überaus blutig. Sie waren die einzig möglichen. Im October 768 war Karl nach seines Vaters Tode mit seinem Bruder Karlmann zur Herrschaft gelangt; Karl hatte den deutschen Ländertheil erhalten; drei Jahre darauf hatte ihn der Tod des Bruders zum alleinigen Herrscher des Frankenreiches gemacht. Dreißig Jahre war er alt, als er die Regierung des gesammten Reiches antrat, um einen lebenslänglichen Kampf gegen Noheit und Barbarei, gegen Feinde im Norden und im Süden aufzunehmen und die neue Religion, die neue Bildung und Gesittung und die neue Weltstellung der deutschen Völker zu retten und zu erhalten. Dreiundfünfzig Feldzüge hat er geführt mit einer Umsicht, Tapferkeit und Ausdauer ohne gleichen; mit einer Blitzeschnelligkeit, welche die Feinde verblüffte und niederschmetterte, mit einem Glück, das den verzweifeltsten Heldenmuth der Feinde überwand. Unter allen diesen Kämpfen war keiner so gewaltig und erbittert als der dreißigjährige Krieg gegen die Sachsen.

Im Frühjahr 772 berief Karl eine große Reichsversammlung nach Worms. Die Sachsen hatten die christlichen Missionäre,

welche sie nach dem Friedensvertrag mit Karls Vater, Pipin, im Lande zulassen mußten, vertrieben und deren Gotteshäuser zerstört; sie hatten außerdem durch Plünderungszüge die fränkischen Grenzen verlegt. Deshalb wurde mit Zustimmung der Versammlung der erste Feldzug gegen sie eröffnet. Bischöfe und Prediger folgten dem Heere, das der König über den Rhein führte, um alles vor sich niederzuwerfen. Er gieng direct auf Gresburg, das stark befestigte Heiligthum Westphalens los. Auf der Spitze des Berges stand die berühmte Irminsäule, ein Götter- oder Heldendenkmal in Gestalt einer rohen Holzsäule, von der man glaubte, sie stütze die Welt. Nach einem fürchterlichen Kampfe nahmen die Franken Gresburg, zerstörten den Tempel, verbrannten den heiligen Hain und stürzten das sächsische Heiligthum in den Staub. (Siehe Abbildung: Zerstörung der Irminsäule. Nach dem Frescogemälde von Kethel.) Dann drang Karl bis in das Herz des sächsischen Landes, bis an die Weser vor. Die westphälischen Sachsen unterwarfen sich, bekamen Priester und stellten für die Sicherheit des Friedens zwölf Geiseln.

Ein Sommer war nun ruhig. Während aber Karl über die Alpen nach Italien eilte, um die Feinde des Papstes, die Longobarden, niederzuwerfen und ihren König zu entthronen, rüstete ganz Sachsen zu neuem Kampfe. An Widukind, dem Herzog der Westphalen, hatte die kriegerische Jugend Sachsens einen muthigen Führer und erbitterten Frankenfeind gefunden und sich auf Friesland und Hessen geworfen. Mit der Schnelligkeit des Adlers kamen noch im Herbst 774 vier fränkische Heerhaufen und warfen die Ost- und Westphalen sammt den Engern auseinander. Im Frühjahr 775 kam Karl selbst, eroberte die Siegburg, stellte das von den Sachsen geschleifte Gresburg wieder her, erzwang trotz des heftigsten Widerstandes der Sachsen den Uebergang über die Weser und unterwarf hierauf einen Stamm nach dem andern. Weil ihn aber der Papst abermals nach Italien zu Hilfe rief, mußte er das Land wieder verlassen, nachdem er sich den Treueeid leisten und zahlreiche Geiseln hatte stellen lassen. Kaum war er fort, als sich die Sachsen von neuem erhoben und ohne Rücksicht auf ihren Eid an die Eroberung der fränkischen Festungen im Lande giengen. Rasch erschien Karl 776 und verbreitete einen solchen Schrecken, daß sich alles ohne Kampf unterwarf, wenn auch nur zum Scheine. Eine Menge Sachsen kam zum Hoslager Karls in Paderborn

und stieg in weißem Gewande aus dem Taufwasser, während christliche Lieder ertönten. Nur Widukind floh zum Dänenkönig Siegfried, dessen Schwester Gewa er geheiratet hatte. Nicht lange darauf zog Karl nach Spanien ins Feld. Wieder brach die Empörung hinter seinem Rücken aus, verheerernd und wüthender als je zuvor: die kaum gelegte christliche Saat wurde völlig in den Boden gestampft. Wieder bezwang sie Karl und neue Scharen ließen sich taufen, Christus auf den Lippen, ihren Wodan im Herzen. Doch nicht allgemein war die Befehrung nur eine scheinbare. Hervorragende Große, wie der westphälische Herzog Hessi und der Graf Emmigg, gehörten der Friedenspartei an. Ihr Anschluss an den christlichen Glauben war aufrichtig und ernsthaft. Hessis Familie war christlich, er selbst trat später als Mönch in das Kloster Fulda. Dort ist er im Jahre 804 gestorben.

Die christlichen Prediger begannen mit neuer Hoffnung ihre Arbeit. Der treffliche Abt von Fulda, der Bayer Sturm, gieng allen mit dem Beispiel unermüdlischen Eifers und apostolischer Klugheit voran. Aber noch war keine Ruhe; im Jahre 782 begann der Sachsenkrieg aufs neue mit unerhörter Heftigkeit. König Karl befand sich in Italien, Widukind war zurückgekehrt und setzte alles in Flammen für die alten Götter und die alte Freiheit. Die neuen Kirchen wurden zerstört, die christlichen Priester vertrieben oder erschlagen; Sturm, Willehad und Luitgerd, die vornehmsten Missionäre, welche Karl ins Land geschickt hatte, entkamen nur mit Noth. Auch der christliche Graf Emmigg wurde damals als christlicher Märtyrer enthauptet. Ehe Karl aus Italien zurückgekehrt war, zogen drei Feldherrn gegen die Sachsen zu Felde, erlitten aber am Berge Süntal an der Weser eine furchtbare Niederlage. Da kam Karl und nahm ebenso furchtbare Rache. Die sächsischen Heerscharen hielten ihm, obgleich eben siegreich, nicht stand, sondern flohen und mit ihnen Widukind. Aber Karl ließ jeden Sachsen, der sich nicht taufen ließ, augenblicklich tödten. In Verden rief er das Sachsenvolk zusammen und drohte mit Feuer und Schwert alles zu vernichten, wenn man ihm nicht diejenigen ausliefere, welche mit Widukind sich empört hatten. Viertausendfünfhundert Männer wurden ihm von den Sachsen selbst ausgeliefert, von den Häuptern ihres eigenen Volkes ließ sie Karl als Verräther verurtheilen und an einem Tage unbarmherzig enthaupten. Der Schmerz über den Tod seiner Krieger und Priester, der Zorn über die

stets wiederholte Treulosigkeit des Volkes — viermal hatten sie alle Zusagen und Eidschwüre gebrochen — hat Karl irreführt; die Maßregel war grausig und unklug zugleich. Nach kurzer Betäubung flammte die Verzweiflung wild auf, ein Schrei des Entsetzens durchdrang den ganzen Norden. Auch die Friesen erhoben sich jetzt für den mißhandelten Bruderstamm, verjagten oder ermordeten die Priester, verbrannten die Kirchen und drangen verheerend bis Utrecht vor. Die Sachsen riefen Widukind zurück und erhoben sich in Masse, man gab und nahm keine Gnade. Von der Leiche seiner Gemahlin Hildegard weg, die ihm am 30. April 783 starb, eilte Karl in den Kampf, überschritt mit einer großen fränkischen Armee den Rhein und traf die Sachsen bei Detmold, wo sie ihn mit düsterem Todesernst erwarteten.¹ Allein Karl hatte größere Hilfsmittel. Nach einem Monat brachte er in der Entscheidungsschlacht an der Hase den Sachsen fürchterliche Verluste bei. Ueber drei Jahre blieb der König im Lande, während seine Scharen Mord und Brand nach allen Richtungen trugen: den Sachsen sollte keine Erholung gegönnt und dadurch die Kraft des trotzigem Volkes gebrochen werden. Im Jahre 785 gab ihnen Karl ein Gesetz von furchtbarer Strenge: wer sich nicht taufen lassen wollte, mußte sterben, ebenso wer die Fasten nicht einhalten oder wer die Leiche eines Verstorbenen nach heidnischer Sitte verbrennen wollte. Alle, ohne Ausnahme, mußten den zehnten Theil ihres Vermögens der Kirche geben. Jetzt erkannten auch die Führer der Sachsen, Widukind und Alboin, daß weiterer Widerstand unmöglich und längeres Vertrauen auf die Hilfe der Heidengötter Wahnsinn sei. Im Sommer des Jahres 785 kamen sie, nach der Sage verkleidet, an Karls Hoflager und wohnten unerkannt der heiligen Messe bei. Während der Wandlung erblickte Widukind in der heiligen Hostie ein glänzendweißes Kind und überzeugte sich dadurch von der Wahrheit dessen, was die Christen glaubten. Gewiß ist, daß die beiden Sachsenführer mit Karl Frieden schlossen und sich in seiner Gegenwart taufen ließen. (Siehe die Abbildung: Taufe Widukinds. Nach Kethel.) Ihrem Beispiele folgten viele ihrer Landsleute. Die letzten Widerstandsversuche des Volkes wurden gebrochen durch Verpflanzung zahlreicher sächsischer Familien in das Innere des Frankenlandes und 804 herrschten im Lande

¹ Weiß IV, 86 f.

christlicher Glaube und stiller Friede. Auch die harten Gesetze Karls waren wieder aufgehoben worden. Auf Mahnung seines gelehrten Freundes Alkuin, daß der Glaube sich nicht erzwingen lasse, hatte Karl neue Verordnungen erlassen, in welchen die strengen Maßregeln beseitigt und den Sachsen der Gebrauch ihres alten Rechtes und alle Ehren eines freien Volkes gewährleistet wurden.

Uebrigens war Sachsen nicht mit dem Schwerte allein zum christlichen Glauben bekehrt worden, sondern zahlreiche Missionäre hatten während des Krieges durch die Predigt des Gekreuzigten den mit Gewalt aufgezwungenen Glauben zum überzeugungsvollen, geistigen Eigenthum des Sachsenvolkes zu machen gesucht. Um den Sieg und den Bestand des Glaubens auch ohne Waffengewalt zu sichern, wurden im Lande nach und nach acht Bisthümer gegründet. Schon während des Krieges, auf einer Reichsversammlung des Frühjahres 777 zu Paderborn, ward Sachsen in eine Anzahl christlicher Sprengel zerlegt, aber an die Spitzen derselben waren noch nicht eigene Bischöfe gestellt worden. Auch die Klöster hatte Karl zur Missionsarbeit angehalten. Für Westphalen entstanden die Bisthümer Münster und Osnabrück. Als eigentlicher Glaubensbote dieses Bezirkes galt der hl. Ludger.

Aus altadeliger Familie Frieslands stammend, welche den hl. Willibrord in seinem Missionswerke unterstützte und einst Fürstengunst und Vaterland der christlichen Ueberzeugung geopfert hatte, kam der hl. Ludger schon in seinen Knabenjahren in Berührung mit dem hl. Bonifacius und dessen Schüler, dem hl. Gregor. Der Knabe mochte zehn Jahre alt sein, als in seiner Heimat bei Doctum der hl. Bonifacius als christlicher Märtyrer den Tod fand. Noch in seinen späteren Jahren hatte Ludger seine Freude daran, von dem Apostel der Deutschen erzählen zu können, wie er den achtzigjährigen Greis mit dem ehrwürdigen Silberhaar, gebeugt unter der Last der Jahre, selber noch gesehen und in seiner Nähe geweiht habe. Mit zwölf Jahren kam er nach Utrecht in die Schule des hl. Gregor, wo er sich mit großem Erfolg geistlichen Studien widmete; nach weiteren zwölf Jahren gieng er nach England und saß dort mit kurzer Unterbrechung viereinhalb Jahre zu den Füßen des hochberühmten Lehrers Alkuin. Nach seiner Rückkehr zum Priester geweiht (777) und für Seelsorge, Jugendunterricht und Missionsgeschäfte ver-

wendet, mußte er während der Sachsenkriege Karls des Großen sein traurig vermüdetes Vaterland verlassen. Er gieng nach Italien und bildete sich im Kloster Monte Cassino. Von Karl dem Großen zurückgerufen, wirkte er als Klostervorsteher und dann als Glaubensprediger in Westphalen und auf Helgoland. Ein trefflicher Sänger, wußte er durch seine Lieder seine Stammesgenossen an sich zu fesseln und ihnen in süßen Weisen die Lehre des Kreuzes zueigen zu machen. Als dann Karl der Große den Widerstand des Sachsenvolkes endgiltig gebrochen hatte, war wohl der bedeutendste unter den neuen Missionären des Landes Ludger, welcher seine Wirksamkeit in Westphalen begann und als Stütze für seine Mission ein Kloster, Münster, gründete, das sich nach und nach zu einem Bisthum erweiterte. Zum ersten Oberhirten des Bisthums wurde Ludger selbst geweiht. Es war im Jahre 804, als er eben das sechzigste Jahr erreicht hatte. Schon bei seiner Ankunft im Münsterlande hatte er nicht ein heidnisches, sondern ein christliches Land vorgefunden; denn Karl der Große hatte mit blutiger Gewalt die Taufe der Bewohner erzwungen. Aufgabe des heiligen Ludger und seiner Genossen war es daher, dieses aufgedrungene und äußere Christenthum zu einem inneren zu machen. Gerade darin liegt die Schwierigkeit der Aufgabe und die Größe der sächsischen Missionäre und namentlich eines hl. Ludger, daß ihnen das wirklich gelang, wie die Geschichte der Folgezeit beweist, wo die Sachsen eine Hauptrolle im Leben des christlichen Abendlandes spielten. Fünf Jahre hatte Ludger den Bischofsstab von Münster getragen, eine Anzahl Klöster war unter ihm entstanden, als er am Passionssonntag den 26. März 809 sein heiliges Erdenleben beschloß.¹ Ein Zeitgenosse des Heiligen war der erste Oberhirte von Osnabrück im Nachbarlande, Bischof W i h o.

Auch in Engern und Ostphalen wurden die ersten Bischofsitze um jene Zeit gegründet, wo der Widerstand der Sachsen gegen Karl den Großen endgiltig gebrochen war. Im Jahre 785 ließen sich Widukind und Alboin taufen; von da an hat der Hauptapostel des Engernlandes, W i l l e h a d, in Sachsen bleibenden Wohnsitz genommen. Seine Heimat war Northumber-

¹ Krimphove, „Der hl. Ludgerus, Apostel des Münsterlandes.“ Münster 1886.

land. Zuerst predigte er erfolgreich in Friesland, wurde aber von den fanatischen Heiden mit dem Tode bedroht und verjagt. Er suchte sich ein neues, aber noch schwierigeres Feld in Sachsen, mußte jedoch im Sachsenkriege wieder fliehen und gieng 782 nach Rom und von dort an den Rhein, um mit anderen, aus Sachsen vertriebenen Priestern, zwei Jahre lang wie ein Mönch zu leben. Kaum war aber der sächsische Aufstand gedämpft, so duldeten es ihn nicht mehr in der stillen Klosterzelle beim Abschreiben von Büchern; er wartete nicht, bis Karl ihn rief, sondern eilte selbst nach Sachsen, um sich die Zustimmung des Königs zu neuer Missionsarbeit zu erbitten. Es war im Jahre 785. Sofort begann er mit der Arbeit. Bald erhoben sich die zerstörten Kirchen wieder aus dem Schutte; nach einem Jahre hatte er die kirchlichen Verhältnisse wieder geordnet. König Karl ließ ihn dafür am 15. Juli 787 in Worms zum ersten sächsischen Bischof weihen. Er selbst wählte Bremen als seinen Sitz. Dort baute er eine Kathedralekirche, deren Schönheit allgemeine Bewunderung erregte. Es war freilich nur ein Holzbau, aber edler und reicher ausgeführt, als man es bei den Urzuständen des Christenthums damals erwarten konnte. Sie wurde am 1. November 789 eingeweiht, aber schon wenige Tage darauf erkrankte der Bischof und am 8. November, kurz nach Sonnenaufgang, ist er gestorben. Seinen Leichnam brachte man nach Bremen, wo er im Dom beigesetzt wurde.¹

7. Leben und Wirken Karls des Großen für das Wohl der Kirche.

Mit der Bekehrung der Sachsen war das Missionswerk in Deutschland zum Abschluß gebracht. Karl dem Großen gebührt das Verdienst, den endgiltigen Sieg des Kreuzes unter den deutschen Völkern herbeigeführt zu haben. Niemand wird alle Maßregeln Karls billigen; doch müssen auch diejenigen, welche Tadel verdienen, gemessen werden mit dem Maßstabe ihrer Zeit. Der Erfolg aber war glücklich für Deutschland und für die Kirche. Sie hat auf dem mit Blut getränkten Boden die festesten Wurzeln geschlagen. Bonifacius, der glorreiche Apostel der Deutschen, hatte den Grund gelegt zur religiösen und kirchlichen Einheit der Deutschen in Unterordnung unter das Ober-

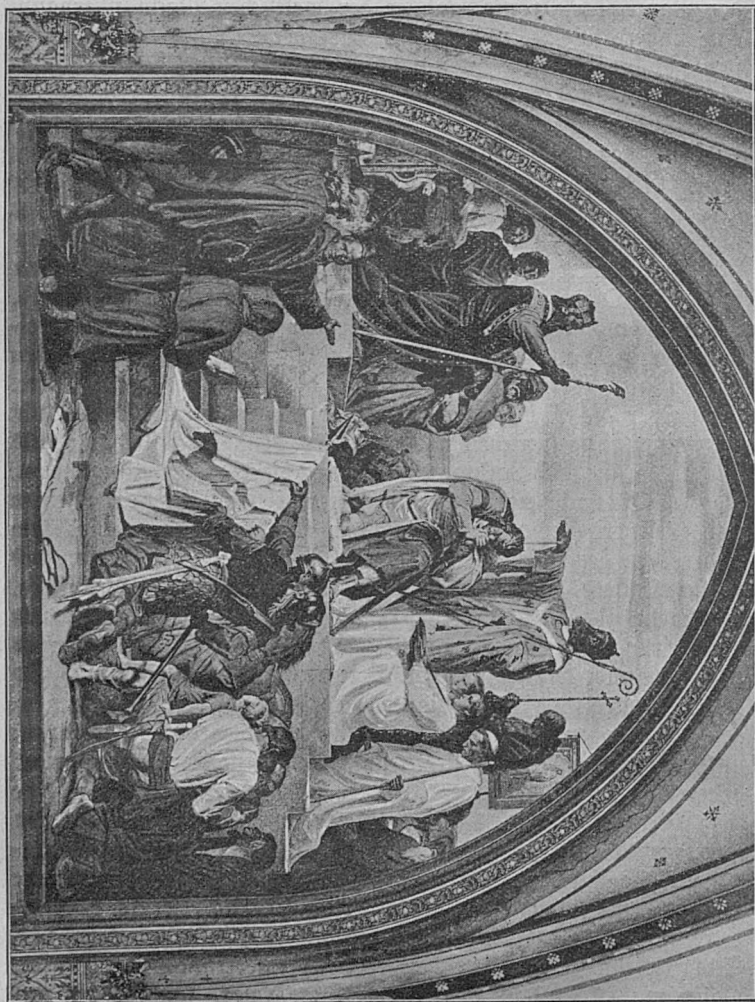
¹ Wulf, „St. Willehad“. Breslau 1889.

haupt der Kirche in Rom. Karl der Große hat sein Werk weiter geführt; er hat zur kirchlichen Einheit die politische hinzugefügt: alle deutschen Stämme waren unter seinem gewaltigen Scepter vereinigt; er hat endlich die kirchliche und politische Einheit zusammengefaßt und erweitert durch Errichtung des römisch-deutschen Kaiserthums.

Es war im Jahre 799. König Karl hielt nach der glücklichen Beendigung verschiedener Kriege wieder Hof zu Paderborn, umringt von seinen siegreichen Helden und von den bekehrten Heidenfürsten, als plötzlich der in Rom neugewählte, aber von einer Gegenpartei schrecklich mißhandelte Papst Leo III. von dorthier auf der Flucht ankam, ehrenvoll geleitet von Karls Sohn, Pipin. Während einer Prozession hatten den Papst seine Gegner am 25. April 799 überfallen, vom Pferde gerissen, roh mißhandelt und in seinem Blute liegen gelassen. Leo aber war, als seine Wunden geheilt waren, entkommen und zu König Karl geeilt. Dieser ließ das ganze Heer, welches er um sich hatte, aufstellen und als der Papst erschien, sanken die Soldaten vor dem Flüchtling dreimal in die Knie; Karl selbst schloß den unglücklichen Oberhirten der Christenheit in die Arme und versprach ihm Hilfe. Mit erhobenen Schwertern, auf ihren Knien liegend, schwuren die Krieger, den Papst nach Rom zurückzuführen. Leo blieb bis zum Herbst bei Karl, dann kehrte er unter sicherem Geleite, überall vom Volke jubelnd begrüßt, nach Rom zurück. Im October des folgenden Jahres zog Karl selbst über die Alpen. Vierzehn Meilen weit zogen ihm Papst und Clerus, Soldaten und Volk entgegen. In die ewige Stadt selber ward er unter Lobgesang eingeführt. Am Weihnachtsfest des Jahres 800 vollzog sich in der Peterskirche die ewig denkwürdige Krönung Karls zum Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. König Karl gieng an diesem Tage mit allem Gefolge zur feierlichen Papstmesse im St. Peters Dom und war vor dem Altare zum Gebete niederkniet, als der Papst am Schluß der heiligen Messe unmittelbar vor dem Segen plötzlich vom Altare trat, den König mit heiligen Del salbte und ihm die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, während die anwesenden Römer riefen: „Heil Karl, dem frömmsten Kaiser, dem von Gott gekrönten, großen und friedensbringenden Herrscher Leben und Sieg!“ Hierauf beugte sich der Papst vor ihm und gab ihm den Friedenskuß auf den Mund. So war das römische

Kaisertum wieder erwacht, aber nicht mehr das heidnische, sondern das christliche, vertreten in den deutschen Völkern. Wenn auch, wie es scheint, dieser weltgeschichtliche Vorgang verabredet war, so waren dennoch Papst und Kaiser in jenem Augenblicke Werkzeuge der göttlichen Vorsehung. Indem der Papst Karl krönte, gab er der weltlichen Macht überhaupt eine höhere Weihe, und indem Karl der Schützer der Kirche zu sein gelobte, verhiess er zugleich die Mitwirkung der weltlichen Gewalt zur Verbreitung und Erhaltung des christlichen Glaubens. Der Gedanke eines christlichen, alles umfassenden Weltreiches war damit ausgesprochen. Kaiser Karl der Große hat diesen Gedanken im Abendlande seiner Verwirklichung so nahe gebracht, wie kein anderer Herrscher vor oder nach ihm. Das ungeheure Reich, welches seine Riesenfauft gegründet hatte, dehnte sich nach den Aarenkriegen, von welchen gleich die Rede sein wird, im Osten bis über die Elbe und an den Böhmerwald, die Raab und das adriatische Meer; im Süden bis zum Mittelmeere und Neapel und in Spanien bis zum Ebro, im Westen bis an das Weltmeer, im Norden bis zur Nord- und Ostsee. Weit über die Grenzen seines Reiches hinaus wurde seine Macht anerkannt. Die verschiedensten Völker beugten sich vor Karls Macht, Größe und Ruhm, ein vielsprachiges Volk huldigte ihm, jedes Volk nach eigenem Gebrauch mit selbständigen Rechten und Gesetzen, und doch war es ein einiges Reich, wie es kein anderes je gegeben. Einheit gab ihm ganz die Person des großen Kaisers, die Reichstage und die dort gefassten Beschlüsse, und mehr als alles andere die Religion, deren ungehemmte Verbreitung, Befestigung und Belebung Karl als das Ziel seines Wirkens und das wahre Glück seiner Völker betrachtete. So verschiedenartig die Völker waren, die ihm gehorchten, so entgegengesetzt die wogende Menge ihrer Sitten und Lebensanschauungen: unter einem leitenden Gesichtspunkte wollte sie Karl insgesamt beherrschen; in strahlender Reinheit stand vor seiner Seele die christliche Idee des Gottesreiches. In diesem Gedanken fasste er alles zusammen. Den christlichen Gottesstaat aufzubauen, wie ihn der hl. Augustin in seinem wunderbaren Buche „Ueber den Gottesstaat“ geschildert hatte, war Karls höchstes Streben; in den Dienst dieses Gedankens stellte er Arm und Schwert, ihn zu verwirklichen regte er unermüdlich die Hände. Dabei war Karl kein geistreicher Schwärmer, sondern ein un-

ermüdlicher Arbeiter, ein sorglicher Hausvater und das war mehr wert. Erziehen und heben wollte er seine Völker materiell und geistig; sie sollten arbeiten für ihren irdischen Wohlstand, christliche Geetze und Schulen erhalten für ihre



Seite 211. *Seite 211.*
Nach Reichels Gresten im Frühmorgens zu Klaffen.

geistige Belehrung und nach Christi Geboten leben zu ihrem ewigen Heile.

Das Volk sollte arbeiten lernen. Karl selbst war in erster Linie Landwirt und Krieger. Entsprungen aus dem Geschlecht der Pipiniden, der Hausmeier der merovingischen Könige, wußte er den Wert guter Landbewirtschaftung als Quelle der Finanzkraft wohl zu würdigen. Wie die Finanzkraft, so die Kriegsmacht. Erstere ist die Grundlage und hat selbst ihre Hauptstütze in der Landwirtschaft. Seine eigenen Domänen wollte Karl zu Musterwirtschaften gestalten. Er selber war ein guter Haushalter; erkundigte er sich doch sogar um die Zahl der Eier. Auf den königlichen Domänenhöfen waren, wie in den großen Klöstern jener Zeit Landwirtschaft und Gewerbe vereinigt. Da gab es alle möglichen Handwerker: Eisen-, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Drechsler, Zimmerleute, Schildmacher, Vogelfänger, Seifensieder, Fischer, Brauer, welche Bier, Apfel- und Birnmösten und andere Getränke bereiten konnten, Bäcker, Metzger und andere Handwerker. Alles, was zur Kleidung gehörte, wurde in den Frauenhäusern verarbeitet; da wurde emsig gewoben und gewalkt, genäht und gestickt. In der Feldwirtschaft erstrebte man allseitige Verbesserungen. Die Dreifelderfolge wurden bevorzugt. Die Pferde und Rinder wurden mehr noch als Weide-, dann aber als Arbeitsthiere behandelt und verwertet. Die Stallfütterung war noch wenig entwickelt. Auf allen Höfen, zumal in Mühlen, mußten zahlreiche Gänse und Hühner gehalten werden; Bienen- und Schweinezucht wurden gefördert, neue Gewächse aus dem Auslande nach Deutschland verpflanzt. Auch die Forstwirtschaft wurde nicht unbeachtet gelassen. Jedes Jahr mußte zu Weihnachten ein sorgfältiges Verzeichniß des Betrages von Feld und Flur, von Gemüse und Baumgärten, von Märkten, Brücken, Bergwegen und Schmiedewerkstätten an den Hof eingeschickt werden. Der Handel hob sich. Karls glückliche Kriege brachten eine Menge Gold und Silber in Umlauf. In Wohnung, Kleidung und Nahrung drang Karl auf möglichste Einfachheit und Reinlichkeit, er selbst gieng mit dem besten Beispiele voran. Auch seine Söhne und Töchter hielt er zu Arbeit und nützlicher Beschäftigung an. Seine Söhne mußten, sobald es nur das Alter erlaubte, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollenarbeit abgeben und mit der Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an Müßiggang gewöhnten. Karl selbst kleidete sich nach

einfacher vaterländischer Weise. Er trug Hemd und Hose von Leinwand, darüber ein Wams, das mit Seidenstreifen verbrämt war; mit einem Otter- oder Marderpelz schützte er Schulter und Brust, die Füße aber mit Schuhen, welche durch lange, in Kreuzesform gewundene Schnüre an den Beinen festgehalten wurden. Das Haar wallte frei über die Schultern. Ebenso einfach als Karl kleideten sich seine Söhne. Als einmal unter seinen Hofleuten und Großen die Einfachheit der Kleidung sehr im Abnehmen begriffen war, und sich dieselben in prächtige Stoffe, buntfarbige Gewande und dünne, mit Gold und Purpur gestickte Seidenkleider hüllten, wußte ihnen Karl die Eitelkeit gründlich zu verleiden. Als einmal seine Hofleute in dieser Art festlich bekleidet waren, führte sie Karl an einem regnerischen Tage auf die Jagd. Er selbst trug nur seinen einfachen Schafspelz und litt keinen Schaden, seine Begleiter aber wurden nicht nur tief durchnäßt, sondern ihre feinen Gewänder wurden außerdem noch arg beschmutzt und zerrissen. Um das Maß noch voll zu machen, lud er sie nachher ein, beisammen zu bleiben. „Keiner von uns,“ sprach er, „ziehe seinen Pelz aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit er auf unserem Leibe besser trocknen könne.“ Als sie tief in der Nacht in ihre Zimmer kamen und ihre Kleider auszogen, riß alles zusammen und allerorten erhob sich lautes Jammern, daß man an einem Tage soviel Kleider verloren habe. Auch die Wohnhäuser waren einfach. Es waren immer noch einstöckige Holzhütten, man trennte aber genau zwischen den Räumen für Menschen und das Vieh. Allmählich kamen aber auch Steinbauten in Anwendung, namentlich auf größeren Höfen. Karl baute zahlreiche Kirchen, Paläste und andere Häuser aus Stein. Auf den königlichen Hofgütern mußte wenigstens das Herrenhaus aus Stein gebaut sein. Dieses ahmten die Vornehmen nach. Bei Klöstern hatte man außerdem noch ein Pilger-, Kranken- und Schulhaus. Um die ganze Anlage lief ein Zaun aus Pfählen und Flechtwerk, da und dort mit steinernen Thürmen und Thoren besetzt.

Mit der Sorge um die zeitliche Wohlfahrt seiner Völker verband er die nicht minder wichtige für Bildung und Förderung des geistigen Lebens durch christliche Geseze und Schulen. Die Geseze wurden zumeist auf den Reichstagen erlassen, deren es unter Karls Regierung nicht weniger als fünf- undsechzig gab. Sie alle athmen einen tief christlichen Geist und

sollten das Volk an ein geordnetes und sittliches Rechtsleben nach christlichen Anschauungen gewöhnen. Wichtiger noch für die Hebung des Volkes war die Pflege der Klöster und Hofschulen. Vor Karl gab es da und dort eine Schule und einen tüchtigen Lehrer, beim Tode Karls war das ganze Reich mit guten Schulen bedeckt und die Zahl der tüchtigen Männer groß. Karl selbst war von einem rastlosen Streben nach Wissen und Kenntnissen erfüllt. Er saß schon auf dem Throne, als er erst lesen und schreiben lernte; er wurde Schüler, um Lehrmeister seines Volkes zu werden. Des Nachts hatte er Tafel und Papier im Bette unter dem Kopfkissen, um sich in schlaflosen Stunden beschäftigen zu können. Er hielt es nicht unter der Würde des Kaisers, bis an sein Lebensende zu lernen und im Wissen vorzuschreiten. An seinen Hof berief er die vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit, namentlich den weisen und frommen Alkuin. Ernste Wissenschaft, edle Poesie und heitere Kunst fanden am Hofe Karls eine traute Heimstätte. Die Hof- und Klosterschulen sollten dazu dienen, die Bildung ins ganze Reich hinauszutragen und sie dem ganzen Volke allgemein zugänglich zu machen. Jedes Kind sollte mindestens das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis lernen. Im Jahre 802 sprach Karl den großen Gedanken der allgemeinen Volksschulen aus, welcher erst tausend Jahre nach ihm zur Verwirklichung gelangte. Jeder, hieß es da, solle seinen Sohn zur Erlernung der Buchstaben schicken. Den Unterricht sollten die Geistlichen ertheilen. Freilich fand dieser Gedanke des großen Königs nicht überall im Reiche Verwirklichung. Wo Karl selbst dabei war und Hand anlegen konnte, wurde sicher viel erreicht. Bekannt ist, wie er selber die Schulen besuchte und sich einmal mit zürnenden Worten an die Tröglköpfe der adeligen Frankenkinder wandte: „Ich mache mir nichts aus eurem Adel und eurer Schönheit,“ rief er; „wenn ihr eure Trägheit nicht durch Fleiß wieder gut macht, werdet ihr nie etwas Gutes von mir erhalten.“ Den fleißigen Kindern niederer Herkunft aber versprach er reiche Belohnung und beförderte sie nicht selten zu Leitern von Klöstern und Bisthümern.

Wohlstand und Bildung des Volkes sollten die Grundlagen eines christlichen Lebens sein, zuvörderst sollten sie dem Wohle der Kirche und der Ausbreitung des Gottesstaates dienen. Deshalb herrschte ein jugendfrischer, christlicher Geist in seinen Schulen, Gesetzen und Verordnungen.

Was der gelehrte Alkuin einst an ihn geschrieben hatte, seine erste Sorge müsse sein, daß er fromme und tüchtige Priester ins Land sende, Männer, wohl gelehrt im christlichen Glauben und selber gewöhnt an die Erfüllung der christlichen Gebote, hat Karl in seinem Leben nie vergessen. Er wußte besser als irgendeiner, daß von einem tüchtigen Clerus ebensoviel Segen ausgehe, als Fluch von einem entarteten. Darum wollte er gebildete und fromme Priester; nur Würdige sollten die heiligen Weihen empfangen. Deshalb verordnete er im Jahre 774, daß der Priester, welcher nichts lernen wolle, seine Pfünde verlieren solle; darum ließ er gute Predigttexte verbreiten und zog durch eine Verordnung vom Jahre 803 der Kriegslust und dem Wirtshausbesuche der Geistlichen Schranken. Die Geistlichen sollten vor allem der Seelsorge und dem Jugendunterrichte obliegen. Auch den Bischöfen gegenüber hielt Karl auf strenge Zucht. Dafür überließ er ihnen auch einen wesentlichen Antheil an der Regierung. Er hatte aber auch die Freude, unter einer Reihe trefflicher Oberhirten die christliche Saat froh heranwachsen zu sehen. Der höchste Wunsch Karls war es, Männer zu haben, wie der hl. Augustin einer gewesen war, dessen Schriften er fleißig las und bewunderte. „Nur zwölf solche Männer wenn ich hätte, wie Augustin und Hieronymus gewesen sind!“ rief er einmal aus, und Alkuin antwortete: „Gott selbst hat nur zwei solche Männer geschaffen und du wolltest zwölf!“

☐ Karl selbst hing an der christlichen Religion mit ungeheuchelter, inniger Frömmigkeit. Nicht bloß des Morgens und des Abends, sondern oft in der Nacht trieb es ihn in die Kirche. Für die Verbreitung der Religion führte er so manchen Krieg, für den Glanz des Gottesdienstes scheute er keine Kosten. Karl der Große brachte dem deutschen Volke die Ueberzeugung bei, daß die gottesdienstlichen Räume würdig und schön ausgestattet sein müssen. Unbenützte und überflüssige Kirchen ließ er abbrechen, aber umso mehr drang er darauf, daß den übrigen nichts fehlte, was zur Zierde und für den Gottesdienst nöthig war. Wohl gab es noch manche ärmliche Holzkirche und unansehnliche Dorfkirche, aber überall im Reiche wurde gebaut, gemalt und gemeißelt. Der Gottesdienst sollte in allem würdig sein, deshalb ward auch für gute Musik gesorgt. Karl selbst hat mitgesungen; mit Bedauern fand er, daß seine

Deutschen so schlecht fangen, daß man ihr Gesumme mit dem Poltern von Lastwagen verglich. Den Gläubigen legte Karl die Pflicht auf, wenigstens an Sonn- und Feiertagen Predigt und die heilige Messe zu besuchen und bei feierlichen Aemtern dem Priester zu respondieren. Das Gloria und Sanctus sollte die Gemeinde mit dem Priester gemeinsam singen. Die Sitte gemeinsamer Communion war abgekommen: Karl war bemüht, dieselbe zu erneuern. Auch die Lockerung der kirchlichen Vorschriften über die Buße suchte der König hintanzuhalten. Besonders unnachsichtlich trat er gegen alle Formen und Reste des heidnischen Götterglaubens auf. Für das materielle Wohlergehen der Kirche sorgte er durch strenge Durchführung der Zehentpflicht.

Das war Karl der Große. Körperlich ein Urbild deutscher Kraft, breitschulterig und kräftig gebaut, sieben Fuß hoch, mit dem majestätischen stets freundlichen Antlitz, den großen feurigen Augen, dem wallenden Silberhaar, der hellen, männlichen Stimme, aber größer und gewaltiger noch an Geist. Eine solche Fülle herrlicher Geistesgaben, hoher Ideale und unverdrossener Thatkraft hat selten oder nie ein Herrscher in sich vereinigt. Karl hatte auch Fehler und Schwächen. Sein Familienleben wurde davon betroffen; aber sie verschwinden wie dünner Nebelschleier vor der leuchtenden Frühlingssonne. Karl, der erste Kaiser deutscher Nation, war „ein Mann des Gedankens und der That, ein Gelehrter und ein Held, besonnen und kühn, der Schrecken seiner Feinde und der liebe Vater der Armen, groß und glücklich, lebensfroh bei allem Ernste des Strebens, ein gewaltiger, staatsmännischer Geist und ein edles Herz und vor allem ein frommer Christ. — Die Religion gab seinem reichen und starken Geiste den edelsten Schwung, seiner Macht die Weihe und nahm die Völker in Schutz und Zucht. Was Karls Helden nicht vermochten, das bewirkte das Wort seiner Bischöfe und Glaubensboten, diese heilten die Wunden, welche jene schlugen.“¹

Wie Karl von der Würde und den Pflichten eines christlichen Kaisers dachte, hat er am schönsten selbst ausgesprochen bei der Krönung seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig des Frommen. Vor dem Liebsfrauenaltar zu Aachen, auf welchem die Krone für seinen Sohn bereit lag, betete der alte Kaiser inbrünstig, dann erhob er sich und sprach zum

¹ Weiß IV, 113 f.

knieenden Sohne: „Die Würde, zu welcher dich Gott erhebt, legt dir die Pflicht auf, seine Macht immer zu ehren. Als Kaiser bist du der Vertheidiger der Kirche und übernimmst du die Verpflichtung, sie gegen die Gottlosen und Lasterhaften zu beschirmen. Du hast Brüder, Schwestern und Verwandte in zartem Alter, welche du lieben und beschützen mußt. Ehre die Bischöfe gleich Vätern, liebe die Völker wie deine Kinder, stehe nicht an, wider die Bösen und Aufrührer die Gewalt, welche dir anvertraut ist, zu gebrauchen. Mögen die Klöster und Armen in dir einen Beschützer finden! Wähle nur gottesfürchtige und unbestechliche Männer zu Richtern und Statthaltern! Ist aber ein Mann mit einem Amte betraut, so nimm ihm dasselbe nicht wieder, es sei denn, daß du gewichtige Gründe dafür hättest und bewähre dich als Mann ohne Makel vor Gott und den Menschen.“ (Siehe die Abbildung: Kaiser Karl der Große übergibt seinem Sohne Ludwig dem Frommen die Krone des Reiches.)

Der Tod verschonte auch den gewaltigen Herrscher nicht. Bald nach der Krönung seines Sohnes Ludwig fühlte der greise Kaiser, wie seine Kräfte von Tag zu Tag schwanden. Angelegenheiten seiner Seele, manche Fehler seines Lebens beschäftigten ihn. Am letzten Sonntag vor seinem Tode hatte er, als er aus dem Bette stieg, einen Fieberanfall. Einen Arzt wollte er nicht. Wie früher, suchte er durch Bewegung in freier Luft und Fasten die Krankheit zu bemeistern. Es half nicht. Am fünften Tage empfing er aus den Händen des Erzbischofs Hildebald von Köln die heiligen Sterbesacramente, tags darauf, an einem Sonntage, starb er. Es war der 28. Januar 814. Karl hatte ein Alter von kaum zweiundsiebzig Jahren erreicht. In aufrechter Stellung auf seinem Throne sitzend, mit dem Schwerte umgürtet, das Evangelium in der Hand wurde er im Dom zu Aachen beigesetzt. Sein Andenken lebt fort durch alle Jahrhunderte und wird nicht untergehen, solange es deutsche Zungen gibt, die ihn als ihren Heldenkaiser und Schirmherrn der Christenheit preisen können. Nicht deutsche Völker allein erblicken in Karl den Schirmherrn und Förderer der christlichen Wahrheit, auch in Slavenländer haben seine Missionäre, begleitet von seinen Kriegern den Samen des Christenthums getragen, oder Karl hat den Anstoß gegeben, daß eine Anzahl den heidnischen Slaven und Avaren anheimgefallener Länder wieder christlich und deutsch wurden, nämlich vor allem die Donauländer, im Südosten Deutschlands.

8. Das Christenthum unter den slavischen Völkern auf deutschem Boden.

Herkunft der Slaven. Zusammentreffen mit den Deutschen.

Die deutschen Völker der Germanen waren nicht die ersten, welche sich in Europa Wohnsitze suchten, und auch nicht die letzten. Vor ihnen hatten die Finnen und Kelten, jene im Norden, diese im Herzen Europas sich niedergelassen; nach ihnen kamen die Slaven, um sich östlich von den deutschen Stämmen anzusiedeln. Um das Jahr 600 nach Christus standen slavische Völkerschaften als Grenznachbarn der Bayern, Thüringer und Sachsen in weitem Umkreise vom Adriatischen Meere bis zur Elbe und zur Nordsee. Man weiß nicht, wie und wann sie kamen; man kann nur vermuthen, daß ihre frühere Heimat jenseits der Karpathen lag. Aus dem Osten kamen sie und rückten in jene Länder ein, welche deutsche Stämme seit dem Hunnensturme und der Völkerwanderung bei ihrem Abzuge nach dem Süden geräumt hatten. Sie besiedelten also Länder, die vor ihnen Deutsche bewohnt hatten und welche theilweise später wieder von Deutschen eingenommen wurden, wie das eigentliche Preußen, den Nordosten von Bayern und einen Theil der österreichischen Länder.

Ohne Kampf zogen sie in die größtentheils verlassenen Länder ein; nicht in Sturmloch, wie vor ihnen die Hunen und mit ihnen die Avarn, nicht mit Feuer und Schwert, wie früher die Deutschen, sondern als friedliche Ansiedler schoben sie sich geduldig, zäh und biegsam zwischen die deutschen Stämme hinein; so im Gebiete von Fulda, in Thüringen, in Hessen, an zahlreichen Orten Unter- und Mittelfrankens. Sie haben sich wohl in vielen Gegenden den bisherigen Grundherren als Knechte unterworfen; nur wo sie von stärkeren Völkern, wie von den Avarn, vorangetrieben wurden, traten sie als Oberer auf.

In Sprache, Sitten und Entwicklung stehen die Slaven den Deutschen näher, als die Kelten unseren deutschen Vorfahren gestanden waren.

Alte Schriftsteller schildern die Slaven als große und sehr starke Männer mit blauen Augen und röthlichblonden Haaren. Ihre Lebensweise war einfach; die Neigung des Volkes nicht kriegerisch, sondern mehr dem Ackerbau ergeben. Wenn

sie aber in den Krieg zogen, erwiesen sie sich als abgehärtet und ausdauernd; sie hörten nicht auf mit Morden und Brennen und Verwüsten des Landes. In der Behandlung der Frauen standen sie hinter den Deutschen zurück; der Mann konnte Frauen nehmen, soviel er wollte. Auf ihre Treue wollten sich die Deutschen nicht verlassen. Andererseits galten die Slaven als sehr gastfreundlich, daß viele raubten und stahlen, um Gastfreundschaft üben zu können, und das Sprichwort galt: „Was du des Nachts gestohlen hast, sollst du am andern Tage den Gästen austheilen.“ Als schöne Züge des slavischen Volkscharakters werden Einfachheit und Mäßigkeit, Milde gegen den gefangenen Feind, Gastfreundschaft, ein hoher Freiheits Sinn und Frohsinn, namentlich im Liede und Gesang, gerühmt.

Der Religion nach waren die Slaven Heiden, als sie in die Nachbarschaft der Deutschen kamen. Wie die Deutschen verehrten sie den Gott des Donners und des Blitzes als den obersten der Götter. Er hieß bei ihnen Perun, der Schlagende, Zerfchmetternde; noch findet und bewahrt man seine steinernen und bronzenen Donnerhämmer und Donnerbeile zahlreich auf. Neben vielen anderen Göttern verehrten sie wie die Deutschen auch Fluß- und Quellgötter und brachten ihnen allen Opfer dar.

Das ganze Slavenvolk zerfällt in mehr oder minder verschiedene Stämme, deren größte der russisch östliche und polnisch westliche sind. Zu ersterem gehörten unter andern die Kärntner Slaven oder Wenden in Kärnten, Krain und Steiermark bis herauf an die Enns; zu letzterem als Nachbarn der Deutschen die Polen, Böhmen, Pommern und Raabwenden in Bayern.

Was hat die Slaven aus ihrer früheren Heimat vertrieben? Wahrscheinlich ein stärkeres Volk, die Awaren, welches sie unterjochte, immer weiter nach Westen schob und gleichzeitig nach allen Richtungen ausbeutete.

Die Awaren, ein türkisch-mongolisches Geschlecht, erscheinen seit der Mitte des fünften Jahrhunderts in Europa und werden als ein unstetes und kriegerisches Reitervolk geschildert, als eine furchtbare Kriegsmacht, welche das ganze mittlere Donaugebiet beherrschte, mit der Hauptstellung an der Gring (Theiß). Ihren Gesandten wird die Brählerei nach gesagt: So groß sei das Awarenheer, daß es einen ganzen Fluß, den thrakischen Hebrus sammt dem See, den er bildet, austrinken könne, ohne

seinen Durst zu löschen. In vollem Ernste glaubte man in Theffalonic, sie tranken wirklich Ströme und Quellen aus, an denen sie lagerten. Fast nie stiegen diese unстeten Reiter vom Pferde, mit dem sie auferzogen und gleichsam verwachsen waren. Kaum vermochten sie sich auf ihren eigenen Füßen zu halten, während es ihnen gewohnte Übung war, vom Pferde herabzuschießen. Dabei waren sie abgehärtet gegen Wetter und Mühen, wie kaum ein anderes Volk, und unermüdet wachsam. Es galt für unmöglich, sie zu überraschen. Mit unglaublicher Schnelligkeit waren sie da, wenn sie einen Angriff beabsichtigten. Im Kampf schoben sie geknechtete Völkerschaften voran, während sie selbst weit zurück hinter sicherer Wagenburg schwelgten. Erst wenn ihre Vorhut in Gefahr war, brachen sie selbst hervor und kämpften mit Pfeil und Speer, während sie Koss und Mann mit Panzern und Leder- oder Eisenstücken schirmten. Leider hatten sich die Longobarden vor ihrem Abzuge nach Italien mit diesen Avaren verbunden, um 566 das Reich der deutschen Gepiden zu vernichten und dadurch den so verderblichen Avaren die Herrschaft an der unteren Donau zu verschaffen.

Von diesem gewaltigen und gewalthätigen Kriegsvolke bedrängt und vorwärts geschoben, drangen die Slaven bis zur Linie der Elbe und des Adriatischen Meeres vor, ohne daß sie mit jemand zu kämpfen hatten, weil die Sige bis zur Weichsel von der früheren deutschen Bevölkerung geräumt waren. Als sie aber an jener Linie angekommen waren, stießen sie auf bereits angefessene deutsche Stämme, auf die Bayern, Thüringer und Sachsen, mit denen jetzt ein Kampf auf Jahrhunderte begann, der theils mit Unterwerfung, theils mit Germanisierung der Slaven und insolge davon mit dem Siege des Christenthums unter ihnen endigte.

Die österreichischen Alpenländer bis Krain und Friaul im Südosten und die Donauländer bis zur Enns waren zu Anfang des sechsten Jahrhunderts von den Bayern in Besitz genommen worden. Destlich von ihnen waren abwechselnd mit anderen deutschen Stämmen die Langobarden ansässig. Als diese im Jahre 568 nach Italien zogen, rückten in ihre bisherigen Wohnsitze vertragsmäßig die Avaren ein und, von ihnen vorangeschoben, die Slaven. Letztere mußten für ihre gewalthätigen Bedrücker das verödete Land bebauen und außerdem gegen die Bayern und Franken die Vorhut abgeben. Immer weiter wurden

sie nach Westen vorgeschoben; schon standen sie an der bayrischen Grenze, rasch war dieselbe überschritten. Das sechste Jahrhundert lief nicht ab, ehe nicht der erste Kampf zwischen den Bayern und Slaven ausgefochten war. Mit großem Kraftaufwande rückten die Bayern gegen das wie aus dem Boden gewachsene Slavenreich. Ununterbrochen wurde in den Bergen gekämpft;



⌈ Krönung Karls des Großen durch Papst Leo III.

Nach K e t h e l s Fresken im Krönungssaale zu Aachen.

es wechselten Sieg und Niederlage, aber aufgehalten wurde das Vordringen der slavischen Scharen nicht mehr. Die Bayern wurden immer mehr zurückgedrängt. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts lag die alte Bischofsstadt Cilli und ebenso Windisch-Matrei bereits im Slavenlande. Um dieselbe Zeit wird die kärntische Bischofsstadt Tiburnia gefallen sein. Die Slaven rückten immer weiter in den Thälern der Drau und Sau aufwärts. Um 594 kam es an der oberen Drau vielleicht auf dem Lurnfelde, zu einer blutigen Schlacht mit dem Bayernherzog Thassilo. Zweihundert Bayern bedeckten das

Schlachtfeld. Sein Sohn Garibald II. erlitt um das Jahr 612 eine empfindliche Niederlage bei Aguntum, jetzt Innichen: die Stadt wurde durch die Slaven vernichtet. Ein späterer Bayernherzog, Thassilo II., hat an jener Stelle ein Kloster zur Bekehrung der Slaven angelegt. Auch über die Wasserscheide stiegen die Slaven, eroberten den Pongau und verwüsteten die Maximilianszelle daselbst, die der hl. Rupert zu Ehren des hl. Maximilian gegründet hatte. Die Mönche wurden von den Slaven vertrieben. Weiter nördlich besetzten sie den Traungau, ohne sich um die Rechte der Besitzer zu kümmern. Noch 200 Jahre später hieß das Land an der Enns Slavenland.

Die traurige Folge der fortwährenden Feindseligkeiten zwischen Bayern und Slaven war die fast völlige Vernichtung christlicher Cultur in den eroberten Ländern. Die Slaven eroberten die alten Römerstädte nicht wie die Franken, um sie fernerhin zu besitzen, sondern sie nahmen dieselben ein, um sie zu zerstören. Das Thal, in dem Innichen liegt, nannte man im achten Jahrhundert das Gelaufeld: Seit alten Zeiten, heißt es in einer Urkunde aus jener Zeit (aus dem Jahre 769), ist dieses Thal öde und unbewohnbar. Viele Jahre, liest man von der Maximilianszelle, habe sie wüste gelegen; und das Land unter der Enns war nach der Lebensbeschreibung des hl. Emmeram in eine trostlose Wüste verwandelt, unwegsam und menschenleer, ein Aufenthalt wilder Thiere, aber noch gefährlicher durch die wilden Avarn (und Slaven), als durch die wuchernde Wildnis.

An ein Zurückdrängen der feindlichen Scharen war nicht mehr zu denken, seitdem der Slavenfürst Samo sämmtliche Slavenstämme unter seiner Herrschaft vereinigt hatte.

Samo, ein fränkischer Handelsmann, war um das Jahr 620 als Führer einer Kaufmannsgilde ins Slavenland gekommen, wie manche glauben nach Kärnten, wahrscheinlicher aber nach Böhmen. Er hatte dort das Elend des Volkes kennen gelernt und gesehen, wie die Slaven von ihren Bedrängern, den Avarn, in den Kampf getrieben, den Preis ihrer Mühen und Kämpfe ihren Bedrückern überlassen und noch dazu Land und Leute von denselben Schänden lassen mußten. Empört über dieses Schicksal des Volkes, nahm er an dessen Freiheitskämpfen theil, ward der Slaven Anführer und König, und brach nicht bloß das avarische Joch, sondern führte auch glückliche Kriege gegen

die Franken und Thüringer. Es war ihm gelungen, die Slavenstämme von Böhmen herab bis an die julisch-karnischen Alpen zu einem großen Slavenbunde zu vereinigen und das Volk frei und unabhängig von den Avarn zu machen. Als er nach fünfunddreißigjähriger Regierung um das Jahr 660 starb, fiel auch der Slavenbund wieder auseinander, den nur Samos' Herrschergeist zusammengehalten hatte; die verschiedenen Stämme traten wieder in ihre Vereinzelnung zurück und verloren rasch die eben erlangte Selbständigkeit wieder.

Die Slaven in Kärnten, Steiermark und Krain — ihr Gebiet hieß seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts Karantanien = Kärnten an Stelle des bisherigen Namens Noricum, welcher verschwand oder auf das bayrische Gebiet eingeschränkt wurde — diese Kärntner Slaven verloren ihre Selbständigkeit, als die Avarn wiederum gegen sie heranzogen, um sie von neuem zu unterjochen. Da sich die Slaven nicht stark genug fühlten, riefen sie die Bayern unter ihrem Herzog Odilo zu Hilfe; denn lieber wollten sie bayrisch sein, als unter den Avarn verderben. Die alten Bedrückungen und Grausamkeiten dieses Volkes standen ihnen noch zu lebhaft vor der Seele. Die Bayern kamen und brachten Hilfe, betrachteten aber nun das Land als ihre Eroberung. Die Karantaner Slaven behielten zwar ihren eigenen Herzog, mußten aber die Oberhoheit der fränkischen Könige und deren Stellvertreter, der Bayernherzoge, anerkennen und zur Versicherung ihrer Treue Geißeln nach Bayern geben.

Gleichzeitig wurden die Slaven am Main und an der Elbe durch den fränkischen Hausmaier Karl Martell und dessen Söhne mit Nachdruck und größtentheils siegreich bekämpft. Von da an beginnen die ersten Befehrungsversuche unter den Slaven.

Die Anfänge der Slavenbekehrung. Das Christenthum unter den Kärntner Slaven.

In den langwierigen Kämpfen zwischen Bayern und Slaven, Slaven und Avarn war das Christenthum in den östereichischen Alpenländern und unter der Enns fast ganz vernichtet worden. Zwar gab es noch überall Reste der früheren römischen und deutschen Bevölkerung, welche ihren alten Glauben schwerlich so bald vergaß; allein es fehlte an einer geordneten kirchlichen Pflege und Leitung. Die alten Bisthümer Tiburnia in Kärnten, Pettau und Cilli in Steiermark, und Aemona

(Raibach) in Krain waren untergegangen; seit dem siebenten Jahrhundert werden sie nirgends mehr erwähnt. Auch das uralte Bisthum Vorch an der Ennsmündung verschwindet. Es ist ungewiß, wer der letzte Vorchter Bischof war und wann er gelebt hat. Während manche glauben, jener Constantius, welchen der hl. Severin gesehen und gekannt hat, sei als letzter Oberhirte von Vorch mit der römischen Bevölkerung nach Stalien ausgewandert, halten andere mit größerer Wahrscheinlichkeit daran fest, daß Constantius ebensogut Nachfolger auf dem Bischofstuhle zu Vorch hatte, als er Vorgänger gehabt hatte. Wenn der Bischofitz unter den Stürmen der Völkerwanderung und den Drangsalen der Slaveneinfälle, welche das unmittelbare Nachbarland zu einer Wüstenei umschufen, auch vielen Wechselfällen unterworfen war, so scheint doch das Donaugebiet um Vorch niemals ganz ohne Bischof gewesen zu sein. Je unsicherer die Gegend um Vorch wurde, umso weiter zog sich das Christenthum und mit ihm die oberhirtliche Leitung der Christen Donau aufwärts zurück. Insofern erscheint die alte Ueberlieferung berechtigt, welche den Vorchter Bischof Vivilo mit seiner Geistlichkeit nach der Zerstörung Vorchs 737 nach Passau wandern läßt. Das Bisthum Passau ist thatsächlich in das Erbe der bischöflichen Kirche in Vorch eingetreten, hat es aber auch nicht versäumt, eine reiche Missionsthätigkeit in Oesterreich und unter den Slaven weit an der Donau hinab zu entfalten.

Der Eindruck, welchen die Vernichtung der Christlichen Kirche im östlichen Alpengebiet und unter der Enns auf die Kirche im Frankenreich machte, war nicht ohne Rückwirkung geblieben. Kaum ein Jahrzehnt nachdem die Slaven über die Alpen eingedrungen waren, konnte der hl. Columban, als er mit St. Gallus am Bodensee predigte, sich des Gedankens nicht mehr erwehren, daß er für die Heidenmission unter den Slavenvölkern berufen sei, welche eben die Alpenländer erobert hatten. Selbst im Traume beschäftigte ihn dieser Gedanke. Da sah er einen Engel, der ihm den Weltkreis auf ein Pergamentblatt zeichnete und ihm die Karte mit den Worten vor die Augen hielt: „Du siehst den Weltkreis im Bilde vor dir liegen. Gehe rechts oder links, wie du willst, damit du die Früchte deiner Arbeit genießen mögest.“ Columban deutete das Traumgesicht dahin, daß seine Arbeit unter den Slaven jetzt noch ohne Erfolg sein würde und blieb am Bodensee, bis er seine

Reise nach Italien antrat. Er hatte recht; denn zwei Jahrzehnte darnach hat der Apostel der Belgier, der h. *Mandus*, fruchtlos in Kärnten und Steiermark gepredigt. Auch der heilige *Emmeram* wandte sich von seiner fränkischen Heimat *Poitiers* dem Osten zu, in der Absicht, den Awaren und Slaven an der Donau zu predigen, wurde aber durch den Baiernherzog *Theodo* in Regensburg zurückgehalten. Schon am Rheine hatte er sich mit einem jener Sprache kundigen Priester versehen, ein Beweis, daß es ihm um die Befehrung der Slaven wirklich ernst war.

Welchen Antheil der h. *Rupert* an der Slavenbefehrung hatte, ist bei der Unsicherheit der Zeit, in der er lebte, und der weiteren Unsicherheit, ob der Bericht über seine Reise nach Nieder-Panonien, also in die Länder zwischen *Drau* und *Sau*, echt ist, schwer zu sagen. Unsicher ist deshalb auch die früher erwähnte Nachricht, wonach *Rupert* auch zu dem Herzog der Karantaner Slaven kam und auf dessen Bitte im Lande predigte. Von dort sei er über einen sehr hohen Berg, den *Hartberg*, gestiegen, um anderen Völkern zu predigen, und nach gesegneter Thätigkeit nach Bayern zurückgekehrt. Bedeutender und erfolgreicher wurde die Mission unter den Karantaner Slaven erst seit dem achten Jahrhundert. Mit der Anerkennung der bairischen, beziehungsweise fränkischen Oberhoheit wurde dem Christenthum in den österreichischen Alpenländern der Zugang eröffnet.

Durch das Zusammenwirken der eingebornen Herrscherfamilie in Kärnten, des Bischofs *Virgil* von Salzburg und des Bayernherzogs *Thassilo II.*, beziehungsweise seiner fränkischen Oberherren, wurden die ersten Erfolge unter den Slaven rasch und ohne Schwierigkeit errungen. Ein uralter Bericht eines Salzburger Geistlichen um das Jahr 873 erzählt über die Befehrung der Kärntner Slaven und ihrer Grenznachbarn etwa Folgendes:

Als Herzog *Boruth* über die Karantaner herrschte, wurde die Awarengefahr für die innerösterreichischen Slaven so groß, daß sie sich genöthigt sahen, die früheren Feindseligkeiten gegen die Bayern aufzugeben und sie zur Abwendung der drohenden Awarengefahr zu Hilfe zu rufen. Diese kamen, besiegten die Awaren, oder wie der Salzburger Geistliche sie nennt,

die Hunnen, betrachteten aber nun das Land der Slaven als ihre Eroberung und unterwarfen sie der Oberhoheit der fränkischen Könige und ebenso ihre Grenznachbarn. Herzog Boruth sollte in Abhängigkeit das Land weiter regieren, aber sein Sohn Katakatus und sein Neffe Cheitmar mußten als Geißeln nach Bayern ziehen. Der Herzog, obwohl selbst noch Heide, that die ersten Schritte, um die Einführung des Christenthums in seinem Lande anzubahnen. Er wollte, daß sein Sohn und ebenso sein Neffe in Bayern christlich erzogen würden; denn es entgieng ihm nicht, daß die Annahme des Christenthums die Bedingung für das fernere Wohl seines Volkes sei. Im Kloster Chiemsee erhielten die slavischen Prinzen christlichen Unterricht und die Taufe. (Siehe Abbildung: Herzog Thassilo II. stiftet das Kloster Chiemsee.) War das Herrscherhaus christlich, so war die Bekehrung des Volkes nur eine Frage der Zeit. Das entgieng auch dem Frankenkönig Pipin nicht. Deshalb schickte er nach dem Tode des Herzogs Boruth 750 den bereits christlichen Sohn desselben in seine Heimat zurück, wo er ohne Widerspruch als Fürst anerkannt wurde. Als dieser schon nach drei Jahren starb, folgte ihm 753 sein Vetter Cheitmar (Chettimar, Ceitumar, Chotimir), also wieder ein Christ. Er war ein überzeugungsvoller, treuer Anhänger des christlichen Glaubens. Als er das Kloster Chiemsee verließ, nahm er den Priester Majoranus, einen Neffen des Abtes Lupo, mit sich: Er wollte als christlicher Herrscher in sein Land einziehen. Lupo hatte ihn einst aus der Taufe gehoben; umso bereitwilliger unterstützte er die Slavenmission im Lande seines fürstlichen Pathen. Umgekehrt war es dem Slavenherzog Herzenssache, die Rathschläge des Abtes Lupo zu erfüllen. Es vergieng kein Jahr, ohne daß Herzog Cheitmar die Bischofsstadt an der Salzach besuchte; dort verrichtete er gerne seine Andacht. Er betrachtete sein Land als zum Salzburger Sprengel gehörig; deshalb bat er den Bischof Virgil, in seinem Lande zu predigen und zu taufen. Virgilius gieng auf die Wünsche und Gedanken des Herzogs bereitwilligst ein. Selbst verhindert, über die Alpen zu gehen, bestellte er zur Slavenpredigt einen eigenen Missionsbischof namens Modestus. Dieser begab sich in Begleitung von den vier Priestern Wato, Regimbert, Chozhar und Latinus, dem Diacon Elkhart und etlichen anderen Geistlichen zu den Slaven. Er hatte den Auftrag, zu

predigen, Kirchen und Geistliche zu weihen und sich in allem an die kirchlichen Vorschriften zu halten. Mit seinen Genossen weihte er auf einer sanften Erhöhung der Hügelfette ober dem alten Virunum auf dem Zollfelde eine Marienkirche nebst Klösterlein in der Nähe des heutigen Wallfahrtsortes Maria Saal und nahm daselbst seinen Wohnsitz. Noch heute steht das sogenannte „Modestiftöckl“, sein ehemaliges Klösterlein. Auf dem Friedhofe, der die Kirche umgibt, hat sich eine Säule erhalten, merkwürdig durch den ganz eigenthümlichen Bau, wie durch die slavische Inschrift mit altdeutschen Schriftzeichen. Diese Säule enthält ein Behältnis für Delbeleuchtung. Was die Kirche betet: „O Herr, gib den armen Seelen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen“, das wurde auch versinnbildet. Wenn das tägliche Licht erlosch und die Dämmerung eintrat, wurde auf den Begräbnisstätten Licht angezündet, damit das immerwährende Licht leuchte. Die Lichtsäule im Friedhof zu Maria Saal reicht wohl noch auf den hl. Modestus selbst zurück, vielleicht wurde sie gerade über seinem Grabe errichtet.¹ Eine weitere Kirche weihte Modestus in Liburnia, auf dem Lurnfelde, wie man annimmt bei Spittal in der Nähe von Villach, und die dritte in Undrima, wohl auf dem Murboden zwischen St. Lorenzen und Judenburg. Bischof Modestus blieb im Lande bis zu seinem Tode. Eine ganze Reihe Kirchen (Name und Lage derselben sind uns leider unbekannt) blieben die Zeugen seiner segensreichen Wirksamkeit. Er verdiente es, als Apostel der Kärntner verehrt zu werden. — Nach dem Tode des hl. Modestus hätte Herzog Chaitmar abermals gern den Salzburger Bischof Virgil selbst in seinem Lande gesehen. Wieder war es ihm unmöglich. Diesmal hielt ihn ein Aufstand zurück, der einer Christenverfolgung gleichsah. Virgil ist überhaupt nie in das neue Missionsland seiner Diocese gekommen; aber er ermüdete nicht in der Fürsorge für die Mission. An Stelle des Bischofs Modestus setzte er den Priester Latinus, und als dieser wegen eines neuen Aufstandes das Land verließ, traten die Priester Madaloh und Warmann in die Lücke ein. Ihre Arbeit war nicht vergebens.

Mit dem Tode des Herzogs Chaitmar erlitt die weitere Ausbreitung des Christenthums eine längere nicht unbe-

¹ Bergl. Ragingner a. a. D. S. 430.

deutende Störung. Es schien, als ob bei den Slaven der Boden erst mit Märtyrerblut für die Aufnahme des Christenthums empfänglich gemacht werden sollte. Die Empörung unter den heidnischen Karantanern gegen den neuen christlichen Herrscher und gegen das Christenthum überhaupt erhob stolzer denn je das Haupt, insbesondere im südlichen Steiermark und in Krain. Die christlichen Priester wurden verjagt, die Gläubigen mißhandelt und verfolgt. Dem ungezügelten Volke scheinen die Forderungen des christlichen Sittengesetzes zu unbequem gewesen zu sein. Es wollte nicht länger zum Unterhalte der fremden Priester und zum Baue neuer Kirchen beitragen, sie wollten überhaupt von einem Glauben nichts wissen, der ihnen, wie sie meinten „nichts brächte, aber viel kostete“. Erst mußte Herzog Thassilo von Bayern kommen und die Karantaner züchtigen (772). — Die Sage erzählt von einer mörderischen Schlacht auf dem Gurnfelde zwischen Spittal und Sachsenburg — ehe der neue Herzog Walthung die Regierung in Kärnten antreten konnte. Nun kam neues Leben in das Missionswerk. Herzog Walthung knüpfte die Verbindung mit Bischof Virgil von Salzburg wieder an und bat ihn, neue Priester zu schicken. Aehnlich wie vom Kloster Fulda in Sachsen wurde vom Salzburger St. Peterskloster aus in Kärnten missioniert; in regelmäßigem Wechsel wurden Priester von dort zur Heidenpredigt ausgesandt: so die Priester Heimo und Reginbald, der Diacon Majoran und andere Geistliche; wieder Heimo und ein Priester namens Dupliler, die Priester Gozhar, Erhanbert, Reginbald und Augustin außer verschiedenen anderen Geistlichen.

Die Seele des Missionswerkes in Kärnten blieb Bischof

Virgil von Salzburg.

Virgils Vaterhaus war im fernen Irland gestanden: es scheint das Schloß eines edlen irländischen Geschlechtes gewesen zu sein. Zum Dienste Gottes und zum Priester geweiht verließ er die „Insel der Heiligen“ und kam mit mehreren Gefährten auf frommer Pilgerfahrt nach Frankreich, wo er bei Pipin, dem mächtigen Majordomus des Reiches, freundliche Aufnahme fand und seiner hohen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wegen hoch in Ehren gehalten wurde. Dort kam er in die Nähe des Bayernherzogs Odilo, der sich seit dem unglücklichen Kriege gegen Pipin als Gefangener am fränkischen Hofe befand. Odilo

war mit Hochachtung vor dem würdigen und gelehrten Priester erfüllt und beeilte sich, nach seiner Rückkehr in sein Herzogthum, denselben auf den eben erledigten Bischofsthron von Salzburg zu erheben (745). Zwei Jahrzehnte lang lag die Leitung des Bisthums in den Händen Virgils, ohne daß er die Bischofsweihe empfangen hätte. Sei es aus Demuth oder aus Klugheit: er regierte die Diöcese als einfacher Abt von St. Peter; erst 767 entschloß er sich, dem Wunsche des Volkes und der Geistlichkeit nachzugeben und sich die Bischofsweihe ertheilen zu lassen. Er erhielt sie am 15. Juni dieses Jahres und eröffnete seine bischöflichen Verrichtungen mit der Einweihung der Kirche zu Dettingen, welche ein Graf Günther von Chiemgau aus den Ruinen erhob und sammt dem dabei errichteten Kloster der Kirche von Salzburg übergeben hatte. Dann begann er den Bau einer neuen, geräumigen Kathedrale. Hunderte von Werkleuten schafften daran; es war ein für die damalige Zeit durch Größe und Schönheit hervorragender vierthürmiger Bau. (Siehe Abbildung: Der hl. Virgilius, Erbauer des ersten Domes zu Salzburg, nach dem Gemälde von S. Stief.) Nach zwölf Jahren war er vollendet und Virgil weihte denselben zu Ehren des Salzburger Glaubenspatrones, des hl. Rupert, dessen Gebeine er 774 größtentheils dorthin übertragen ließ. Hierauf stellte er, um die Mönche von St. Peter ihrem Berufe in der Ausbreitung des Christenthums nicht zu entziehen, zur Beforgung des Gottesdienstes zwölf Weltpriester an. Er selbst nahm an dem Missionswerke der Mönche in Kärnten den lebhaftesten Antheil, wenn er auch nicht persönlich als Glaubensprediger mit ihnen ziehen konnte. Im politischen Leben bewies er sich als energischer Mann, der von dem, was er als sein gutes Recht erkannte, nicht um eine Hand breit zurückwich; weder vor seinem Fürsten Pipin, noch vor dem hl. Bonifacius. Es handelte sich letzterem gegenüber um die Gültigkeit der lateinischen Taufformel, welche ein bayrischer Priester in Folge ungenügender Kenntniß des Lateinischen verstümmelterweise gebraucht hatte. Virgil hielt mit Recht an der Gültigkeit der Taufe fest. Außerdem lehrte er, entgegen der damals herrschenden Ansicht, nach welcher man sich die Erde als eine im Mittelpunkte des Himmels ruhende flache Scheibe vorstellte, die Erde sei in Wirklichkeit kugelförmig und um und um von Menschen bewohnt. Auch auf der uns entgegengesetzten Halbkugel gebe es Menschen, sogenannte

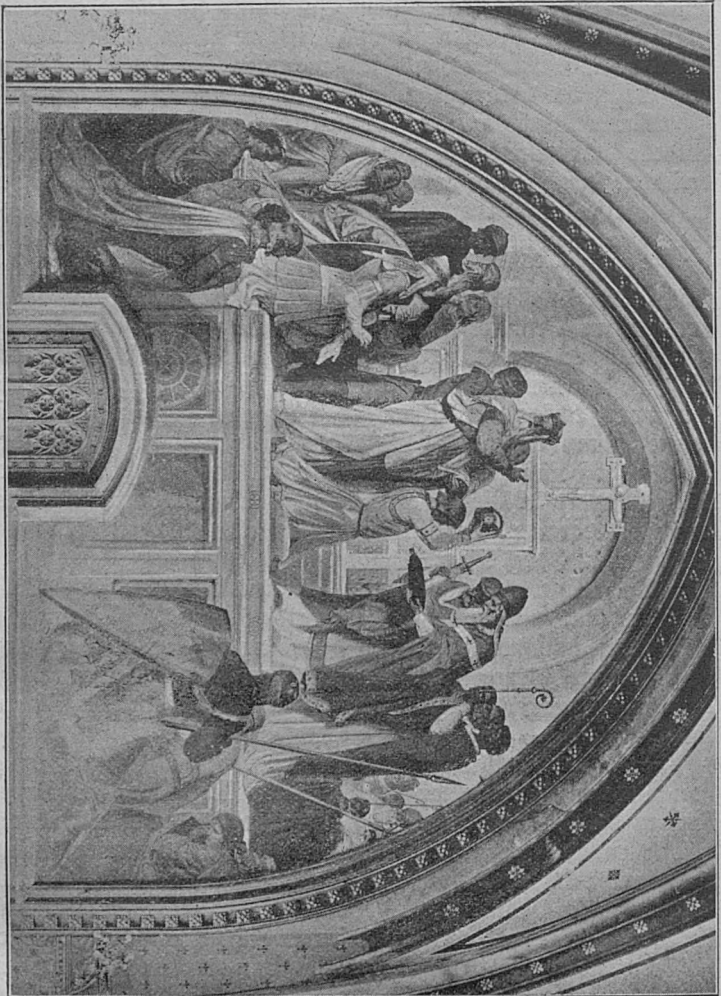
Gegenfüßler. Seine Zeitgenossen und auch der hl. Bonifacius verstanden ihn nicht, und letzterer berichtete über diese Sache und wegen der Taufformel nach Rom. Beide Angelegenheiten wurden indes ausgeglichen und beigelegt, ohne der Würde und dem apostolischen Eifer der heiligen Männer oder der Kirchenzucht Eintrag zu thun. Dem Bayernherzog Odilo gegenüber vertheidigte Virgil muthig und erfolgreich die Rechte und die Würde seines Klosters und seiner Kirche. Es handelte sich um den Besitz des Maximilianklosters im Pongau.

Unter Virgil wurden die heilkräftigen Quellen in Gastein entdeckt und alte Erzgruben wieder in Bau genommen. Er errichtete durch seinen gelehrten Weibbischof eine blühende Schule in Thiemsee und that alles, was einem treuen Hirten gegen seine Herde obliegt. Am liebsten aber weilte seine Seele bei seiner Mission jenseits der Alpen in Kärnten. Gegen den Abend seines Lebens besuchte er noch seine ganze Diöcese; bis in die entlegensten Orte derselben, bis an die Drau soll er gekommen sein. Als er zurückkehrte, habe er, so wird erzählt, bei dem Anblicke der wunderbaren Schönheit seiner Bischofsstadt Salzburg am Busen der schneeigen Berge ausgerufen: „Das sei meine Heimstätte für die Ewigkeit.“ Er hat sie bald gefunden. Nach dreißigjähriger unermüdlcher Thätigkeit starb er am 27. November 784. In dem von ihm erbauten Rupertus-Dome ward er begraben. Die Kirche hat ihn als heiligen Bischof und Bekenner auf den Altar erhoben.

Die Missionsthätigkeit des Bischofs Virgilius von Salzburg und des einheimischen Herrschergeschlechtes in Karantänien wurde wirksam unterstützt durch die bayerischen Herzoge, beziehungsweise ihre fränkischen Oberherren, die Frankenkönige, namentlich durch Klostergründungen im eigenen und im Slavenslande.

Dank der kirchlichen Gesinnung der beiden letzten Herzoge von Bayern, Odilo und Thassilo II., waren die Bestrebungen des hl. Bonifacius in Bayern rascher zur Durchführung gekommen, als irgendwo im fränkischen Reiche. Ein neuer gläubiger Geist und ein frisches kirchliches Leben war erwacht, das sich namentlich in Förderungen kirchlicher Stiftungen und in Klostergründungen äußerte. Schon unter Odilo erhob sich eine Reihe von Klöstern; zu Niedernburg in Passau, Ober- und Niederalteich, Osterhofen und Pfaffenmünster, in Mondsee,

St. Zeno, Benedictbeuern u. s. w. Sie alle hat Obilo reichlich beschenkt. Auch nach seinem unglücklichen Kriege mit den Beherrschern des Frankenreiches, welcher sein Land in größere Abhängigkeit von Karlmann und Pipin brachte, gab er seine



Karl der Große überreicht seinem Sohne Ludwig dem Frommen die Krone des Reiches.
Nach S. et H. L. S. Fresken im Stimmungsstade zu Klagenfurt.

Bemühungen um Hebung des Christenthums und Wohlstandes in seinem Volke nicht auf. Er berief um das Jahr 745 die geistlichen und weltlichen Großen des Landes zu einer Synode — der Ort ist unsicher —, um über die Ausbreitung des Christenthums und die Verehlung des Volkes zu berathen. Häufiger Kirchenbesuch, regelmäßiges Beichten, Fasten und Communicieren sollte in erster Linie dazu dienen.

Sein Sohn und Nachfolger Thassilo, so unglücklich er in seiner Politik war, ebenso unermüdetlich war er für die Ausbreitung und Förderung des christlichen Glaubens in seinem Lande und über die Landesgrenzen hinaus besorgt. Seinen jungen Sohn Theodo schickte er nach Rom, damit er vom Papste getauft würde. Er begünstigte namentlich die Missionsthätigkeit des Bischofs Virgil von Salzburg und gründete zur Christianisierung der Slaven in Kärnten und Oesterreich die Klöster Innichen und Kremsmünster, und außerdem in seinem eigenen Lande eine ganze Reihe kirchlicher Stiftungen, so daß Bayern ein klosterreiches Land mit mindestens fünfundzwanzig Klöstern wurde. Er nahm lebhaften Antheil an den Versammlungen der Bischöfe und der Geistlichkeit seines Landes auf den Landtagen zu Michheim, Dingolfing und Neuching bei Erding, welche das kirchliche Leben in jeder Beziehung zu fördern suchten. Je frischer das kirchliche Leben in Bayern pulsierte, desto mehr waren Bayerns Bischöfe und Priester, namentlich die Salzburger Kirche imstande, im Slavenlande zu missionieren.

Salzburg war der wichtigste, aber nicht der einzige Punkt, von wo aus die Befehrung Kärntens und der benachbarten österreichischen Slavenländer betrieben wurde. Besonders durch die erwähnte Gründung des Klosters zu Innichen suchte Thassilo der Mission eine sichere Stütze zu verschaffen. Er hat die Stiftungsurkunde im Jahre 769 in Bozen ausgestellt. Erst von da an begann eine regelmäßige Seelsorge in Kärnten. Das Kloster lag hart an der Grenze des deutschen Gebietes, da, wo der Weg aus dem Pusterthal ins Drauthal hinabführt. Seine Lage war feindlichen Einfällen so ausgesetzt, daß es Thassilo nicht wagte, das Kloster selbständig zu machen: er übergab es dem Abte Atto von Scharniz. Dabei sprach er die Verpflichtung zur Mission ausdrücklich aus. Atto sollte das ungläubige Geschlecht der Slaven auf die Bahn der Wahrheit führen. Innichen war von der bischöflichen Kirche in Freising aus gegründet worden.

Auch die Passauer Kirche theilte sich von Anfang an an der Slavenmission, hauptsächlich im Lande unter der Enns, zuerst allerdings mit wenig Erfolg. Später aber wurde von einem Kloster im Gebiete Passaus, von Niederalteich an der Donau aus, das für die Slavenbekehrung wichtigste Kloster Kremsmünster im Jahre 777 gestiftet. Es lag im Traungau, ziemlich in der Mitte zwischen Traun und Enns. Die Sage erzählt über die Gründung von Kremsmünster: Ein hoffnungsvoller Sohn Thassilos, der Jüngling Gunthar, habe im nahen Walde einen gewaltigen Eber aufgebirscht und weidmässig mit seinem Speere gefällt; stürzend habe ihn aber das Unthier mit einem seiner Hauer schwer verwundet, und so sei er bereits verblutet neben dem getödteten Wilde gefunden worden. Ein treuer Hund hatte die Unterthanen auf die Spur ihres todten Herrn geführt. Thassilo eilte selbst zur geliebten Leiche, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Anschlüssig, wo er ein Grab bereiten sollte, sei ihm an dem Platze, den jetzt Kremsmünster einnimmt, ein Hirsch mit leuchtendem Geweih aus dem Walde entgegengekommen, woran er erkannte, dass dieses die von der Vorsehung bestimmte Ruhestätte seines Sohnes sei. Deshalb habe er über dem Grabe seines Sohnes zuerst eine Kirche und dann das Münster erbaut und beide mit königlicher Freigebigkeit ausgestattet. Bald wurde Kremsmünster der eigentliche Herd der Mission für das Land unter der Enns. Gleichzeitig giengen von seinem Mutterkloster, dem bayrischen Niederalteich, immer noch Missionspriester aus und arbeiteten mit den Kremsmünsterern an der Ausbreitung des Christenthums unter den Slavenstämmen Oesterreichs.

Während Kremsmünster hauptsächlich in Niederösterreich missionierte, das salzburgische Kloster Maximilianszell im Pongau seine Mönche hauptsächlich in den Lungau und dessen östliche Grenzbezirke, sowie ins nordwestliche Steiermark sandte, und die Abtei Innichen im südwestlichen Kärnten, etwa im heutigen Willacher Kreise wirkte, waren die Niederalteicher Mönche als Lehrmeister im Slaven-Missionswesen in ganz Kärnten zerstreut, nebenher war aber die Bekehrung der im Osten wohnenden Grenznachbarn von Kärnten ihre specielle Missionsaufgabe. Darauf weisen unter anderem die dem Kloster Niederalteich eigenthümlichen Kirchenpatrocinien der heiligen Mauritius, Gotthard und Erhart hin, welche sich in manchen Gegenden Kärntens und Steier-

marks finden. Auch an der Raab scheinen die Mönche von Niederaltreich gewirkt zu haben.

Wie in Bayern selbst, so erlitt auch in den österreichischen Missionsländern unter den Slaven die Begründung und Ausbreitung des Christenthums durch die Schicksale des agilolfingischen Herrscherhauses keine Störung, sondern eher eine Förderung. Herzog Thassilo II. hatte die Gefahr, welche seiner Herrschaft von dem mächtigen Frankenkönige Karl dem Großen drohte, erkannt, hatte aber, aufgestachelt von seiner Gemahlin Liutberga, einer Tochter des letzten Langobardenkönigs Desiderius, welche die Schmach und den Sturz ihres Hauses an König Karl rächen wollte, in der Wahl seiner Mittel einen Fehlgriff gethan, der ihm Krone und Reich kostete. Wo er hätte handeln sollen, zögerte er, und als seine Sache bereits verloren war, handelte er. Statt zur rechten Zeit loszuschlagen, wo die Sachsen und andere Feinde Karls des Großen noch mächtig waren und ihn hätten unterstützen können, zauderte er, und als es zu spät war, forderte er den Frankenkönig zum Kriege heraus. Karl rückte mit drei Armeen in Bayern ein: Thassilo unterwarf sich und leistete den Eid der Treue. Als er aber trotz dieses Eides mit den heidnischen Avaren ein Bündnis gegen Karl schloß, traten die Großen seines Reiches, die Bischöfe und vornehmsten Adligen selber gegen ihn auf und verklagten ihn beim Könige. Auf dem Reichstag zu Ingolheim 788 wurde er zum Tode verurtheilt. Der König aber schenkte ihm das Leben und ließ ihn zum Mönch scheren. Des Herzogs Gattin und Töchter nahmen den Schleier, seine Söhne wurden in verschiedene Klöster gesteckt; Thassilo selbst starb im Kloster.

So erlosch das Haus der Agilolfinger. Karl der Große übernahm selbst die Regierung des Landes und zerschlug dieses letzte deutsche Herzogthum in verschiedene Grafschaften.

Die Unterwerfung und Bekehrung der Avaren unter Karl dem Großen. Das Christenthum im Lande unter der Enns. Kirchliche Ordnung der österreichischen Slavenländer überhaupt.

Die Avaren, welche Herzog Thassilo gerufen hatte, kamen. Mit zwei Heeren erschienen sie 788 an den Grenzen des Frankenreiches, eines in Bayern, das andere in Friaul am Adriatischen Meere. Doch sie konnten ihren Verbündeten, den

Herzog Thassilo, nicht mehr retten, und sich selbst bereiteten sie dadurch den Untergang. Hier wie dort wurden ihre wilden Reiter scharen entscheidend geschlagen; an der Donau bei der heutigen Stadt Ybbs, auf dem großen weiten Ybbsfelde. Es sollen zehntausend von ihnen im Kampfe geblieben, viele davon in die Donau gesprengt worden sein. Nun folgten Unterhandlungen über die fränkisch-avarische Grenze: Karl setzte dieselbe fest, um Bayern gegen die Raubzüge der Avaren zu schützen. Diese waren jedoch mit der Entscheidung Karls unzufrieden und griffen, da keine Einigung erzielt werden konnte, neuerdings zu den Waffen. Da rüstete König Karl im Jahre 791 abermals zum Kriege gegen die Avaren, dem wichtigsten nach dem Sachsenkriege. Ganz Europa war in Bewegung, die Kräfte des ungeheuren Frankenreiches wurden alle gegen die Avaren geleitet. Drei große Heere zogen ins Feld: das eine von Süden her, das andere nördlich der Donau; das dritte bewegte sich unmittelbar an und auf der Donau abwärts und führte hauptsächlich Lebensmittel mit. Es bestand größtentheils aus Bayern, welche sich auf die Donaufahrt wohl verstanden. An der Enns, der Grenze gegen die Avaren, machte der große König mit seinem Heere Halt, und veranstaltete, um den Schutz Gottes, Glück und Segen, Heil und Sieg fürs christliche Heer zu erflehen, eine dreitägige Andacht mit feierlichem Gottesdienste, Fasten und Bittgängen. Dann nahm er die erste Verschanzung der Avaren am Flusse Kamp und eine andere bei Comagene (Königstetten); unaufhörlich drang er vorwärts, die Avaren flohen nach allen Richtungen, wie von Gott mit Schrecken geschlagen. Im Heere Karls diente ein Alemanne vom Thurgau, von solcher Größe und Stärke, daß er mit seiner langen Lanze die Avaren wie Frösche aufspießte und in die Höhe hob. Das ganze Land bis an die Raab, wo sie in die Donau fällt, durchzogen die fränkischen Krieger zweiundfünfzig Tage lang verheerend und alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Noch war es nicht erobert. Der Winter nahte, der Regen fiel, die Pferde giengen zugrunde. Karl zog sich nach Regensburg zurück, ein Theil der Truppen blieb an der Grenze stehen, um sie zu bewachen. Erst 795 wurde der förmliche Krieg gegen die Avaren aufs neue aufgenommen. Der Stoß, den ihre Macht erlitten, hatte unter ihnen selbst Zwiespalt hervorgerufen; ein Theil suchte bei Karl Hilfe und bot ihm Unterwerfung und Bekehrung an.

Die fränkischen Heerführer nahmen unter Oberleitung Pipins, des Sohnes Karls des Großen, nach heftigen Kämpfen im tieferen Ungarn die alte Königsburg zwischen Donau und Theiß, das Hauptbollwerk der Nation, den großen Ring, eine Verschanzung aus Baumstämmen und Mauerwerk. Die Schätze, welche man hier fand, der Raub vieler Jahrhunderte, waren unermesslich. Vieles davon verschenkte der König an den Papst, an Bischöfe, Kirchen und Klöster. Das Land war in den blutigen Kriegen neuerdings zur Wüste geworden. Die Awaren waren bis zur Vernichtung geschlagen, das gedemüthigte Volk versprach friedliche Unterwerfung und Annahme des christlichen Glaubens. Sie wurden nun von denen bedrückt, deren Dränger sie früher waren. Mehr als einmal mußten sie in den nächsten Jahren die Franken um Schutz und Hilfe gegen die Slaven anrufen. Bald verschwanden sie ganz unter den Slaven und eingewanderten Franken. Daß auch die Slaven irgend einen Antheil an der Unterwerfung der Awaren und dem Sturze ihres Reiches hatten, scheint eine Erzählung anzudeuten, welche die Leobener Chronik enthält. Nach derselben lud ein Herzog Ingo von Kärnten das Volk zur Tafel und ließ die Bauern aus Geräthen von Gold und Silber herrliche Gerichte schmausen, die Edelleute aber vor der Thüre auf dem Boden sitzen, weil jene Christen, diese Heiden waren. Diese Edelleute waren offenbar niemand anderer als die Awaren, die Bauern aber die Kärntner Slaven, welche jenen bis dahin das Feld bebauen mußten. Dafür spricht auch das noch auf spätere Zeit forterbende Bauernrecht in Kärnten. Wenn nämlich daselbst ein neuer Herzog gewählt wurde, setzte sich ein Bauer auf den Fürstenstein (welcher nahe der Kirche von Karnburg bei Maria Saal sich befindet) unweit Klagenfurt, und der neue Herzog mußte vor ihn hintreten und geloben, gerecht zu regieren, und damit er dessen immer eingedenk bleibe, durfte ihm der Bauer eine Ohrfeige geben. Dann erst bestieg der neue Herzog den Fürstenstein, schwang das Schwert nach den vier Himmelsgegenden und gelobte, ein gerechter Richter zu sein und von dem Wege des Glaubens nie abzuweichen.

Aus dem eroberten Awarenlande wurden endgiltig im Jahre 803 zwei Marken gegründet, eine südliche von Friaul und eine nördliche im Ostlande. Letztere umfaßte das Land unter der Enns bis fast zur Raab, und von Oberösterreich

noch den Traungau. Sie hieß die panonische oder Ostmark auch Austruhen, das heißt Oesterreich. Sie erhielt einen Grenz- oder Markgrafen, dem auch die Fürsten und Herzoge in Kärnten in militärischer Hinsicht untergeordnet waren. Die südliche oder Friaulische Mark umfaßte das Küstenland am Adriatischen Meere, Friaul, Istrien, Liburnien und das jetzige Ostfrain. Zwischen beiden lag das im Christenthum schon weiter vorgeschrittene Slavenland Kärnten (und Steiermark) mit einem eigenen Herzoge, aber unter unmittelbar fränkischer Oberhoheit, seitdem Bayern keinen Herzog mehr hatte.

Die Bevölkerung in dem neu eroberten Avarenlande war dem größten Theile nach nicht mehr avarisch, sondern slavisch. Der eine oder andere Römerort fristete noch aus alter Zeit ein ärmliches Dasein. Im allgemeinen war das Land zum Waldlande geworden.

Nach altem fränkischen Rechte gehörte alles eroberte Land dem Könige. Karl der Große aber wußte, daß hier wie anderwärts nur das Kreuz den Besitz wahrhaft und dauernd sichern konnte, den das Schwert im Sturme genommen hatte. Deshalb wollte er das Land nicht bloß erobern, sondern gleichzeitig auch christlich machen. Zwar gab es noch manche Kirche aus der alten Zeit, ehedem die Avaren das Christenthum niedergetreten hatten; aber sie waren verwüstet und vor Alter zerfallen. Karl ließ viele derselben wieder herstellen, andere neu erbauen und unterstützte das Missionswerk in jeder Weise. Die Hauptaufgabe fiel dabei den Bischümern Passau und Salzburg als den nächstgelegenen zu. Die südliche Mark dagegen wurde von Aquileja aus missioniert. Der König schenkte den Bischöfen und Klöstern große gutgelegene Bezirke und Landstrecken, welche der Lohn für ihre Wirksamkeit sein sollten. In dem Landstriche von der Enns bis an die Raab wurde das Christenthum vornehmlich durch Geistliche aus Passau und durch Mönche aus den Passauer Klöstern verbreitet. Die Raab bildete im allgemeinen die Grenze zwischen den Missionsbezirken der Bischümer Passau und Salzburg. Letzteres erhielt das Land zwischen den Flüssen Donau, Drau und Raab zugewiesen. Die Klöster Niederaltich, Mondsee und Kremsmünster waren später im Lande unter der Enns reich begütert: sie haben also sicher dort für die Ausbreitung des Christenthums segensreich gewirkt; denn der spätere Besitz erscheint regelmäßig als

der Lohn für die frühere Arbeit. Dasselbe gilt von den Regensburger Klöstern St. Emmeram und Metten, von der Freisinger Bischofskirche und dem Freisinger Kloster Moosburg. Die Oberleitung lag wohl schon unter Karl dem Großen in den Händen eigener Missionsbischöfe.¹

Darauf weisen die Passauer Missionsbischöfe Arno, Alberich und Madalwin hin, welche aus der Zeit nach Karl dem Großen erwähnt werden und wovon letzterer die Passauer Kirche zum Erben seiner Güter, welche theilweise jenseits des Wienerwaldes lagen, einsetzte. Diese wandernden Bischöfe hatten wahrscheinlich mehrere Priester bei sich, welche predigten, taufeten und den Gottesdienst hielten, ähnlich den Missionsbischöfen von heute in Asien und Afrika. Sie erhielten ihren Unterhalt theils aus den ihnen angewiesenen Gütern, theils aus den Zehnten, welchen ihnen die Neubefehrten entrichteten. Natürlich ließen es sich die Bischöfe von Passau und die genannten Klöster angelegen sein, nicht bloß der gelichteten slavischen oder avarischen Bevölkerung den Glauben zu predigen, sondern zugleich das neu erworbene Land zu bebauen und neu zu bevölkern. Sie schickten Mönche, Priester und Unterthanen aus dem Laienstande, welche bereits Christen waren, auf ihre Güter. Mancher bayerische oder fränkische Kriegsmann war wohl gleich nach Beendigung der Avarenkriege dort geblieben, und zwar zu wechselseitiger Hilfe und zu gegenseitigem Schutze in kleineren Scharen. Weib und Kind war ihnen gefolgt. Außerdem gab Karl der Große seinen Getreuen die Erlaubnis, in das eroberte Land, das ja sein Eigenthum war, zu gehen und dort beliebige Stellen in Besitz zu nehmen und so für die Kirche zu erobern; denn sie alle waren Christen.

So gieng Hand in Hand mit dem Vordringen der Kirche das Vordringen des deutschen Elementes im Lande unter der Enns, und wie hier so geschah es auch in Kärnten und in den übrigen von den Slaven besetzten Ländern Oesterreichs. Die Germanisierung des Landes geschah nicht in der Weise, als ob man die Slaven gewaltsam hätte zu Deutschen machen wollen: sondern neben den slavischen Orten entstanden deutsche. Während die Slaven die Thäler der kleinen Flüsse suchten, ließen die Deutschen sich hauptsächlich an der Donau nieder. Sie fühlten sich als Herren des Landes.

¹ S auf II, Seite 422.

Ueberall im Lande erhoben sich christliche Kirchen. An die durch den Martertod des hl. Florian geheiligte und trotz aller Stürme und Verwüstungen nicht in Vergessenheit gerathene Stätte kehrte eine Schar christlicher Mönche zurück, welche bei dem Einfalle der Awaren mit Bischof Vivilo nach Passau ausgewandert sein soll. St. Florian lag an der Grenze. Es war wohl eine der ersten Kirchen, welche neu erstanden; denn die Cultivierung und Christianisierung des Landes nahm im allgemeinen den gleichen Weg, welchen einst der Kriegszug Karls des Großen gegen die Awaren eingeschlagen hatte. Die Urkunden zeigen uns am rechten Donauufer, an allen größeren Nebenflüssen angebautes Besitzthum. Man benutzte zum Anbaue die schönen, fruchtbaren Ebenen und die sonnigen Höhen zwischen dem Gebirgszuge, welcher am rechten Ufer der Donau hinläuft, und zwischen der Alpenkette, die das Land von der heutigen Steiermark scheidet.

Mindestens ebenso bedeutend als die Thätigkeit der Passauer war die der Salzburger Kirche. Schon Bischof Virgil, welcher die Mission in Kärnten mit gesegnetem Erfolge in Angriff genommen und durchgeführt hatte, dachte auch weiter nach Osten an die Befehrung der Awaren und der ihnen unterworfenen Slaven. Ganz fruchtlos war es schwerlich gewesen, daß christliche Priester nach Unterpanonien, näher in das Land zwischen Donau, Drau und Raab sandte. Auch sein Nachfolger Arno gab den Gedanken an die Befehrung dieses Landstriches nicht auf. Geebnet wurde ihm die Bahn erst durch die Besiegung der Awaren. Auch im Missionsgebiete der Passauer Diöcese, das heißt dem Landstrich zwischen Enns und Raab, begegnet man Salzburger Missionären; südwärts lag das Hauptwerk in ihren Händen. Unter der klugen und thatkräftigen Leitung Arnos ist es trefflich gediehen.

Arno zählt zu Salzburgs größten Bischöfen. Ein geborener Bayer, verdankte er seine tiefe theologische Bildung dem Westen. In den Niederlanden, im Kloster Gno, das Bischof Amandus gestiftet hatte, wurde er Mönch, nachdem er in seiner Heimatsdiöcese Freising zum Diacon (765) und zum Priester (776) geweiht worden war. Dort wurde er mit dem berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, mit Alkuin, so innig befreundet, wie schwerlich ein anderer Deutscher. Der berühmte Lehrer rühmte seinen offenen Sinn für Fragen der Wissenschaft. Er habe nicht nur eine große

Bibliothek besessen, sondern seine Bücher auch gelesen, und er wollte sie auch verstehen. Noch als Erzbischof hat er Unterweisung verlangt. Wie bei den Gelehrten, so besaß Arno auch bei Herzog Thassilo I. und Karl dem Großen das vollste Vertrauen. Beweis dafür ist seine Erhebung für den bischöflichen Stuhl in Salzburg (785). Als Bischof bewährte er sich in jeder Hinsicht. Wie Karl der Große in das ganze Reich, so hat Arno eine lebhaftere wissenschaftliche Anregung nach Bayern übertragen. Gelehrt und gelernt hatte man dort allerdings schon früher. Schon der hl. Rupert hatte sein Kloster zugleich als Unterrichtsanstalt eingerichtet. Auch unter dem hochgelehrten Bischof Virgil hat es an wissenschaftlichen Anregungen in Salzburg schwerlich gefehlt. Heimisch wurde jedoch dort die Wissenschaft erst unter Arno. Er ist der Begründer der Salzburger Bibliothek, ihm verdanken wir die wenigen erhaltenen Aufschlüsse über die älteste Kirchengeschichte Bayerns. Mit dem hohen Sinn für Wissenschaft und Kunst verband Arno einen großen Eifer für ein kirchliches Leben. Wie sein Vorgänger Virgil, nahm er lebhaften Antheil an dem Befehrwerte der Karantaner Slaven. Wie dem Kaiser, so war er dem römischen Stuhle treu ergeben. Im Jahre 798 erhielt er von Papst Leo III. nach dem Wunsche Karls die erzbischöfliche Würde und das Pallium. Dadurch bekam die Kirche in Bayern die so wichtige einheitliche Leitung, und Salzburg fiel die erhöhte Aufgabe zu, für die Ausbreitung des Christenthums im Osten zu sorgen. Es wurde von da an erst zum eigentlichen Mittelpunkt der Slaven- und Awarenmission.

Schon im Awarenfeldzuge Karls des Großen war Arno in der Nähe Karls gewesen. Hatte dieses auch sein frommer Freund Alkuin gerügt, so war es doch die nächste Veranlassung zu einer ruhmwürdigen Wirksamkeit Arnos im unteren Awarlande gewesen, das ihm Karl der Große und dessen Sohn Pipin zur geistlichen Obforgen übertrugen. Arno ließ es daran nicht fehlen. Von Rom zurückgekehrt, predigte er 789 bei den Slaven, erbaute Kirchen, setzte Priester ein und bestellte mit Zustimmung Karls des Großen den Priester Theodorich in Abhängigkeit von Salzburg zum Missionsbischof für Kärnten und für das Awarland.

Damit war ein hochwichtiger Schritt eingeleitet: die kirchliche Ordnung im slavischen Missionsgebiet, oder die Theilung desselben zwischen den betheiligten Bisthümern Salz-

burg, Passau und Aquileja. Karls des Großen Sohn, Pipin, traf eine vorläufige Bestimmung, welche die Grundlage für die spätere Abgrenzung der Diöcesen bildete. Dieser Bestimmung zufolge sollte die Drau die Südgrenze der Salzburger Diöcese bilden. Was südlich lag, wurde an Aquileja überwiesen. Die



Herzog Thassilo II. gründet Herrenchiemsee als gelehrte Schule.

Raab theilte die Bisthümer Passau und Salzburg. Salzburg erstreckte sich demnach über die Tauernkette nach Kärnten, Steiermark und tief ins heutige Ungarn bis zur Mündung der Drau: nur war für das Gebiet südlich und östlich der Tauern ein eigener Missionsbischof bestellt. Die erfreulichen Fortschritte, welche die Kirche im Südosten Deutschlands machte, wurden am Hofe Karls des Großen und namentlich von dem frommen und gelehrten Freunde des Erzbischofs Arno, von Alkuin, mit leb-

hafter Theilnahme verfolgt. Die Briefe des letzteren an Arno, an Karls des Großen Sohn, Pipin, und andere einflussreiche Männer seiner Zeit öffnen einen Blick in die Gedanken der Missionsarbeiter. Die Leiter der Mission waren seine Freunde, die Prediger im Slavenlande zum Theil mittelbar seine Schüler. Seine Gedanken und Gefühle waren ihnen daher sicher nicht fremd. Alkuin war ja unermüdtlich eifrig, zur Mission anzufeuern. Am liebsten hätte er sich sofort aufgemacht, um selbst im Avarenlande zu predigen. Er kam sich wie ein armer Kranker vor, weil er für die Mission nichts hatte als sein Gebet. Seine Freunde Paulin und Arno pries er glücklich, daß sie zu dieser Arbeit berufen seien. Sie standen ja mitten im Missionslande und in der Missionsarbeit. Paulinus, von Karl dem Großen hochgeschätzt und seit 776 Patriarch von Aquileja (gest. 11. Jänner 802) war für die Ausbreitung des Christenthums namentlich im südlichen Kärnten und in der Steiermark besorgt. Er wirkte mit Arno noch gemeinschaftlich im Weinberge des Herrn, erst nach ihm hat die Scheidung des Salzburger und Aquilejer Missionsgebietes durch die Drau stattgefunden.

„Welcher Knecht Gottes,“ schrieb Alkuin an seinen Freund Paulin von Aquileja, „darf sich einem so frommen und löblichen Werke entziehen, durch das die Knechtschaft des Teufels gebrochen und der Dienst unseres Gottes Jesus Christus ausgebreitet werden soll? Wie vieler Augen, bester Vater, sind auf dich gerichtet, was deine ehrwürdige Heiligkeit thun will. Die Nähe des Landes, deine hervorragende Weisheit, die Stellung, welche du einnimmst, unterstützen dich: alles trifft zusammen, was zu einem solchen Werke nöthig ist.“

So war er voll guter Hoffnung. Besonderen Nachdruck legte er darauf, daß man die Avaren und Slaven nicht zwang, sich taufen zu lassen. Freiwillig sollten sie kommen. Er erinnerte sich, wie streng Karl der Große bei den Sachsen verfahren war. Deshalb lag ihm unendlich viel daran, daß die Fehler, welche dort vorgekommen waren, nicht wiederholt würden. Nur bei kleinen Kindern, so schrieb er dem Könige, sei eine Taufe ohne Unterricht zulässig, aber nicht bei Erwachsenen. Die erste Sorge Karls müsse es sein, daß er fromme und tüchtige Priester ins Land sende, Männer, wohlgelehrt im christlichen Glauben, gewöhnt an die Erfüllung der christlichen Gebote und bestrebt, bei der Verkündigung des Wortes Gottes das Vorbild der Apostel zu befolgen.

An Arno von Salzburg schrieb er: Sei ein Prediger der Frömmigkeit, nicht ein Einforderer von Zehnten: eine junge Seele muß mit der Milch apostolischer Frömmigkeit genährt werden bis sie wächst, erstarkt und zum Empfange stärkerer Speise fähig wird. Unermüdlieh müsse man predigen und arbeiten. Der Erfolg liege in Gottes Hand. Das Wort des Predigers pralle ab, wenn nicht die göttliche Gnade das Herz des Zuhörers erweiche. Deshalb gehöre zur Predigt das fromme Fürbittgebet der Gläubigen. Niemand solle man nöthigen, sich taufen zu lassen. Dafs viele Arbeit vergeblich sein würde, sah er voraus. Deshalb forderte er zur Geduld und Nachsicht auf.

Zeugen von der Thätigkeit der deutschen Missionäre unter den Wenden Kärntens und der östlichen Länder sind die ältesten Denkmäler der slavischen Sprache: zwei Beichtformeln und eine erbauliche Ansprache. Die erste Beichtformel schließt nach einem an Gott und alle Heiligen gerichteten Sündenbekenntnis mit folgendem Gebete: „Gott, du bist vom Himmel gekommen, ja hast dich in Leiden dahingegeben für alles Volk, damit du uns dem Argen entrieffest. Rette mich von allen Uebelthätern. Barmherziger Herr, dir übergebe ich meinen Leib und meine Seele, mein Wort und Werk, meinen Willen und Glauben, mein Leben. Laß mich am Tage des Gerichtes deine große Barmherzigkeit vernehmen mit jenen, die du rufen wirst: Kommet ihr Erwählten meines Vaters, empfanget die ewige Freude und das ewige Leben.“

Die Predigt ist vorwiegend Sittenpredigt und fordert eindrucksvoll auf, mit den Heiligen der früheren Zeit in der Bethätigung des Glaubens zu wetteifern: „Ihr könnt, Kindlein, selbst einsehen, dafs die früheren Menschen dem Aussehen nach ebenso beschaffen waren, wie wir. Aber sie hassten die Werke des Teufels und liebten die Werke Gottes. Jetzt knien wir in ihren Kirchen, rufen sie an, trinken ihnen zu Ehren, bringen zum Heile unseres Leibes und unserer Seele ihnen Opfer dar. Auch wir können ihnen gleich werden, wenn wir die gleichen Werke verrichten, wie sie. Sie speisten den Hungernden, tränkten den Dürstenden, kleideten den Nackten. Durch solche Werke sind sie Gott nahe gekommen; so müssen auch wir den höchsten Vater anflehen, dafs er uns eine Wohnung gibt in seinem Reiche.¹

¹ Saut II, 425 ff.

Der Südosten Deutschlands war unter der Herrschaft Karls des Großen nicht ohne dessen thatkräftige Mitwirkung, namentlich von Salzburg aus, dem Christenthum erobert worden. Die Stärkung und Befestigung des christlichen Glaubens bis zur Ueberwindung des Heidenthums in seinen letzten Schlußwinkeln und die Einführung des Christenthums nicht bloß in die deutschen Länder, sondern auch in die deutschen Herzen, erforderte allerdings wie überall, so auch hier noch lange Jahre und eine langwierige Arbeit. Die Geschichte der Einführung des Christenthums in die deutschen Länder kann schließen mit der kirchlichen Ordnung eines Missionsgebietes. Wie das eigentliche Deutschland durch den Apostel der Deutschen, den hl. Bonifacius, so war das neue Missionsgebiet in den damals slavischen Ländern Oesterreichs unter Erzbischof Arno von Salzburg kirchlich geordnet und eingetheilt worden. Die Grundlage war geschaffen, auf welcher ein frisches kirchliches Leben und Wirken sich ungehindert entfalten konnte. Die Zahl der Kirchen mehrte sich rasch. Die einwandernden Bayern und die deutschen Beamten gewährten nicht bloß dem Christenthume eine sichere Stütze, sondern brachten auch deutsche Sitten und deutsches Leben gegenüber den slavischen zur Geltung.

Die eigentlichen Apostel des Slavenvolkes mit dem Mittelpunkt in Mähren wurden bald darauf die Heiligen Cyrill und Methodius. Wenn auch der hl. Methodius sich um die Bekehrung der Kärntner Slaven unschätzbare Verdienste erworben hat, so fällt doch seine und seines Bruders Cyrill Wirksamkeit nicht mehr in den Bereich unserer Betrachtung, die sich auf die Christianisierung der deutschen Länder beschränkt, das heißt jener Länder, welche deutsch waren oder es doch wieder wurden. Was slavisch in Sitten und Sprache blieb, gehört nicht dahin; also nicht die Länder südlich der Drau und im heutigen Mähren; dagegen bleibt noch der Nordosten Deutschlands, hauptsächlich Preußen, kurz zu erörtern.

Die Bekehrung der Slaven im Norden Deutschlands.

Vom Adriatischen Meere bis zur Nordsee standen an der Ostgrenze Deutschlands slavische Stämme. Nördlich der Donau drangen sie von Böhmen herüber in den bayrischen Wald, in die bayrische Oberpfalz und in die Maingegenden.

An den nördlichen Nebenflüssen der Donau, hauptsächlich an der Raab und am obern Main ließen sie sich, vielleicht erst infolge der Siege ihres glorreichen Königs Samo, nieder. Wie im Südosten, ja wohl noch früher, werden sie auch hier nach dem Verfall des geeinigten Slavenreiches unter bayerische Botmäßigkeit gekommen sein. Infolge der von da an beginnenden Germanisierung des Volkes konnte es nicht anders kommen, als daß sie nach und nach zur Annahme des Christenthums heranreisten, dem ihre neuen Beherrscher zum Theil schon angehörten. Die Missionsaufgabe lag hier in den Händen der bayerischen Benedictinerklöster und der benachbarten Diöcesen. Nieder- und Oberalteich, Pfaffenmünster, St. Emmeram, Weltenburg und so weiter hatten ohne Zweifel das Hauptverdienst an der Befehrung ihrer slavischen Nachbarn. Wie hätten sie sonst soviel für die Slavenmission in weiter Ferne thun können, wenn sie ihre nächsten Landsleute vergessen hätten!

Nicht minder waren die von Bonifacius und unter Karl dem Großen gestifteten Klöster in Thüringen und Sachsen für die Ausbreitung des Christenthums unter den Slaven thätig. Waren doch bis Fulda Slaven vorgedrungen. Als der Lieblingsschüler des hl. Bonifacius, der erste Abt von Fulda, Sturm, im Auftrage seines Meisters für das neu zu gründende Kloster einen geeigneten Platz suchend, Land auf und ab ritt, traf er in der Nähe des späteren Fulda hadende Slavenstämme an, welche ihn verhöhnten, doch ungefährdet weiterziehen ließen.

Ohne bei diesen kleineren und mehr zwischen deutsche Stämme hineingeschobenen Slavencolonien zu verweilen, haben wir noch den ersten Spuren des Christenthums im eigentlichen Nordosten Deutschlands, besonders im heutigen Preußen zu folgen.

Die Elbe bildete ungefähr die Grenze, bis zu welcher das Befehrungswerk des hl. Bonifacius und seiner Nachfolger unter Karl dem Großen gediehen war. Der ganze Nordosten Deutschlands lag auch nach dieser Zeit theilweise noch Jahrhunderte lang in heidnischer Finsternis. Wie die Sonne im Norden spät erscheint und bald verschwindet, so war es im Nordosten Deutschlands mit dem Christenthum. Während der Süden seit Jahrhunderten im Licht des Glaubens lebte und blühte, wußte man an der Weichsel und selbst an der Oder gar nicht, daß die Sonne des Lebens, Jesus Christus, überhaupt erschienen war.

Und als endlich auch für sie der Tag erschien, war es wie ein Decembertag mit flüchtigem Sonnenschein. Kaum ein paar Jahrhunderte christkatholischen Glaubens und Lebens, so kam die Irrlehre Martin Luthers wie ein trüber Nebelschleier, und wieder war die Lebenssonne des Volkes, das Christenthum, zwar nicht völlig verschwunden, aber verhüllt durch die Wolken der Irrlehre.

Durch die Befehrung der Sachsen war dem Christenthum der Weg zu den Völkern des Nordens gebahnt worden. Schleswig-Holstein, Dänemark und Scandinavien folgten sich in der Annahme des christlichen Glaubens. Als eigentlicher Apostel des Nordens gilt der hl. Ansgar, welcher auch für die Ausbreitung des Christenthums in den deutschen Ländern nicht ohne Bedeutung ist. Nach kurzem segensreichen Wirken in Schleswig und Dänemark, wo er durch den neubekehrten, glaubenseifrigen König Harald kräftig unterstützt wurde, und weiteren Erfolgen in Schweden gründete er mit Hilfe des deutschen Kaisers Ludwig des Frommen als Stützpunkt für die nordische Mission das Bisthum Hamburg. Der hl. Ansgar wurde zum ersten Erzbischof von Hamburg ernannt und von Papst Gregor IV. bestätigt (832). Die neue Heimatsstätte und Pflanzschule christlichen Lebens in Hamburg wurde jedoch kaum mehr als ein Jahrzehnt später von den heidnischen Dänen überfallen und zerstört, und Ansgar irrte mittellos als Flüchtling umher, bis er nach dem Tode des Bischofs Leuterich von Bremen (845) diese Stadt als neuen Bischofsitz erhielt. Hamburg-Bremen wurde vereinigt (864) und Ansgar nahm seine Missionsthätigkeit im Norden wieder auf. Erfolge wechselten mit Mißerfolgen. Zuletzt kehrte er in seine eigene Diöcese Bremen-Hamburg zurück und blieb dort bis zu seinem Tode, unermüdtlich thätig in Erbauung von Kirchen, Schulen, Klöstern und Spitälern. Nach einem überaus mühevollen und segensreichen Wirken starb er am 3. Februar 865 zu Bremen. Seine letzte Ruhestätte fand er in der dortigen Kathedralkirche. — Unter seinem Lieblingschüler und Nachfolger Bischof Rimbert (865 bis 888) begannen die schrecklichen Züge der normannischen Seeräuber die Küsten Deutschlands und Frankreichs zu verwüsten. An eine Ausbreitung des Christenthums war während dieser überaus unglücklichen Zeit nicht zu denken. Mit Mühe wurde die völlige Vernichtung des Christenthums verhindert. Erst seit dem elften und zwölften Jahrhundert kann der Norden Europas als wirklich christlich

gelten; bald wurden von dort im Nordosten des heutigen Deutschlands Missionsversuche unternommen. Dänemark gilt als christliches Land erst seit der Zeit seines wirklich großen und christlichen Königs Knut (1014 bis 1035); Schweden seit König Erich dem Heiligen (gest. 1160); Norwegen war mindestens hundert Jahre früher ein christliches Land.

Das unglückliche Polen, welches zum Theil deutsches, beziehungsweise preussisches Land wurde, hat das Christenthum noch am frühesten angenommen, theils von Deutschland her durch Unterordnung unter Kaiser Otto I., theils von Böhmen her durch Vermittlung des Polenherzogs Miecislaw, der eine katholische Prinzessin aus Böhmen heiratete und von ihr zum Christenthum bekehrt wurde. Ein Theil des Volkes folgte seinem Beispiele. Im Jahre 968 wurde das Bisthum Posen errichtet, das zunächst dem Erzbisthum Magdeburg unterstellt ward. Des genannten Polenherzogs Sohn und Nachfolger Boleslaw Chrobry (992 bis 1025) vollendete die Bekehrung seines Landes; gleichzeitig errang er die Unabhängigkeit von Deutschland. Im Jahre 1000 errichtete er ein Erzbisthum in Gnesen mit den Bisthümern Posen, Kolberg, Breslau und Krakau. Das letztere kam später an die österreichische Monarchie, die ersteren gehören gegenwärtig zu Deutschland (Schlesien und Pommern).

Die verschiedenen Slavenstämme im Norden und Nordosten Deutschlands hatten den gemeinsamen Namen *Wenden*. Dahin gehörten:

Die Obotriten in Holstein und Mecklenburg, ferner die Wilzen zwischen Elbe und Oder, die Pommern zwischen Oder und Weichsel, die Sorben in Sachsen und der Lausitz. Alle diese unabhängigen Slaven waren unter sich uneins. In der Regel war jeder Stamm des Nachbarn alter Feind, die Obotriten Feinde der Wilzen, die Pommern Feinde der Sorben, so dass sich die deutschen Könige seit Karl dem Großen immer der einen gegen die andern bedienen konnten. Die Obotriten hat schon Karl der Große am meisten begünstigt, weil sie ihm gegen die Sachsen halfen und zugleich die Wilzen abhielten. Bis ins zehnte Jahrhundert waren diese Stämme sämmtlich Heiden und wurden erst nach und nach, zum Theil erst sehr spät und unter vielen Rücksällen ins Heidenthum dem Christenthum und deutscher Sitte unterworfen. Hauptverdienste erwarben sich um ihre Bekehrung die deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause, Heinrich I.

und Otto I., durch Errichtung deutscher Grenzländer oder Marken und durch Gründung zahlreicher Bisthümer unter den verschiedenen Stämmen: Havelburg, Oldenburg, Brandenburg, Magdeburg mit Merseburg, Meissen und Zeitz (in den Jahren 946 bis 968).

In Holstein und Mecklenburg wurde das Christenthum durch eine Empörung (983) fast völlig wieder vernichtet. Die dort wohnenden Obotriten hatten sich seit der Zeit des Kaisers Otto des Großen (936 bis 973), also seit siebenzig Jahren und darüber zum Christenthum bekehrt, als sie sich auf einmal vom Leibe Christi, mit dem sie solange verbunden gewesen waren, wieder losrissen. Als Grund gibt ein alter Geschichtsschreiber die Habucht ihrer Herren, der Sachsen an, dazu den Hochmuth ihres Herzogs Mstewoi, welcher Unerträgliches forderte, und die Wirren im deutschen Reiche, welche den Slaven Hoffnung auf Erlangung ihrer Selbständigkeit machten. Ein wilder Aufstand verwüstete die Kirchen und verjagte die Priester. Im Jahre 1002 war keine Spur des Christenthums mehr jenseits der Elbe. Der Abfall vom deutschen Reich wie vom Christenglauben wurde im Lande proclamirt. Erst nach langen, blutigen Kämpfen hat der deutsche Kaiser Konrad II. (1024 bis 1039) einen Theil des Landes wieder unterworfen. Für das Christenthum nahm die Sache wieder eine bessere Wendung unter dem Obotritenfürsten Gottschalk. Zuerst ein Verfolger, wurde er bald der eifrigste Verbreiter des Christenthums. Er war ein Enkel jenes Fürsten Mstewoi, unter dem die Empörung ausgebrochen war, und wurde in einem Kloster Lüneburgs christlich erzogen, als er die Ermordung seines Vaters erfuhr. Da warf er sogleich allen Glauben sammt den Büchern beiseite, floh zu seinem Volke, sammelte eine Bande, überfiel das Land und richtete unter den Christen ein entsetzliches Blutbad an. Doch war die frühere Erziehung an ihm nicht völlig verloren gegangen. Als er einst durch das verheerte Land ritt, und überall, wo früher Kirchen standen und Wohlstand das Land erfüllte, nur Wüsteneien sah, schmerzte und schreckte ihn sein eigenes Werk. Er wollte Sühne leisten und Versöhnung erlangen. Und so geschah es. Nachdem er im Dienste des großen Dänenkönigs Kanut tapfere Kriegsthaten verrichtet hatte, kehrte er in sein Land zurück, erkämpfte sich das Erbe seines Vaters, vereinigte die bisher getrennten Wendenstämme und wollte jetzt durch Eifer für die

Verbreitung des Christenthums wieder gut machen, was er früher durch Grausamkeit gegen die Christen gefehlt hatte. Im ganzen Lande wurden die zerstörten Kirchen wieder aufgebaut und alle Völker wurden christlich. So glühend war der Eifer im Herzen des Fürsten, daß er selbst in der Kirche an das Volk Ermahnungsreden in slavischer Sprache hielt. Nie war ein Fürst im Slavenlande so mächtig gewesen, nie einer eifriger für das Christenthum. Aber gerade dieser Eifer rief in seinen Gegnern, besonders in seinem Schwager, hochverrätherische Mordpläne wach. Am 7. Juni 1066 wurde er beim Gottesdienst zu Lenzen erschlagen, mit ihm der Priester Ebbo und mehrere Mönche und Laienchristen. Unter dem Räuber seines Thrones, Kruso (1066 bis 1105) brach über die Christen in Mecklenburg und Holstein eine Verfolgung herein, welche an Grausamkeit den Verfolgungen im römischen Reich kaum nachstand. Den einen riß man die Eingeweide aus dem Leibe und wickelte dieselben um einen Pfahl, die andern wurden ans Kreuz geschlagen, um das Zeichen der Erlösung zu verhöhnen. Die ganze Küste ward wieder heidnisch. Erst Gottschalks Sohn Heinrich, welcher seines Vaters Thron zurückeroberte, gab auch dem Christenthum seine Rechte wieder. In Bälde kam das ganze Wendenland in Abhängigkeit von den Sachsen. Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe (1142 bis 1162), Herzoge von Bayern und Sachsen, verpflanzten deutsche Ansiedler in die verödeten Sitze. Nur im Lande der Obotriten, das heißt in Mecklenburg, erhielt sich ein Stammesfürst, Pribizlaw, der 1164 zum Christenthum übertrat und Stammvater des heutigen mecklenburgischen Fürstenhauses wurde.

In Pommern bahnte dem Christenthum das Schwert des Polenherzogs Boleslaw III., genannt Schiefmaul, den Weg. In sechsundvierzig siegreichen Schlachten, namentlich gegen die Pommern, hat er im Geiste der Kreuzzüge für die Ausbreitung des Christenthums und für die Befestigung der eigenen Herrschaft gekämpft. Die Pommern mußten 1121 christliche Missionäre zulassen. Da erschien 1122 bei ihnen der spanische Mönch Bernhard als Glaubensbote. In ärmlichem Gewande und barfuß predigte er. Aber die stolzen Pommern konnten sich einen armen, bettelnden Mönch nicht als Abgesandten des Herrn des Himmels und der Erde vorstellen, und als derselbe in frommem Eifer eine heidnische Säule umhauen wollte, schlugen sie ihn halb todt, warfen ihn in einen Kahn und schwuren ihm den

Tob, wenn er wiederkomme. Da dachte Boleslaw Schiefmaul an den Bischof Otto von Bamberg, den er einst als frommen und tüchtigen Priester kennen gelernt hatte, als derselbe am Hofe seines Vaters Sprache und Sitten der Slaven erlernte und als polnischer Hofkaplan von heiligem Eifer durchglüht war. Dieser sollte kommen im Vollglanz eines deutschen Kirchenfürsten. Boleslaw erbat sich gerne, die Kosten zu tragen. Otto kam. Von Papst und Kaiser ermutigt, machte er sich auf den Weg mit Schmuck und Kleidern aller Art: denn er kannte seine Leute und wußte, daß er nur wirken könne, wenn die Pommern glaubten, er bringe mehr als er fordere. Ungefähr am 24. Mai 1124 kam er nach Gnesen und blieb dort bis zum 1. Juni bei dem Polenherzog. Dieser vervollständigte seine Reiseausrüstung und gab ihm drei seiner Hofkaplane und als Reismarschall den Grafen Paulicius mit, einen eifrigen Katholiken, der sogar als Katechet und Prediger gute Dienste leisten konnte. Als Otto über den Grenzfluß in Pommern einzog, kam ihm der Herzog des Landes, Bratislaw, mit fünfhundert Reitern entgegen. Otto gewann ihn sogleich durch Geschenke. Hoherfreut rief der Herzog den Seinen zu: „Welch einen Vater hat uns Gott gegeben und welche Geschenke der Vater!“ Er war dem Christenthume nicht mehr fremd, hatte es aber bisher aus Furcht vor seinem Volke geheim gehalten. Otto sprach einfach und herzlich und doch voll Würde zum Volke. Der Glanz seiner Umgebung machte Eindruck; man überzeigte sich, daß nicht Eigennutz, sondern Sorge um das Seelenheil ihn leite. So gewann er aller Herzen, umsomehr, als die Heiden durch die letzten unglücklichen Kriege in ihrem Glauben an die Macht der Götter irre geworden waren. Am 12. Juni taufte er in Puritz nach achttägigem Unterrichte mehrere Tausende und errichtete ein Gotteshaus. In Camin hinterließ er nach einem vierzig-tägigen Aufenthalte eine Gemeinde von dreitausendsechshundert Christen, darunter die herzogliche Familie, für deren Seelsorge er einen Priester angestellt und eine Holzkirche erbaut hatte. Wie hier, predigte er auch anderswo, in Stettin, Julin und so weiter mit ausgezeichnetem Erfolge. In Julin wurden in zwei Monaten über zweiundzwanzigtausend Christen getauft und zwei Kirchen erbaut. Zwar erlebte er auch Mißerfolge. In Julin brach ein Aufstand des Volkes aus. Otto wurde mißhandelt und war in Lebensgefahr, aber er verzagte nicht. Er

predigte weiter, zweimal zog er nach Pommern 1124 und 1128. Seinem klugen und doch gottbegeisterten, entschiedenen und doch rücksichtsvollen Auftreten wurde der reichste Erfolg. Die Bewohner verließen ihre Götzen und empfingen zu Tausenden die Taufe. Ganze Städte traten zum Christenthum über. Zugleich kamen sächsische Ansiedler ins Land, wodurch dasselbe ein deutsches und mehr und mehr christliches Land wurde. Unter den Segnungen und Thränen der Bekehrten schied Otto, um 1128 wieder nach Bamberg zurückzukehren, aber vergessen hat er Pommern nie. Er kaufte Gefangene los und bildete der Landessprache kundige Missionäre heran. Im Jahre 1168 wurde die Insel Rügen durch den Dänenkönig Waldemar I. dem Christenthum unterworfen.

Am längsten und hartnäckigsten hielt sich das Heidenthum im eigentlichen Preußen. Die alten Preußen waren zur Zeit der Völkerwanderung von Nordosten her in das ehemals von gothischen Stämmen bewohnte, von diesen aber verlassene Land an der Ostsee eingewandert und hatten sich mit Slaven und Deutschen vermischt. Verrieth schon früher ihr schlanker Wuchs, das lichte Haar, die ganze Lebensweise, daß sie vorwiegend Deutsche waren, so wurden sie im dreizehnten Jahrhundert durch den Deutschorden völlig zu Deutschen gemacht. Ihr Götterglaube hatte Aehnlichkeit mit jenem der alten Deutschen. Ihre Priester, die Gritwen, besaßen, da sie zugleich Richter und Gesetzgeber waren, eine fast unumschränkte Gewalt. Vielweiberei, Tödten und Aussetzen der Kinder und gebrechlicher Greise war erlaubt. Die Gefangenen opferte man den Göttern. In ihr Blut tauchte man Schwert und Lanze und man versprach sich Glück davon in der Schlacht. Ehebruch und Diebstahl wurden grausam bestraft. Der Dieb wurde mit Ruthen gepeitscht, das drittemal von Hunden zerrissen. Die Kost war einfach, bei Gastmählern aber wurde geschwelgt, daher das Sprüchwort: Der Preußen Gott ist der Bauch. Die Getränke waren Bier und gegohrene Stutenmilch. Gastfreundschaft war heilig. Der Fremde erhielt sorgfältige Pflege und beim Gelage einen Rausch. Im elften Jahrhundert, als die ersten Bekehrungsversuche bei den Preußen gemacht wurden, stand das Volk schon auf einer etwas höheren Culturstufe. Es trieb Handel und Gewerbe; doch waren Ackerbau und Viehzucht die vorwiegende Beschäftigung.

Die ersten Glaubensboten der Preußen starben alle

als Martyrer. Als Apostel der Preußen und als Schutzpatron des Landes gilt der hl. Adalbert, Bischof von Prag, wengleich seine Missionsthätigkeit nur von kurzer Dauer war und erfolglos blieb. Mit zwei Gefährten predigte er in der Nähe von Danzig. Als er aber weiter vorzubringen versuchte und das Nationalheiligthum der Preußen zu betreten wagte, den heiligen Hain, welcher sich gegen Romove hinzog, wurde er am 23. April 997 von einem heidnischen Götzenpriester erschlagen. Nicht besser ergieng es seinen Nachfolgern, dem sächsischen Mönch Bruno mit achtzehn Gefährten (1008) und dem Cistercienserabt Gottfried von Lufina mit dem Bruder Philipp (1207).

Fast unmittelbar nach Gottfried gelang es dem Cistercienser Christian (gest. 1207), vielleicht Mönch des Klosters Oliva in der Nähe von Danzig, bessere Erfolge zu erzielen und festen Fuß zu fassen. Mehr als irgend einer seiner Vorgänger hätte er Anspruch auf den Ehrennamen eines „Apostels der Preußen“. Er war nicht nur der deutschen und polnischen, sowie der altpreußischen Sprache mächtig und der Sitten des Landes kundig, sondern auch mit allen apostolischen Tugenden, vor allem mit Milde und Klugheit ausgerüstet. Zahlreiche Befehrungen krönten sein Werk. Auch einige Vornehme ließen sich taufen. Um das Jahr 1215 wurde Christian von Papst Innocenz III. zum Bischof von Preußen ernannt. Zwei bekehrte Häuptlinge machten die erste Länderschenkung an das neue Bisthum.

Nur zu bald wurde die Missionsarbeit gehemmt. Die heidnischen Preußen erhoben sich gegen die Fremdlinge, vernichteten die Burgen im Land und zwangen viele Neubefehrte zur Rückkehr ins Heidenthum. Da der Herzog des benachbarten Masowien, Konrad, nicht imstande war, dem erbitterten Feinde Widerstand zu leisten, so wandte sich Bischof Christian nach Rom mit der Bitte, seine junge Pflanzung gegen die Grausamkeit der Heiden mit dem Schwerte vertheidigen und einen Kreuzzug predigen zu dürfen.

Mit päpstlicher Genehmigung wurden kleinere und größere Kreuzzüge unternommen, nicht ohne für das Christenthum Eroberungen zu machen; aber kaum waren die Heere fort, so begannen die Preußen stets einen wahren Vertilgungskampf gegen die bekehrten Gläubigen, weil sie von der Annahme des christlichen Glaubens Gefahr für ihre Freiheit witterten. Um sich



Ser hl. Kirgilitus, Erbauer des ersten Somes in Salsburg.

Nach dem Gemälde von S. E. I. f. Das Original befindet sich im Besitze Sr. Eminenz Cardinals Galler.

Eigentum und Verlag von G. Malsi in Salsburg.

dauernden Schutz zu schaffen, gründete Bischof Christian nunmehr unter Beihilfe des Herzogs Konrad von Masowien nach dem Beispiel der Schwertbrüder einen eigentlichen geistlichen Ritterorden, den Orden der Brüder des Ritterdienstes Christi in Preußen oder die Ritter von Dobrin, ihrer Hauptburg. Auf weißem Mantel trugen sie als Ordenszeichen ein rothes Schwert und einen Stern. Der Orden bestand jedoch nicht lange. Schon im ersten Jahre 1225 wurden in einer Schlacht alle Ritter bis auf fünf von den heidnischen Preußen niedergehauen. Ein Sturm nach dem andern brauste über die junge christliche Saat in Preußen hinweg. Da kam Bischof Christian auf den folgenschweren Gedanken, den Deutschorden für die Befehrung des Landes zu gewinnen und zu verwenden.

Der sogenannte deutsche Orden war hervorgegangen aus der Stiftung eines frommen, deutschen Mannes in Jerusalem, welcher, tiefgerührt von dem Unglück der Jerusalempilger, die Kranken aus Deutschland in sein Haus aufnahm und verpflegte, während seine Frau in einem eigens gekauften Hause kranke, deutsche Frauen pflegte. Da die beiden Häuser bald zu enge wurden, ließ der fromme Stifter im Jahre 1128 auf eigene Kosten ein großes Hospital und eine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle bauen. Das wurde die Heimstätte einer Brüderschaft für Pflege deutscher Pilger, in welche auch deutsche Ritter und Edle eintraten und welche sich allmählich mit Unterstützung deutscher Edelleute und Bürger und unter dem Schutze deutscher Fürsten und der Päpste zu einem eigentlichen Orden entwickelte. Im Jahre 1190 wurde dieselbe unter dem Namen: „Brüder des Hospitals unserer lieben Frau der Deutschen zu Jerusalem“ förmlich als Ritterorden organisiert. Die ursprünglichen Ordensmänner fügten zu den Gelübden der Armut, Keuschheit und des Gehorsams noch das vierte Gelübde hinzu, das heilige Land gegen die Ungläubigen zu beschirmen. Nicht mehr die stille Krankenpflege allein war fortan ihr Ziel, sondern der unabhängige Kampf gegen die Feinde Christi und der Kirche, der Schutz des heiligen Landes, unverdroffene Hilfe für Witwen und Waisen und für Leidende überhaupt. Die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß der friedliche Krankendienst vor dem kriegerischen Berufe mehr zurücktreten mußte. Ihr Ordensgewand war ein weißer Mantel mit schwarzem, silberberandetem Kreuze. Nur Deutsche konnten in den Orden eintreten, der aus

drei Classen bestand: aus Rittern, Priestern und dienenden Brüdern. An der Spitze des Ordens stand ein Großmeister.

Unter dem vierten Großmeister, Hermann von Salza aus Thüringen (1210 bis 1239) nahm der Orden einen wunderbaren Aufschwung. Unter ihm wurde der Orden aufgefordert, nach Deutschland zu kommen, um die Preußen mit Kreuz und Schwert zu befehren, und Hermann, welcher richtig erkannte, daß der Eifer für die Kreuzzüge ins heilige Land bereits erkaltet und der gänzliche Verlust der christlichen Besitzungen dortselbst unabwendbar sei, folgte dem Rufe.

So begann seit dem Jahre 1230 der ewig denkwürdige Kampf des Deutschordens gegen die Preußen. Ohne die dauernde Unterstützung der Päpste, welche demselben stets neue Hilfe durch Kreuzfahrer, die Schwertbrüder und die Heere einzelner Fürsten, wie Ottokar II. von Böhmen, sandten, wäre auch dem Orden die Eroberung und Befehrung Preußens kaum gelungen.

Es war ein mehr als fünfzigjähriger Kampf für Nationalität, Freiheit und Religion, der von beiden Seiten mit höchstem Heldenmuth, von den Rittern mit einer Umsicht und maßvollen Verwendung der Kräfte, von den Preußen mit einer Leidenschaft geführt wurde, wie sie nur das Gefühl geben konnte, man kämpfe für alles, was den Menschen heilig und theuer ist. „Es ist unnöthig, zu fragen, welches Recht die Ritter hatten, die Preußen zu befehren: Christenthum und Heidenthum waren in diesem Gebiet schon lange in erbittertem Kampf, Menschenopfer besudelten die Altäre der Preußen, Mord gebrechlicher Kinder, kranker Eltern, das Verbrennen der Diener mit der Leiche ihres Herrn durfte nicht fortbestehen. Das preußische Volk mußte in eine höhere Culturentwicklung eintreten oder zugrunde gehen. Die Slaven drangen von Osten, die Deutschen von Westen vor. Wären die Ritter nicht gekommen, Preußen wäre eine russische Provinz geworden; und so war es ein Glück für Preußen, daß es deutsche Cultur bekam. Freilich kam dieses neue Lebens- element unter entsetzlichem Jammer, durch Blut und Thränen, über tausende von Leichen in das Land, aber es war nicht anders möglich; neue Lebensformen kommen nur unter harten Geburtswehen zur Welt.“¹ Keinen Augenblick gewann die zer-

¹ Weiß IV, S. 350.

störende Leidenschaft die Oberhand beim Sieger. Ueberall und von Anfang an gieng eine peinliche Fürsorge für das Aufbauen Hand in Hand mit der schweren Arbeit des Niederreißens.

Die Preußen hatten einen mächtigen Schutz in ihren undurchdringlichen Wäldern, ihren ausgedehnten Seen und Sümpfen. Ihre allgewaltigen, heidnischen Priester feuerten sie immer wieder zum Vertheidigungskampf an: Verloren sie eine Schlacht und hatten sie Unglück, so deuteten es die Priester als Strafe der Götter für den Abfall von ihnen. Gewannen sie einen Sieg, so ward die Ueberzeugung von der Macht der Götter neu befestigt. Umso bewundernswerter sind die Erfolge der Ordensritter. Ebenso tapfer als keusch und fromm standen diese Marienritter unerschütterlich in der offenen Schlacht und suchten durch Menschlichkeit und kluge Mittel die Besiegten zu gewinnen. Es war schwer, in diesen fast endlosen Kämpfen um Leben und Lieben und alles, was dem Menschen heilig ist, Menschlichkeit und christliche Milde zu bewahren; denn die Preußen führten den Krieg mit entsetzlichen Greueln. Unter den ausgesuchtesten Qualen wurden gefangene Priester zu Tode gemartert und gefangene Ritter den Götzen zu Ehren verbrannt. Ein preußischer Häuptling ließ gefangene Ritter und Priester langsam verbrennen oder mit Keulen erschlagen, oder mit den Beinen an einen Baum aufhängen oder mit ausgeschnittenem Nabel an einen Baum festnageln und mit Keulen solange um den Baum herumtreiben, bis die Eingeweide herausgewunden waren. Die christlichen Ordensritter schreckten nicht zurück. Ein höherer Geist, ein bewunderungswürdiger Opfermuth befeelte sie. Der Mahnung des Papstes Honorius III. gemäß bewährten sie sich als wahre makabäische Helden. Sie waren einig, während die heidnischen Völkerschaften jede für sich den Kampf führte, ohne aufeinander zu warten, und eine nach der andern erlagen.

Die Ordensritter giengen nach einem sehr verständigen Plane vor, von Schritt zu Schritt, von Stellung zu Stellung, von Landschaft zu Landschaft. War ein Gebiet erobert, so wurden Burgen und Städte als Ausgangs- und Stützpunkte gegründet und den zahlreichen deutschen Ansiedlern, Kaufleuten und Handwerkern, welche den Kreuzesheeren auf dem Fuße nachfolgten und deutsche Sprache und Sitte verbreiteten, überwiesen.

In großen Zügen war der Verlauf des Kampfes folgender: Im Jahre 1230 war die erste Ritterschar unter Führung des

Landmeisters Hermann von Balk, eines ebenso tüchtigen Feldherrn wie geschickten Diplomaten, gegen Preußen gezogen. Im folgenden Jahre setzte Balk auf das rechte Ufer der Weichsel über und eröffnete damit den eigentlichen Kampf, welcher den Orden zu einer Weltmacht erheben sollte. Zunächst galt es ihm, festen Fuß zu fassen und das Land von den Raubnestern der Preußen zu säubern. In den Jahren 1231 und 1232 wurden die ersten Städte Thorn und Kulm gegründet. Das Jahr 1233 brachte den ersten großen Kampf mit den heidnischen Preußen: es war die furchtbare Schlacht an dem Fluss Sirgume, heute Sorge, in Pomesanien. Der Feind soll, wenn auch schlechter gerüstet, doch dreimal stärker gewesen sein als das christliche Heer der Ordensritter und der verbündeten christlichen Fürsten. Mehrere Stunden schwankte der Sieg, bis der Abend hereinbrach. Da rafften zwei christliche Fürsten, die mit der Kriegsführung der Preußen vertraut waren, ihre Mannschaften eiligst zusammen und besetzten, während der Kampf fortwüthete, jenes Gebüsch, welches den Preußen zur Seite lag und das nöthigenfalls den Rückzug decken sollte. Von hier aus fielen sie dem Feinde in die Flanken. Die Schlacht war entschieden. Fünftausend Preußen wurden erschlagen. Ein starker Haufen von Flüchtlingen warf sich während der Nacht in eine nahegelegene Burg. Wieder siegten die Christen. Von den Feinden kamen die meisten um. Der Ort hat noch lange Zeit nachher das Todtenfeld geheißt. Nach verschiedenen Wechselfällen wurde im Jahre 1235 die Landschaft Pomesanien vollständig bezwungen, die sechs Burgen des Landes gebrochen. Ebenso gieng es in Pogesanien und den nächsten Landschaften. Im Jahre 1237 wurde Burg und Stadt Elbing gegründet, in weiterer Reihenfolge Rheding und Marienwerder.

Es war ein Unglück für die preußische Bevölkerung, daß der edle Hermann von Balk im Jahre 1239 aus dem Leben schied. Die freundliche Behandlung, welche sie durch ihn erfahren hatten, wäre das geeignetste Mittel gewesen, die natürliche Wildheit des Stammes zu zähmen. Doch nach seinem Tode trat ein strafferes Regiment ein. Das veranlaßte auf Seite der Preußen eine furchtbare Empörung. Neun lange Jahre tobte der Kampf mit unerhörter Heftigkeit.

Wenn Völker sich zerfleischen, ist die nimmermüde Friedenseule von jeher die Kirche gewesen. Durch Vermittlung des

Papstes kam es im Jahre 1249 zum Frieden. Den Preußen wurde volle Freiheit zugesichert; dafür mußten sie sich verpflichten, den barbarischen Gebräuchen des Kindermordes, der Gözenopfer und der Vielweiberei zu entsagen, die Kirchengebote zu halten, dem Deutschorden den Zehnten zu entrichten und Kirchen zu bauen, deren Besetzung mit Priestern der Orden übernahm.

Schon im Jahre 1243 war das Land in vier Bisthümer eingereicht worden: Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland. Ueberall im Lande wurden durch die Sorgfalt der Ritter und der Päpste christliche Schulen angelegt. Man schickte auch preußische Knaben und Mädchen nach Deutschland, besonders nach Magdeburg zur Erziehung und zum Unterrichte. Arme und franke Preußen wurden von den Rittern selbst in ihren Hospitälern verpflegt.

Aber noch war Preußen nicht besiegt und nicht bekehrt. Plötzlich erhob sich das preußische Heidenthum nochmals in seiner ganzen Wildheit. Die Veranlassung dazu war eine Niederlage des Ordens gegen die Litauer im Jahre 1260. Wiederum flammte die Sehnsucht nach der alten, zuchtlosen Freiheit in wüsten Dragen auf. Wiederum wurde alles zerstört, dessen die Preußen habhaft werden konnten, und die Priester aufs grausamste ermordet. Länger als zwanzig Jahre währte dieser äußerst hartnäckige Kampf. Es gab fast keine Burg und keine Stadt mehr, die nicht mehrmals belagert und das eine oder anderemal vom Feinde erstürmt wurde. Hin und wieder griffen selbst die Frauen zu den Waffen und kämpften mit Todesverachtung, namentlich bei der Vertheidigung von Festungen.

Stärker als das verzweifelte Ringen und Kämpfen der heidnischen Preußen war der unbezwingliche Heldennuth der christlichen Ordensritter. Ohne die nachhaltige Hilfe der Päpste hätten freilich auch sie den Kampf wohl nicht bestanden. Nach dem Siege suchten sie das Land durch Schonung und Milde zu beruhigen. Wohl hätten die Preußen jene Begünstigungen, welche ihnen der Friede vom Jahre 1249 garantiert hatte, durch den blutigen Aufstand seit 1260 längst verwirkt gehabt; gleichwohl verfahren die Ordensritter mit außerordentlicher Milde gegen sie. Zwar verloren viele die Unabhängigkeit ihres Besitzes und wurden dienstpflichtige Bauern. Aber sie behielten gleich freien Männern das Recht der Vererbung ihrer Grundstücke, sowie das Recht auf Ablösung ihres Dienstverhältnisses. Die

Hauptforgen des Ordens aber blieb es, daß die Preußen nicht bloß getauft, sondern auch innerlich umgewandelt und freie Söhne Gottes, nicht Knechte und Sklaven im Christenthum wurden. Seit dem Jahre 1283 war Preußen vollständig und dauernd beruhigt und konnte von da an als christliches Land gelten.¹

Die den Preußen benachbarten und stammverwandten Litauer wurden zwar um die gleiche Zeit von den Deutschherren zur Annahme der Taufe gezwungen, allein sie fielen bald wieder ins Heidenthum zurück und suchten jede Spur des Christenthums gewaltsam auszutilgen. So blieb Litauen heidnisch bis 1386, wo der Fürst Jagello sich mit der christlichen Königin Hedwig von Polen vermählte, beide Länder vereinigte und Litauen christlich machte.

Unterhalb Jahrhunderte später kam die Irrlehre Luthers nach Preußen und in die Nachbarlande. Mit seinem Uebertritt zum Luthertum verwandelte der letzte Großmeister des einst so glorreichen Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, das Land des Ordens in ein weltliches Herzogthum und entschied damit das Schicksal der katholischen Kirche in Preußen, das seitdem überwiegend protestantisch geblieben ist.

So gleicht die Geschichte des Christenthums in Preußen wirklich einem kurzen Wintertag. Spät erst erscheint die Sonne, blutigroth geht sie auf, dann kommen düstere Nebelschleier und lagern sich bleiernschwer und unheimlich frostig über dem Lande.

Mit Preußen war das letzte Land, das sich heute deutsch nennt, zum Christenthume bekehrt. Eine mehr als tausendjährige Arbeit war nöthig gewesen, ehe ganz Deutschland mit Einschluß des Nordostens christlich genannt werden konnte. Martyrverblut und Heidenblut mußte in Strömen fließen, bis der wilde Sinn manches deutschen Stammes sich unter das sanfte Joch Christi beugte. Es gibt kaum ein Land, in dem die Einführung des Christenthums mit soviel Hindernissen zu kämpfen hatte wie in unseren Landen.

Die Anfänge des Christenthums in Deutschland galten nicht der Befehrung deutscher Stämme, sondern der römisch gewordenen Bevölkerung deutscher Länder. Sie liegen zumeist in tiefem Dunkel.

¹ Vergleiche: Michael S. J. „Geschichte des deutschen Volkes“. I. Band, S. 108 bis 124.

Verfolgungen blieben dem jungen Christenthum auch auf deutschem Boden nicht erspart, namentlich warf die letzte große Verfolgung unter Diocletian ihre blutigen Schatten auf das ganze deutsche Gebiet, soweit es unter Roms Scepter stand. Mehr als die Verfolgung römischer Kaiser und Statthalter griff die Völkerwanderung zerstörend in das junge Leben der Kirche



Die Einweihung des Domes.

Nach dem Gemälde von Giltensberger jun.

ein. Während die erstere das Christenthum nicht vertilgte, sondern kräftigte, weil Martyrverblut stets Christensamen war, hat die Völkerwanderung das Christenthum in den deutschen Landen thatsächlich vielerorts vertilgt; das deutsche Volk hatte in den jahrhundertelangen Kämpfen und Wanderungen Sinn und Verständnis für Christi Lehre und Geist verloren.

Wie das Aehrenfeld nach einem Hagelschauer, so lag das Christenthum in den deutschen Ländern nach der Völkerwanderung darnieder. Was noch gerettet war, reichte nicht aus, das verwüstete Feld neu zu bestellen. Es mußte eine neue Saat ge-

streut werden und frische Arbeiter und Glaubensboten kommen, wenn die deutschen Länder nicht ins Heidenthum zurücksinken sollten. Ein frohes Gedeihen lohnte die doppelte Mühe.

Im Herzen Deutschlands hat der große Apostel der Deutschen, der hl. Bonifacius, die christliche Ausfaat beendigt. Karl der Große hat das Nachbarland Sachsen und die damals von den Slaven und Awaren besetzten österreichischen Alpen- und mittleren Donauländer mit Kreuz und Schwert dem Christenthum gewonnen.

Achtthundert Jahre nach Christus war Deutschland christlich bis auf den Nordosten, das heutige Preußen. Dieses lag noch vier Jahrhunderte wie wucherndes Urland brach. Unter unendlichem Schweiß bearbeitet und mit blutigem Thau getränkt begann endlich auch hier ein jugendfrisches, christliches Leben sich zu entfalten. Leider war, es von allzu kurzer Dauer. Luther hat nicht bloß den Norden Deutschlands bald wieder von der Mutterkirche losgerissen, sondern auch in vielen andern deutschen Ländern und über die deutschen Grenzen hinaus die Einheit des katholischen Glaubens und die Verbindung mit dem Mittelpunkt der Kirche in Rom theilweise zerrissen. Was der hl. Bonifacius als die Lebensquelle der christlichen Kirche betrachtete, nämlich die Verbindung mit dem Papste, wofür er ein langes Leben in unvergleichlicher, nimmermüder Thätigkeit opferte, das hat ein Theil des Volkes seiner Liebe und seiner Schmerzen wieder preisgegeben.

Der Süden, zunächst Bayern=Oesterreich, ist dank der Sorge seiner Fürsten im allgemeinen katholisch geblieben. Noch lebt und blüht der alte Glaube und die alte Sitte, wie ein heiliger Severin und Rupert, ein hl. Virgilius und Bonifacius sie unsern Landen gebracht haben. Neben dem guten Samen wächst und wuchert leider viel Unkraut, ohne daß es die Apostel der deutschen Länder gesäet haben. Die christliche Kirche hat es nicht gestreut, sie ist sich gleich geblieben: das Unkraut stammt von den Feinden der Kirche. Es wird der Weissagung des Herrn gemäß fortwuchern bis zum Tag der Ernte. Der wahren Kirche Jesu Christi wird es nicht schaden.



